

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Diakoniewissenschaftliches Institut
der Theologischen Fakultät

69117 Heidelberg
Karlstraße 16
Tel.: 06221/543336

Diakonie

im ökumenischen Kontext

DWI-INFO Nr. 29
Heidelberg

ISSN 0949-1694
1995/96

Liebe Freunde und Freundinnen des DWI-Info!

"Diakonie im ökumenischen Kontext" ist für das DWI-Info kein neues Thema. Erinnerung sei an die Dokumentationen der Auslandsexkursionen des Instituts in die Niederlande (DWI-Info Nr. 23, 1989/90), nach Dänemark (DWI-Info Nr. 24, 1990/91) und nach Kenia (DWI-Info Nr. 25, 1991/92). Im vorliegenden Info beziehen sich die Beiträge jedoch nicht auf ein einzelnes Land.

Im ersten Teil sind v.a. Berichte über Studienaufenthalte von Studierenden sowie Absolventinnen und Absolventen des Instituts, die diese in die USA, nach Australien, Palästina, Schweden und Lettland führten, vereinigt. Weiterhin finden sich hier Berichte bzw. Referate von Tagungen, eine Darstellung diakoniewissenschaftlicher Aufbrüche in Nordeuropa sowie ein Beitrag über die Diakonie in Dänemark von Lars Mandrup, dem Direktor der Diakonenhochschule in Århus, die vor fünf Jahren Ziel einer unserer Exkursionen war. Vorangestellt ist diesem Abschnitt die Einladung und das Programm zum "Europäischen Studienseminar des Diakoniewissenschaftlichen Instituts in Zusammenarbeit mit der Diakonischen Akademie der EKD und der Orthodoxen Akademie in Kreta" im August 1996, das unter dem Thema stehen wird: "Diakonie der Versöhnung - auf dem Weg zu einer Verständigung und vertieften Zusammenarbeit der Kirchen in Europa", sowie ein Interview, das Prof. Theodor Strohm in diesem Frühjahr mit Prof. Alexandros Papaderos in der Orthodoxen Akademie führte. Die Überschrift des Gesprächs "Dialoge der Versöhnung" darf als Motto aller hier dokumentierten ökumenischen Kontakte gelten.

Der zweite Abschnitt des Infos gibt die Berichte von den Exkursionen des Instituts wieder. Sie führten Studierende im Juni 1994 ins Elsaß, im Januar 1995 nach Hephata/Treysa und im Juni/Juli 1995 nach Görlitz und Prag. Der abschließende dritte Teil des Infos möchte einige Einblicke in Studium und Forschung am Institut gewähren. Hier findet sich die zusammenfassende Darstellung einer vom DWI mitveranstalteten Tagung über den Sozialen Protestantismus in den Jahren 1890-1935, die Stellungnahme des Doktorand/inn/enkolloquiums des Instituts zum Konsultationsprozeß "Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland" sowie eine zeitkritische Betrachtung zum Social Sponsoring internationaler Konzerne. Der Archivar des Diakonischen Werkes der EKD, Dr. Helmut Talazko, berichtet über die Geschichtsschreibung der Inneren Mission und das Archiv des Diakonischen Werkes der EKD. Es folgen eine Darstellung des Projekts zur "Aufarbeitung der Geschichte des Evangelischen Erziehungsverbandes e.V. (EREV)" und drei Rezensionen diakoniewissenschaftlicher Neuerscheinungen. Ein Seminarbericht sowie Thesen und Literatur zur Lehrveranstaltung über diakonische Kindertagesstättenarbeit, die Listen und Rezensionen der diakoniewissenschaftlichen Abschluß- und Diplomarbeiten sowie die Hinweise auf die beiden Veröffentlichungsreihen des Instituts bilden den Abschluß.

PS: Aus aktuellem Anlaß wurde nach Redaktionsschluß noch ein Beitrag von Prof. Strohm zur neuesten Studie der EKD-Sozialkammer: "Gemeinsame Initiative - Arbeit für alle!" aufgenommen.

Eine anregende Lektüre wünschen

Volker Herrmann

Annette Leis

Stefan Schröher

Das DWI-Info/Forum Materialien Informationen ist ein studentisch verantwortetes Informationsblatt, das jährlich über die Arbeit am Diakoniewissenschaftlichen Institut und mit der Arbeit zusammenhängende Schwerpunkte berichtet. Hier schreiben Studierende/Dozierende/Ehemalige/Freunde/Freundinnen des DWI für alle Interessierten aus dem Bereich Diakonie und Kirche. Die Artikel geben jeweils die Meinung derer wieder, die sie verfaßt haben.

ISSN 0949-1694

Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg

Karlstraße 16

69117 Heidelberg

Tel: 06221 / 54 33 36

Fax: 06221 / 54 33 80

Sprechstunden

| | | |
|----------------------------------|------------|-------------|
| Prof. Dr. Theodor Strohm | Dienstag | 11 - 13 Uhr |
| Dipl.-Diak.wiss. Volker Herrmann | Dienstag | 11 - 13 Uhr |
| Dr. Arnd Götzelmann | Donnerstag | 11 - 13 Uhr |

Inhaltsverzeichnis

Seite

| | |
|---|---|
| <i>Theodor Strohm</i> Zur Einführung | 1 |
|---|---|

I. Diakonie im ökumenischen Kontext

| | |
|--|----|
| <i>Theodor Strohm</i> Diakonie der Versöhnung - auf dem Weg zu einer Verständigung und vertieften Zusammenarbeit der Kirchen in Europa. | 3 |
| Tagungsprogramm des europäischen Studienseminars | 3 |
| Διάλογοι καταλλαγής - Dialoge der Versöhnung. Interview mit Prof. Alexandros Papaderos | 4 |
| <i>Arnd Götzelmann</i> Vertiefte Zusammenarbeit von Diakonie und Caritas im europäischen Einigungsprozeß | 11 |
| <i>Jürgen Stein</i> Zwischen Diakonat und Management - Aufgaben und Paradoxien | 13 |
| <i>Otmar Hahn</i> Aufgabenfelder der Diakonie in nordamerikanischen Großstädten | 18 |
| <i>Stefan Deutschmann</i> Strukturen diakonischer Arbeit in der Uniting Church in Australia. Ein Erfahrungsbericht | 20 |
| <i>Mirjam Franz/Ingo Franz</i> Diakonische Arbeit in Palästina. Impressionen einer Studienreise | 25 |
| <i>Arnd Götzelmann/Annette Leis</i> Neue diakoniewissenschaftliche Ausbildungsmöglichkeiten in Nordeuropa | 31 |
| <i>Lars Mandrup</i> Das Verständnis der Diakonie in der dänischen Kirche und ihre heutige Situation | 35 |
| <i>Annette Leis</i> Uppsala är bäst. Bericht über ein Austauschjahr in Schweden | 40 |
| <i>Wiltrud Schroeder-Ender</i> Erfahrungsbericht über einen Studienaufenthalt in Riga | 44 |

II. Exkursionen ins Elsaß, nach Hephata/Treysa sowie nach Görlitz und Prag

1. Exkursion ins Elsaß

| | |
|---|----|
| <i>Arnd Götzelmann</i> Diakonie im Elsaß und in Frankreich. Exkursion vom 2. bis 5. Juni 1994 nach Colmar, Straßburg und in die Vogesen | 47 |
| <i>Claudia Beintner/Sybille Leiß</i> Einführung in die Diakonie in Frankreich. Zusammenfassung des Referats von Pfr. Bernard Rodenstein und der anschließenden Diskussion | 48 |
| <i>Bernard Rodenstein</i> Die Diakonie - ein vernünftiger Gottesdienst | 50 |

| | |
|---|----|
| <i>Agnes Speck/Martin Wedek</i> Praktische Visionen: Die diakonischen Einrichtungen der Association Espoir in Colmar | 51 |
| <i>Michael Maier/Bettina Preuß</i> Die diakonische Gemeinschaft von Clausmatt | 53 |
| <i>Arne Bödker/Uwe Mletzko</i> Rundgespräch mit Vertretern diakonischer Einrichtungen im Elsaß | 54 |
| <i>Urte Bejick/Astrid Giebel</i> Gespräch mit Vertretern des Diakonieverbandes Elsaß/Lothringen | 55 |
| <i>Gerhard Sprakties</i> Auf den Spuren Johann Friedrich Oberlins (1740-1826) | 56 |
| <i>Veit Dinkelacker</i> Die öffentliche Wirksamkeit Johann Friedrich Oberlins | 58 |
| <i>Arnd Götzelmann</i> Literatur zur Diakonie in Frankreich | 58 |

2. Exkursion nach Hephata/Treysa

| | |
|---|----|
| <i>Arnd Götzelmann/Michael Söhngen</i> Exkursion ins Hessische Diakoniezentrum Hephata nach Treysa vom 5. bis 8. Januar 1995 | 60 |
| <i>Astrid Giebel/Gerlinde Viertel</i> Hephata/Treysa: Das Hessische Diakoniezentrum 'auf dem Berg' in seinem Verhältnis zu den umliegenden Kirchengemeinden | 62 |
| <i>Martin Keindl</i> Auf der Suche nach 'dialogischer Existenz' in Hephata | 63 |
| <i>Werner Ullrich</i> Diakonenausbildung in Hephata, früher und heute | 65 |

3. Exkursion nach Görlitz und Prag

| | |
|---|----|
| <i>Arnd Götzelmann</i> Exkursion nach Görlitz und Prag vom 28. Juni bis 2. Juli 1995 | 66 |
| <i>Ulrike Nitsche</i> Aktuelle politische Fragen und Zukunftsperspektiven der Diakonie. Begrüßung und Einführung durch Landesdiakoniepfarrer Ludwig Ammer | 68 |
| <i>Sabine Hofer</i> Diakonie im Umbruch - Geschichte und Gegenwart der Görlitzer Diakonie | 69 |
| <i>Florian Lampadius</i> "Diakonie im Umbruch - Erfahrungen nach der Wende im Kinder-, Jugend- und Bildungsbereich". Rundgespräch am 30.6.1995 in Görlitz | 71 |
| <i>Michael Gerhard</i> Einblick in die Arbeit des Altenheims Luisenstift in Görlitz | 72 |
| <i>Peter Trittenbach</i> Besuch in einem Kinderheim | 73 |
| <i>Judith Kiehnel/Werner Ullrich</i> Diakonie der Kirche der Böhmisches Brüder. Besuch der Tagesstätte für behinderte Kinder im Prag | 74 |

III. Aus Studium und Forschung am Institut

Jürgen Stein

Impulse des Sozialen Protestantismus 1890-1935 für die Diakonie
an der Schwelle des 21. Jahrhunderts 75

Ursula Schoen/Renate Zitt

"Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland"
- Stellungnahme des Doktorand/inn/enkolloquium 77

Arnd Götzelmann

Die linke Hand des barmherzigen Samariters - Social Sponsoring im Zeichen der Muschel 80

Helmut Talazko

Über die Geschichtsschreibung der Inneren Mission
und das Archiv des Diakonischen Werkes der EKD 83

York-Herwarth Meyer

Zum Projekt "Aufarbeitung der Geschichte des Evangelischen Erziehungsverbandes e.V. (EREV)" 86

Volker Herrmann

Eine neue Generation von Festschriften diakonischer Einrichtungen.
Festschrift zur 150-Jahrfeier des Theodor Fliedner Werkes Duisburg vorgelegt 88

York-Herwarth Meyer

Die 'Fliegenden Blätter' Johann Hinrich Wicherns. Zur Reprintausgabe 91

Arnd Götzelmann

Rezension von Gerhard K. Schäfer, Gottes Bund entsprechen.
Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis 93

Peter Trittenbach

Religionspädagogische und diakonische Konzepte für integrierte Arbeit mit Kindern
und Familien unter besonderer Berücksichtigung der Kindertagesstätte. Ein Seminarbericht 96

Arnd Götzelmann/Jürgen Stein

Thesen und Literatur zum Thema 'diakonische Kindertagesstättenarbeit' 98

Diakoniewissenschaftliche Abschlußarbeiten 102

Rezensionen der Abschlußarbeiten 103

Diakoniewissenschaftliche Diplomarbeiten 106

Rezensionen der Diplomarbeiten 107

Theodor Strohm

Gemeinsame Initiative - Arbeit für alle!
Zur neuen Studie der Kammer der EKD für soziale Ordnung 116

Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 119

Diakoniewissenschaftliche Studien 120

Theodor Strohm

Zur Einführung

Die vorliegende Informationsschrift des Diakoniewissenschaftlichen Instituts für das Jahr 1995/96 hat Beiträge bzw. Erfahrungsberichte aus vielen Ländern zum Schwerpunkt, die unter der Überschrift "Diakonie im ökumenischen Kontext" zusammengefaßt werden. In den vergangenen Jahren konnten unsere internationalen Kontakte intensiviert und damit dem Auftrag des Diakoniewissenschaftlichen Instituts breite internationale Resonanz verschafft werden. In diesem Zusammenhang hoffen wir, bis zum Frühjahr 1996 den inzwischen abgeschlossenen Konsultationsprozeß über "Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß" dokumentieren und als Band 8 unserer Reihe "Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts" publizieren zu können.

Der ökumenische Austausch über Fragen der Diakonie führt auch zur Entwicklung neuer diakoniewissenschaftlicher Institutionen. Noch im Herbst 1995 wird in Seoul ein Diakoniewissenschaftliches Zentrum eröffnet, das die Presbyterianische Kirche von Korea in engem Kontakt mit Heidelberg aufbaut. Ebenso haben sich die Beziehungen zur finnisch-lutherischen Kirche und ihrer Diakonie durch vielfältige und wechselseitige Besuche und gemeinsame Arbeitsvorhaben vertieft. Im finnischen Lahti wurde eine Hochschule mit diakoniewissenschaftlichem Schwerpunkt eröffnet. Wir freuen uns auch, daß ein langgehegter Plan, ein "Paneuropäisches diakoniewissenschaftliches Studienseminar" in enger Zusammenarbeit mit Herrn Direktor Dr. Alexandros Papaderos und der Orthodoxen Akademie in Kreta durchzuführen, realisiert werden kann.

Auch in Deutschland erkennen immer mehr Institutionen die Notwendigkeit diakoniewissenschaftlicher Studiengänge und streben entsprechende Lösungen an. An evangelischen Fachhochschulen, z.B. Freiburg und Darmstadt, wurden Lehrstühle für Diakoniewissenschaft eingerichtet, die Evangelische Augustana-Hochschule in Neuendettelsau plant ein entsprechendes Institut und die Einführung eines zweijährigen Aufbaustudiums für Absolventinnen und Absolventen verschiedener Fachrichtungen. Ziel all dieser Bemühungen ist es, die diakoniewissenschaftliche Kompetenz insgesamt auf eine breitere Basis zu stellen.

Wichtige Schwerpunkte von Lehre und Forschung am DWI Heidelberg sind der Diplom- und der Schwerpunktstudiengang. Dabei hat sich besonders das Diplomstudium stark entwickelt. Ohne besondere Werbung nahm von Anfang an (1992/93) ein größerer Kreis von Studierenden daran teil.

Im Sommersemester 1995 waren über 70 Studierende eingeschrieben; insgesamt wurden inzwischen 47 Diplomexamina zum Abschluß gebracht. Mehreren Studierenden gelang dank intensiver Studienberatung ein Abschluß des Studiums schon nach 3 Semestern. Im Institut wird für alle Anwärterinnen und Anwärter eine eigene Studienverlaufsübersicht angelegt, so daß eine optimale persönliche und zielgerichtete Begleitung möglich wird. Der Anteil ausländischer Studierender - überwiegend im Diplom-Aufbaustudium - liegt bei ca. 20% (mehrheitlich aus Ostasien und den ost- bzw. südosteuropäischen Ländern). Diese Personen kommen mit konkreten Qualifizierungsaufträgen von ihren jeweiligen Kirchen, um am Aufbau diakonischer Einrichtungen sowie Ausbildungsstätten in ihrem Land mitzuwirken. Hier ist ein hoher Beratungsbedarf von unserer Seite gegeben, der sich auch auf den Gesamtaufenthalt in Deutschland und weitere Praxis-hospitationen erstreckt.

Es zeigt sich, daß die Forschungsarbeit des Diakoniewissenschaftlichen Instituts durch das Schwerpunkt- und mehr noch durch das Diplom-Aufbaustudium mit den angefertigten Arbeiten eine immer größere Bedeutung erlangt. Derzeit arbeiten 25 Absolventinnen und Absolventen unserer Studiengänge an diakoniewissenschaftlichen Dissertationsvorhaben. Abgeschlossen wurden in jüngster Vergangenheit acht Arbeiten. Verschiedene Einrichtungen und Fachbereiche der Diakonie haben von sich aus Forschungsvorhaben angeregt und unterstützen Absolventinnen und Absolventen des Instituts auf verschiedenste Weise bei ihrer Arbeit. Immer wieder werden Themen mit neuartigen Forschungsansätzen behandelt, die es verdienen, einem breiten Kreis zugänglich gemacht zu werden. Alle Abschluß- und Diplomarbeiten des Instituts werden bibliothekarisch erfaßt und sind zum großen Teil auch für die Ausleihe zugänglich. Bei begrenzten Mitteln konnten wir in den vergangenen Jahren auch unsere Publikationstätigkeit weiterführen und ausgewählte Dissertationen in die "Diakoniewissenschaftlichen Studien" aufnehmen. Darüber hinaus gelingt es immer wieder, Dissertationen zur Publikation in einschlägigen Verlagen vorzuschlagen.

Die Forschungsschwerpunkte des Instituts liegen nach wie vor in vier Bereichen:

- Theologie und Praxis der Diakonie im Bezugsfeld sozialstaatlicher Entwicklungen. Diakonie in den Dimensionen christlicher Gemeindepraxis. Klärung methodischer Fragen im Dialog von Theologie und Human- bzw. Sozialwissenschaften.

- Exemplarische Untersuchungen zu den biblischen Überlieferungen, zur frühen Kirche und zu außerbiblischen religiösen Traditionen.
- Historische und zeitgeschichtliche Erschließung und Aufarbeitung der Diakonie im Kontext kirchlicher Überlieferungen und gesellschaftlicher Entwicklungen, insbesondere der öffentlichen und freien Wohlfahrtstätigkeit.
- Diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß und in der Ökumene. Beiträge zum interkonfessionellen und interreligiösen Dialog.

Abschließend sei all denen gedankt, die in Lehre, Studium und Forschung, sowie durch ihren persönlichen Einsatz dazu beitragen, daß sich unsere Arbeit nach Umfang und Qualität so erfreulich entfalten konnte. Wir freuen uns auch, daß zahlreiche Besuche bzw. Besuchergruppen aus dem In- und Ausland den Kontakt zu unserem Institut pflegen. Hervorheben möchte ich insbesondere die engen Beziehungen zum Caritaswissenschaftlichen Institut und seinem Direktor Prof. Dr. Heinrich Pompey. Wir danken auch dem neuen Präsidenten des Diakonischen Werkes der EKD in Stuttgart, Herrn Pfr. Jürgen Gohde, daß er schon in

den ersten Monaten seiner Amtszeit dem Institut einen Besuch abgestattet und einen Vortrag über "Zukunftsperspektiven der Diakonie und des Diakonischen Werkes der EKD angesichts der Krise des Sozialstaates" gehalten hat.

Unser Wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Jürgen Stein hat uns zum 1.9.1995 verlassen, um wichtige leitende Aufgaben beim Diakonischen Werk der Bremischen Kirche zu übernehmen. Das Institut kann seinen Mitarbeitenden bekanntlich nur kurz befristete Anstellungsverträge anbieten und muß deshalb bestrebt sein, auch für deren längerfristige berufliche Entwicklung offen zu sein. So bedauerlich der Verlust eines so hervorragend eingearbeiteten Mitarbeiters ist, so freuen wir uns andererseits mit Herrn Dr. Stein, daß er in Bremen die Verantwortung für die Weiterentwicklung regionaler Diakonie übernehmen kann.

Wir hoffen, auch im kommenden Jahr ein lebendiges Zentrum für jede Art von diakoniewissenschaftlicher Diskussion und Kommunikation zu sein und auch unseren Studierenden diejenigen Perspektiven eröffnen zu können, die sie für eine dem Auftrag der Diakonie entsprechende eigene Zukunft benötigen.

I. Diakonie im ökumenischen Kontext

Theodor Strohm

Diakonie der Versöhnung - auf dem Weg zu einer Verständigung und vertieften Zusammenarbeit der Kirchen in Europa

Europäisches Studienseminar des Diakoniewissenschaftlichen Instituts in Zusammenarbeit mit der Diakonischen Akademie der EKD und der Orthodoxen Akademie in Kreta

Gemeinsam mit Herrn Direktor Dr. Alexandros Papaderos und Herrn Direktor Dr. habil. Johannes Degen laden wir zu dem Ende August 1996 in der Orthodoxen Akademie in Kreta stattfindenden diakoniewissenschaftlichen Studienseminar ein. Das Seminar dient nicht nur der gemeinsamen Arbeit an Grundfragen und Perspektiven der diakonisch-sozialen Arbeit der Kirchen in Europa. Es soll der persönlichen Begegnung und dem gemeinsamen Erleben orthodoxer kirchlicher und diakonischer Praxis dienen. Wir hoffen, daß dieses Seminar dazu beiträgt, die Zusammenarbeit der Kirchen auf dem Gebiet der diaconia im Angesicht der Zeitenwende zum 3. Jahrtausend zu fördern. Wir wollen die Ergebnisse unseres europäischen und ökumenischen Forschungsaustausches zur Theologie der Diakonie einem größeren Teilnehmerkreis weitervermitteln. Zugleich wollen wir damit auch einen Beitrag leisten zur Vorbereitung der Paneuropäischen ökumenischen Versammlung ("Basel II"), die unter dem Thema: "Versöhnung - Gabe Gottes - Quelle neuen Lebens" in Graz 1997 stattfinden wird. Bitte teilen Sie uns mit, ob Sie an einer Teilnahme am Studienseminar interessiert sind und geben Sie diese Einladung in Ihrem Mitarbeiterkreis weiter. Wir wollen bis zum Jahresende einen Überblick über die Interessenten erhalten und werden dann genaue Informationen über den geplanten Verlauf bekanntgeben. Noch ein Wort für unsere Studierenden: Wenn alles gut geht, werden die Studierenden in dem euromediterranen Jugendbegegnungszentrum wohnen, leben und auch mitarbeiten. Wer in herrlicher Natur direkt am Mittelmeer noch etwas von der Pionier- und Aufbausitua-

tion miterfahren will, der ist richtig am Platze und wird dieses Erlebnis nicht missen wollen.

Alexandros Papaderos gehört zweifellos zu den wichtigsten und erfahrensten Protagonisten für die Zusammenarbeit der Kirchen - nicht zuletzt auf dem Gebiet der Diakonie - in Europa. Er hat die orthodoxe Akademie zu einem mediterranen Zentrum für jede Art des geistigen, geistlichen und politischen Dialogs ausgebaut. Alle, die die Situation der Akademie in der Bucht von Chania erlebt haben, wissen, wie dort in komplementärer Korrelation die tägliche Zusammenarbeit mit Kirche und Bevölkerung in Kreta verbunden ist mit europäischer, ja weltweiter Kooperation. Papaderos ist wichtigster Berater des ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel, Mitglied des Pädagogischen Instituts im Erziehungsministerium in Athen. In diesem obersten Organ im Erziehungswesen Griechenlands werden alle Grundlinien des schulischen und außerschulischen Bildungswesens beraten und entschieden. Im Zuge der Revision der Verfassung ist Papaderos gegenwärtig bestrebt, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche neu zu bestimmen und dabei auch der geänderten europäischen Wirklichkeit Rechnung zu tragen. Auf Einladung des Goethe-Instituts in Athen zu einer Vortragsveranstaltung hatte ich im Frühjahr Gelegenheit, mit Alexandros Papaderos, der auch an unserem Heidelberger Konsultationsprozeß mitgewirkt hat, das im Anschluß an das Tagungsprogramm wiedergegebene Gespräch zu führen. Dabei stand der Zentralbegriff seines Denkens und Handelns im Mittelpunkt. Auch bei unserem Seminar im August 1996 wird es letztlich um "Dialoge der Versöhnung" gehen.

Tagungsprogramm des europäischen Studienseminars

Der wissenschaftliche Dialog zwischen den Konfessionen über Fragen der Diakonie und einer vertieften Zusammenarbeit in Europa einschließlich Rußlands wird immer wichtiger. In den letzten Jahren wurde unter der Leitung von Prof. Dr. Th. Strohm am Diakoniewissenschaftlichen Institut Heidelberg ein Konsultationsprozeß über "die dia-

konischsoziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß" durchgeführt. Die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) hat zuletzt in Bratislava 1994 diesen Prozeß fortgeführt.

In diesem Rahmen soll das erste europäische Studienseminar stattfinden und unter dem Arbeitsthema "*Diakonie der Versöhnung - auf dem Weg zu*

einer Verständigung und vertieften Zusammenarbeit der Kirchen in Europa" folgende Schwerpunkte umfassen:

- gemeinsames Studium gesamtbiblischer und frühchristlicher Texte (griechische Kirchenväter),
- Referate zum Verständnis der Diakonie in der theologischen Überlieferung verschiedener europäischer Kirchen,
- explorative Beiträge aus dem beginnenden - und besonders von Herrn Direktor Papaderos geförderten - Gespräch zwischen Judentum, Christentum und Islam über das Selbstverständnis und die Praxis von Diakonie bzw. Wohltätigkeit und soziale Verantwortung,
- Perspektiven europäischer Zusammenarbeit im Blick auf das bevorstehende 21. Jahrhundert,
- Arbeitsgruppen zu diakoniewissenschaftlichen Themen mit besonderem Bezug zur orthodoxen Tradition und Gegenwart (z.B. Liturgie, Ikonographie),
- Begegnungen mit den konkreten diakonisch-sozialen Projekten, die unter der Schirmherrschaft von Bischof Irenäus von Chania in Kreta aufgebaut wurden.

Termin und Ort:

Unterkunft reserviert vom 24.08.- 01.09.1996 in der Orthodoxen Akademie Kreta;

Beginn des Seminars: 26.08.1996, 9.00 Uhr;

Ende des Seminars: 31.08.1996, 13.00 Uhr.

Zielgruppe und Kreis der Teilnehmerinnen/ Teilnehmer:

Verantwortliche aus den unterschiedlichen Bereichen der Diakonie und diakoniewissenschaftlich Forschende aus allen europäischen Ländern und Kirchen. Für Simultanübersetzungen in verschiedene Konferenzsprachen wird Sorge getragen.

Verantwortlich:

seitens des Diakoniewissenschaftlichen Instituts: Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm, Karlstr. 16, 69117 Heidelberg;

seitens der Diakonischen Akademie:

PD Dr. Johannes Degen, Schönhauser Allee 59, 10437 Berlin;

seitens der Orthodoxen Akademie:

Direktor Dr. Alexandros Papaderos, GR - 73006 Kolympari, Chania-Crete/Greece.

Kosten:

Eine Gesamtkalkulation liegt noch nicht vor. Es muß von den Teilnehmenden mit rund 65 US-Dollar/Tag für Unterkunft und Verpflegung sowie 600-650 DM für einen APEX-Charterflug (FFM-Chania-FFM) sowie Kosten für den Transfer auf Kreta gerechnet werden. Sonderregelung für Studierende: Für Studierende sind finanzielle Sonderkonditionen vorgesehen. Auskünfte im Diakoniewissenschaftlichen Institut Heidelberg.

Anmeldung:

Anmeldungen im Sinne einer Interessensmeldung nehmen die folgenden Sekretariate entgegen:

- Frau Elke Herget und Frau Heidi Schüssler, Diakoniewissenschaftliches Institut, Karlstr. 16, 69117 Heidelberg, Tel. 06221/ 54 33 36, Fax 06221/ 54 33 80.

- Frau Ines Bergert, Diakonische Akademie Dienststelle Berlin, Schönhauser Allee 59, 10437 Berlin, Tel. 030/ 44 66 0516, Fax 030/ 44 66 0406;

Anmeldeschluß:

31. Dezember 1995. Die Interessensmeldung ist die Voraussetzung für den Bezug weiterer Informationen zum Studienseminar.

Διάλογοι καταλλαγής - Dialoge der Versöhnung Interview mit Dr. Alexandros Papaderos

Prof. Theodor **Strohm:** *Lieber Herr Papaderos, Sie kommen gerade von dem Treffen zwischen CCEE und KEK in Assisi zurück. Warum haben Sie sich in Assisi getroffen, hatte das symbolische Bedeutung?*

Prof. Alexandros **Papaderos:** Vielleicht ja, Herr Strohm, hat es eine symbolische Bedeutung, insofern als u.a. natürlich Assisi für viele Menschen in Europa und über Europa hinaus eine besondere Bedeutung hat und ein heiliger Ort ist. In unserem Zusammenhang könnte man sagen, die Botschaft, die Art und Weise des Lebens des Hl. Franziskus ist von einer bleibenden Bedeutung für die Menschen, die nach Frieden suchen, nach Liebe und nach Gemeinschaft und auch für diejenigen, die die

Bedeutung der Armut und die Versuchung des Reichtums im Leben des Christen und der Kirche überhaupt erkennen und die sich darüber Gedanken machen. Insofern war dieser Ort von Bedeutung für uns, die Christen Europas.

Strohm: *Sie haben für die Europäische Ökumenische Versammlung der KEK und des CCEE in Graz das Thema gewählt: "Versöhnung - Gabe Gottes - Quelle neuen Lebens". Hat für Sie das Thema einen besonderen Klang?*

Papaderos: Vielleicht darf ich, bevor ich auf diese Frage eingehe, kurz einmal darstellen, wer in Assisi zusammenkam. Wie Sie wissen und es in Europa

bekannt ist, gibt es die beiden großen Organisationen in den Kirchen, einerseits die KEK und andererseits das, was mit CCEE bezeichnet wird, also der Rat der Bischofskonferenzen der Römisch-Katholischen Kirche in den verschiedenen Ländern Europas. Dieser Rat hat seinen Sitz in St. Gallen in der Schweiz mit dem Generalsekretariat dort. Es gibt jetzt einen neugewählten Generalsekretär, Herrn Aldo Giordano aus Italien. So haben sich also in Assisi getroffen, der Zentralausschuß der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) einerseits, das bedeutet also der Zusammenschluß von etwa 120 orthodoxen, anglikanischen, altkatholischen und reformatorischen Kirchen Europas, und andererseits die Vorsitzenden der katholischen Bischofskonferenzen. Das Thema "Versöhnung" wurde vom Zentralausschuß der Konferenz Europäischer Kirchen vorgeschlagen, und zwar während der Sitzung des Zentralausschusses in Iserlohn (Deutschland, März 1993). Die katholische Seite hat das Thema akzeptiert. Jetzt kamen wir in Assisi zusammen, sprachen über Versöhnung und haben dieses Thema für die 2. Paneuropäische Ökumenische Versammlung gewählt, die im Juni 1997 in Graz stattfinden soll.

Strohm: *Darf ich zu dem Begriff der Katallage (Versöhnung) noch etwas fragen? Ich glaube, Sie haben ja die Ursprungsbedeutung dieses Begriffs ständig vor Augen. Können Sie einmal sagen, wie Sie Katallage verstehen?*

Papaderos: Der Begriff Katallage-Versöhnung kommt nur ein paar Mal bei Paulus vor. Wie steht es eigentlich mit der christlichen Literatur überhaupt? Dieser Frage will ich kurz nachgehen. Einer vorläufigen Beobachtung nach ist der Begriff zweitausend Jahre lang fast in Vergessenheit geblieben, obwohl sein Inhalt den Kern des Mysteriums des Heils betrifft. So ist der Begriff weder in der Basilios- noch in der Chrysostomos-Liturgie zu finden. Und auch in den Lima-Papieren, die zu den reifsten ökumenischen Texten der Neuzeit gehören, wird ebenfalls der Begriff nur selten verwendet. Ich möchte hoffen, daß die nächste Europäische Ökumenische Versammlung Anlaß sein wird, die Fülle und den Reichtum ihres Themas auch zu manifestieren und daß sie der Versöhnung den ihr gebührenden Platz im Denken und vor allem im Handeln der Christen einnehmen lassen wird. Zwei Aspekte scheinen mir dabei besonders interessant zu sein.

Erstens die theologisch-christologischen, ekklesiologischen, soteriologischen, anthropologischen, diakonisch-sozialen und kosmologisch-ökologischen Konsequenzen, die sich aus der Verschiedenheit in der Übersetzung und dem Verständnis des Begriffes ergeben.

Zweitens die Tatsache, daß trotz der großen terminologisch-inhaltlichen Differenzierung sich

letzten Endes doch ein einheitlicher Sinngehalt des Versöhnungsbegriffes herauskristallisiert.

Was ich vom genannten Austausch erwarte, wird etwas deutlicher, wenn wir die Etymologie des griechischen Begriffes *καταλλαγή* kurz betrachten. Zusammengesetzt sind hier die Worte *ἀλλαγή* und *κατά*. *Ἀλλαγή* bedeutet Veränderung. *κατά* hat eine emphatische Rolle, so daß *καταλλαγή* volle Veränderung meint. Eine Veränderung durch und durch, eine schlechthinige Veränderung würde vielleicht Schleiermacher sagen. Denselben Grundinhalt haben weitere Worte, wie *ἀποκαταλλάσειν* (Kol. 1,20), *διαλλάσσειν* (Mt. 5,24), *συναλλάσειν* (Apg. 7,26), in deren Kern *ἀλλάσσω* liegt. Veränderung in diesem Zusammenhang heißt Erneuerung, neue Kreatur (2. Kor. 5,17), wie wir uns in Prag während der KEK-Vollversammlung erinnern haben. Und die Erneuerung als neue Seinsweise ermöglicht eine neue Beziehung des Menschen zu Gott, zu sich selbst, zum Mitmenschen und der ganzen Schöpfung. Durch diese neue Seinsweise, die uns Gott schenkt, und die daraus folgende neue Beziehung entsteht Versöhnung. So verstanden ist die Versöhnung eine Frucht der Veränderung und der Erneuerung, die zum Frieden führt und zu neuem Leben.

Das Wie und der Inhalt dieser Veränderung und Erneuerung und des Heilsmysteriums der Versöhnung wird in der Epistel an Titus zusammengefaßt, die wir Kreter als eine besonders an uns gerichtete empfinden, auch wenn in ihr nicht das Beste über uns zu lesen ist! Dort heißt es: "Denn auch wir waren früher unverständlich, ungehorsam, gingen in die Irre, waren mancherlei Begierden und Gelüsten dienstbar und lebten in Bosheit und Neid, waren verhaßt und haßten untereinander. Als aber erschien die Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes, unseres Heilands, rettete er uns - nicht um der Werke der Gerechtigkeit willen, die wir getan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit - durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung im Heiligen Geist, den er über uns reichlich ausgegossen hat durch Jesus Christus, unsern Heiland, damit wir, durch dessen Gnade gerecht geworden, Erben des ewigen Lebens würden nach unserer Hoffnung." (Tit. 3,3-7).

Ich hoffe, daß durch die Versammlung in Graz die Versöhnung nicht so sehr als Begriff, sondern als Handeln der Christen wieder tiefer ins Bewußtsein von uns allen kommt. Das andere betrifft die Übersetzung des Begriffes. Ich habe empfohlen, daß alle Kirchen und womöglich auch die theologischen Fakultäten nachdenken über die Art und Weise, wie der griechische Begriff *καταλλαγή* übersetzt worden ist in die verschiedenen Sprachen. Ich habe drei Hauptströmungen, drei Richtungen erkannt. In der einen heißt Versöhnung "Frieden", "Befriedung", "Frieden schließen mit Gott" usw. Eine zweite Richtung geht in das, was in der deutschen

Sprache die Sühne bezeichnet, von der Sühne her kommt - und Karl Barth hat dann bekanntlich versucht, aus der Sühne zur Sohnschaft zu kommen im Sinne der Versöhnung. Beides, könnte man vielleicht sagen, ist legitim. Und der dritte Aspekt findet sich in der lateinisch-englischen Übersetzung *reconciliatio* - *reconciliation*, sozusagen das Zurückkommen auf dem Weg des Zueinanders, die Konziliarität also. Und es ist sehr interessant, dann festzustellen, daß man trotz der Verschiedenheit der Übersetzungen letzten Endes doch auf das Gleiche kommt, nämlich die Gemeinschaft mit Gott und mit dem Mitmenschen.

Strohm: *Es kommen ja diese beiden Begriffe *logos tes katallages* und *diakonia tes katallages* bei Paulus unmittelbar nacheinander vor, und Sie haben eben gesagt, daß es vor allem auf das Handeln ankommt. Sehen Sie denn in dem *logos* auch ein Element des Handelns oder ist das etwas anderes?*

Papaderos: Vor dem Begriff "Handeln" in diesem Zusammenhang würde ich vor allem das Wort "Beziehung" unterstreichen, was ich vorhin gesagt habe: die Beziehung. In Christi Werk wird alles ja umgeworfen, was in der Wirklichkeit der gefallenen Welt "normal" aussieht. Und was der Mensch in seiner Gefallenheit und Sündhaftigkeit als normal betrachtet, also "Zahn um Zahn" oder "Auge um Auge", das Umgekehrte ist die Wirklichkeit des neuen Lebens in Christus. Als Franziskus einmal in Assisi gesteinigt wurde, sagte er: "wer einen Stein auf mich wirft, sei einmal von Gott gesegnet; wer zwei Steine wirft, sei zweimal gesegnet, wer drei Steine, dreimal!" Da haben wir ein Beispiel dieses Umwerfens von Wirklichkeiten der Welt. So ist also die Beziehung. Und nun zum *Logos*-Begriff. Den Begriff *Logos tes katallages* bei Paulus (2. Kor. 5,19) versuche ich anders zu verstehen, als die bisherige Exegese es getan hat. Daß Gott uns den Auftrag der Versöhnung gegeben hat, das ist sicher mit drin. Aber *logos* in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ist für mich in diesem Zusammenhang verstanden, daß Gott im Menschen wieder die Entelechie des Mensch-Seins eingesetzt hat, und das heißt im Blick auf die Versöhnung, daß die Versöhnung eine innere Not des Menschen ist, in Gemeinschaft (*Koinonia*) mit dem anderen Menschen zu sein. Das ist also dann viel tiefer und viel umfassender als nur im Sinne eines sittlichen Auftrags und Gehorsams im Sinne des Auftrages für die Verkündigung, der ja sowieso gegeben ist an vielen anderen Stellen des Neuen Testaments. Also ich denke, es lohnt sich, nachzuboahren und tiefer zu denken in diesem Zusammenhang.

Strohm: *Darf ich nun auf Ihre konkrete Arbeit zu sprechen kommen. Sie haben ja sicherlich alle Hände voll damit zu tun, Versöhnung auch als*

konkrete Aufgabe etwa im Leben der Orthodoxen Kirche zu praktizieren, aber auch in Hinsicht auf Versöhnung der Völker untereinander. Gerade in Kreta hier bemerkt man Spuren davon. Welche Erfahrungen haben Sie mit Versöhnungsarbeit gesammelt?

Papaderos: Bekanntlich sind die christlichen Akademien - so wie die Akademien in Ihrem Lande, in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg - Orte des Dialoges und der Begegnung unter Menschen, die nicht in Versöhnung miteinander leben. Diese Tradition geht sicher zurück auf die alte Kunst der Gesprächsführung, der inneren Begegnung und Verständigung der Menschen seit der Zeit von Sokrates und Plato. Diese Tradition ist bewußt bei uns hier erwacht und wir versuchen, sie zu verstehen und zu praktizieren, natürlich dann in der christlichen Tradition unserer Kirche, in der auch der Dialog wichtig ist, in der Art und Weise Jesu Christi selbst mit seinen Jüngern, mit seinem Volk überhaupt. Sogar an die peripatetische Tradition könnte man hier denken, an die Schule der Peripatetiker, denn sie spielt auch bei uns eine gewisse Rolle. Und vielleicht haben Sie gesehen, daß wir eine kleine Zeitschrift haben, die heißt: "Dialogoi katallages" - Dialoge der Versöhnung. Das ist der Titel des Akadamiebulletins, und dieser gilt bewußt als Bezeichnung der Hauptaufgabe des Hauses, nämlich ein Ort des Dialoges für die Versöhnung zu sein. Nun, Versöhnung ist natürlich zu erstreben überall dort, wo Menschen in Konflikt stehen. So gibt es Konflikte auf allen Ebenen und überall, hier in Kreta, unter unseren eigenen Leuten, innerhalb unserer Kirche, unter den orthodoxen Kirchen, unter den Völkern gerade heute, wo wir ja in der Spannung des Mittelmeerraumes stehen und des Balkans. Von der Geschichte her heißt Erinnerung bei uns leider immer noch Konflikt. Fast alles, was unseren Umgang mit anderen Völkern betrifft, ist eine Wunde, und diese Wunde ist zu heilen in einem Prozeß der Versöhnung, der dynamisch zu verstehen ist und nicht statisch. Man muß das immer wieder erstreben. Wir sitzen hier zusammen an diesem Platz, und Sie sehen Ihnen gegenüber den deutschen Soldatenfriedhof, wo über 5.000 junge deutsche Menschen liegen, die hier gefallen sind in der Schlacht um Kreta und später in den Auseinandersetzungen des Krieges. Man fragt sich, wozu eigentlich, und auch diese Erinnerung schmerzt, schmerzt deren Eltern, schmerzt uns, wenn wir uns das vergegenwärtigen, schmerzt uns, was unsere eigenen Leute betrifft, die wir während des Krieges verloren haben, und man fragt sich: wozu? Und dieses Haus hat sich auch in diesem Zusammenhang ständig als ein Ort der Begegnung und der Versöhnung gerade mit dem deutschen Volk verstanden. Wir wollen bewußt diese Arbeit weiter tun in der Überzeugung, daß überall dort, wo

Versöhnung geschieht, wir dies als eine wirkliche Gabe Gottes zu empfangen haben, und daher erfahren wir neues Leben. Das - kann man sagen - ist eine alltägliche Wirklichkeit.

Strohm: *Haben Sie auch mit Vermittlung innerhalb des sog. Balkan-Konfliktes zu tun? Sind da Aufgaben, die vielleicht von Ihnen persönlich wahrzunehmen sind?*

Papaderos: In meiner Eigenschaft als Mitglied des Zentralkomitees der KEK - ich bin das älteste Mitglied und vertrete das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel seit 1974 - bin ich natürlich mit den anderen Kollegen dort im Prozeß der Bemühung, daß die KEK ihren Beitrag leistet in Richtung Versöhnung, Zusammenarbeit, diakonische Aufgaben im ehemaligen Jugoslawien. Ich bin eine Zeit lang Präsident der KEK gewesen, nach dem Ende der Amtszeit von Patriarch Alexej von Moskau und ganz Rußland, also in der Zeit von September 1992 bis März 1993. In dieser Eigenschaft bin ich dann mit dem Generalsekretär der KEK, Jean Fischer, nach Belgrad gefahren und habe mit dem Patriarchen Paulus und allen Bischöfen der Serbischen Kirche gesprochen, wie auch mit den Vorsitzenden aller Mitgliedskirchen der KEK im ehemaligen Jugoslawien. Dann haben wir mit den beiden Generalsekretären Konrad Raiser und Jean Fischer sowie anderen Mitarbeitern noch einmal einen Besuch in Jugoslawien gemacht. Wir verfolgen also diese Tragödie; diese war auch eines der Themen, die wir in Assisi besprochen haben. Wir haben einen Beauftragten der KEK speziell für diese Problematik eingesetzt, der mit uns immer in Kontakt steht. Wir sind also auf dem Laufenden, wie natürlich auch das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel, mit dem wir ebenfalls stets in Kontakt sind. Der Patriarch selbst, Bartolomäus I., ist sehr besorgt über die Lage und hat verschiedene Maßnahmen seinerseits getroffen. Und wir helfen ihm in dieser Arbeit so gut wie möglich.

Strohm: *Welche Bedeutung hat für Ihr Verständnis von dieser "Diakonie der Versöhnung" Ihre Zusammenarbeit mit seiner Eminenz, dem Metropoliten von Kisamos und Selinon, Irenäus?*

Papaderos: Nun, der Name Irenäus spricht für sich allein: Irenäus heißt ja Mann des Friedens! Ich muß sagen, daß unser Bischof bekannt ist in der Region und weit darüber hinaus als Mensch der Versöhnung und des Friedens. Er war ja zehn Jahre lang auch Bischof - Metropolit für die Griechen in Deutschland und ist auch in Deutschland vielen Menschen bekannt. Er hat für den Frieden bewußt gearbeitet, sein Leben lang, und hat eine Friedensarbeit mit uns entwickelt, sowohl auf nationaler wie auf weiterer Ebene. Vor allem die innere Wirklich-

keit hier auf der Insel im Leben der Kirche und im Leben der Menschen überhaupt zeigt, daß der Bischof friedensstiftend präsent ist. Und vielleicht darf ich an dieser Stelle darauf hinweisen, daß man die Versöhnung nicht allein anthropozentrisch verstehen soll. Ich habe in Assisi die Frage gestellt: wer soll sich mit wem versöhnen? Eine Antwort auf diese Frage möchte ich etwa so beschreiben.

Im orthodoxen Verständnis vom Menschen, dem Kosmos und der Geschichte findet die Erneuerung und die Versöhnung in der Dynamik der Metamorphosis (μεταμόρφωσις) ihren ausgesprochen christologisch-soteriologischen und eschatologischen Gipfel. Prototyp der Metamorphosis ist Christus selbst im Sinne von Philipper 2: Die Entäußerung - die κένωσις - Christi, der die Gestalt, die Morphe (μορφή) des Sklaven annahm, ist sozusagen eine Metamorphosis nach unten, welche die Metamorphosis nach oben ermöglicht. Er ist Mensch geworden, um uns zu Göttern zu machen, nach der bekannten Formulierung des Hl. Athanasios des Großen (Gegen die Arianer, Erste Rede 39). Neue Kreatur und Vergöttlichung (Theosis) sind demnach Gaben des einen Mysteriums der allumfassenden Erneuerung, die, wie alles Neue, von Gott kommt, der uns durch Christus mit sich versöhnt hat.

Ich habe von der Dynamik der Metamorphosis gesprochen. Dynamis hier ist die Kraft des Hl. Geistes: "Nun aber spiegelt sich bei allen die Herrlichkeit (δοξα) des Herrn in unserem aufgedeckten Angesicht, und wir werden verklärt (μεταμορφούμεθα) in sein Bild von einer Herrlichkeit zur anderen von dem Herrn, der der Geist ist" (2.Kor. 3,18). Gerade dieses Voran- und Emporschreiten von einer Herrlichkeit zur anderen zeigt, daß die Metamorphosis kein einmalig-statisches, sondern ein dynamisch-kontinuierliches Geschehen ist, und zwar nicht bloß im Sinne von "gleichet euch nicht dieser Welt an", sondern positiv als ändern der eigenen Morphe durch Erneuerung. Versöhnung und Leben ist in Wirklichkeit ein und dasselbe in dem Sinne, daß die Versöhnung zu den ganz elementarsten Existenzkategorien des Lebens gehört, wie das Atmen, die Nahrung, die lebensspendende Liebe. Mangel an Versöhnung heißt Lebensmangel! Deshalb ist es notwendig, zu erkennen, was Versöhntes und Unversöhntes und Unversöhnbares ist, beispielsweise im Bereich der Wirtschaft oder im Bereich der Natur oder in den Wirklichkeiten des Lebens überhaupt. Unser Bischof hat gerade diese weite Sicht der Dinge und ist der Mensch, der sowohl in der Theorie wie in der Praxis immer wieder überall dort präsent ist, wo es Spannungen gibt. Dort, wo z.B. große wirtschaftliche Interessen aufeinanderprallen und die Menschen dann hineinziehen in den Konflikt. Wie überwindet man solch einen Konflikt? Das kretische Modell der "Volksaktiengesellschaft", so wie das Bischof Irenäus mit seinen Mitarbeitern entwickelt hat, ist ein konkretes

Beispiel. Mitte der 60er Jahre startete Bischof Irenäus eine Aktion, die dazu geführt hat, daß die gesamte Handelsflotte, die sich zwischen Kreta und dem Festland bewegt, sowie viele der Schiffe, die zwischen Griechenland und Italien verkehren, dem kretischen Volk gehören. Der Bischof hat mit Erfolg versucht, die Menschen zu bewegen, sich zusammenzuschließen, zusammenzuarbeiten, um die Wirtschaft der Insel zu fördern und dadurch auch Konflikte zu vermeiden, die sonst nicht zu vermeiden wären.

Strohm: *Und Sie haben auch im Bereich des alternativen Tourismus ähnliche Projekte im Blick, wenn ich richtig informiert bin? Haben Sie vor, auch die anderen Mittelmeerlande in Ihrer Akademie zusammenzubringen, um über diese elementaren Fragen zu sprechen?*

Papaderos: Nun, der Tourismus, wie Sie selbst sehen, ist die große neue Versuchung Kretas. Eine große Zahl von Menschen hier haben das Gefühl, daß die Insel viele Invasionen überlebt hat, diese letztere vielleicht nicht. Der Tourismus selbst ist zunächst eine friedliche und eine vielversprechende Invasion und verführt viele Menschen in Utopien und Illusionen. Er bringt eine neue Orientierung, ein neues Lebensverständnis, eine neue Ethik. Das Verhältnis des lokalen Menschen zu dem Phänomen Tourismus ist nicht zu vergleichen mit dem Phänomen mohammedanischer oder venezianischer Herrschaft auf Kreta. So gibt es eine ganz neue Substanz oder Qualität dieser Wirklichkeit, die Tourismus heißt, in allen Ländern, die den großen Massentourismus empfangen, so daß wir besorgt sind, obwohl der Tourismus viele positive Aspekte zeigt, was die Begegnung der Menschen betrifft und die Versöhnung der Menschen auch, das Kennenlernen, die Kommunikation, wo sie geschieht. Leider muß man sagen, daß diese Kommunikation nicht unbedingt den Tourismus begleitet. Ein großer Teil der Touristen, die nach Kreta kommen, bleibt unter sich. Sie werden kontrolliert von den Agenturen, die die Programme machen. Es wird die Art und Weise des Verbleibens hier auf Kreta sozusagen serviert, und die Kommunikation mit dem Volk ist nicht überall gegeben. Und wo sie gegeben ist, ist es nicht diejenige, die die menschlichen Beziehungen immer aufbaut, im Gegenteil. Oft baut sie ab im Sinne von Herausforderung, von Ärger, von Belastung. Unser Leben auf der Insel wird vor allem während der Hochsaison auf vielen Gebieten sehr belastet, und das bringt das Volk manchmal in großen Ärger, zumal diejenigen, die nicht direkt am Tourismus beteiligt sind und nichts daran verdienen, die sozialen Humankosten aber des Tourismus mittragen müssen. Seit 27 Jahren ist jetzt der Tourismus ein Thema bei uns in der Orthodoxen Akademie Kreta, und es gab viele Tagungen, die

wir lokal und international durchgeführt haben, zum Beispiel zu gewissen Projekten, die eine andere Qualität des Tourismus beinhalten. Und nun gibt es ein Netzwerk im Rahmen der Ökumenischen Vereinigung der Akademien und Laienzentren Europas. Die christlichen Häuser in Portugal, Spanien, Südfrankreich, Italien, Griechenland und ein Zentrum in Zypern nehmen am Netzwerk teil. Hier wird die Akademie der Gastgeber sein für eine Tagung mit all diesen Zentren im kommenden November. Dabei wollen wir zum Beispiel die Politik der Europäischen Gemeinschaft im Bereich des Tourismus, was die empfangenden Länder betrifft, unter die Lupe nehmen und mit den Leuten aus Brüssel über diese Politik und über die verschiedenen Aspekte des Tourismus aus der Perspektive des Südens sprechen. Alles, was wir im Blick auf Tourismus tun, steht unter dem Hauptthema: "Unterwegs zu einem verantwortlichen Tourismus". Das bedeutet also Verantwortung von allen Seiten für alle, die davon betroffen sind.

Strohm: *Sie haben gleichzeitig ein internationales mediterranes Jugendzentrum hier ganz in der Nähe aufgebaut oder sind gerade in der Aufbauphase. Welches Ziel verfolgen Sie damit?*

Papaderos: Ja, das Europäisch-mediterrane Jugendzentrum ist sozusagen die Jugendabteilung der Orthodoxen Akademie. Wir empfangen sehr viele Jugendgruppen hier jährlich im Hause, aber das Haus ist nicht so geeignet dafür. Deshalb und aus vielen anderen Gründen dachten wir, daß die Jugendlichen ihren Raum bekommen sollen. Die Ziele des Jugendzentrums sind vielfältig. Hauptsächlich natürlich geht es um den Dialog der Kirche mit den jungen Leuten heute. Darüber hinaus dann sind Grundfragen zu behandeln, wie beispielsweise die Frage, wieviel von der Nord-Süd-Spannung mit all den Wirklichkeiten, die damit zusammenhängen - Armut, Ungerechtigkeit, Ausbeutung - erfährt der junge Mensch von heute, der Europäer und der Mensch im Mittelmeerraum, durch seine Erziehung, durch seine Alltäglichkeit, durch seine Kultur usw. So will das Zentrum bewußt ein Ort der Begegnung zwischen Nord und Süd sein. Immer wieder spricht man noch von Ost und West, das ist eine Wirklichkeit und eine Dimension unseres Lebens, aber wir sollen die Dimension Nord-Süd oder Süd-Nord nicht vergessen, und ich sage immer wieder, Kreta ist sozusagen der Süden des Nordens und der Norden des Südens, gerade der richtige Platz. Der zweite Aspekt ist die Frage nach einem neuen Europa. Mit welchen Elementen wird dieses neue Europa aufgebaut? Hat diese Welt hier, der Mittelmeerraum, der Ort des Werdens von den drei großen monotheistischen Religionen, von großen Kulturen, die die gesamte europäische Wirklichkeit bis heute mitbeeinflußt und mitgestaltet haben, eine

Rolle zu spielen in der nächsten Zukunft - gerade in dieser Phase. Ich denke, dieses Zentrum kann Möglichkeiten der Reflexion bieten in diesen beiden Richtungen.

Strohm: *Das heißt, Sie wollen auch ein Zentrum des interreligiösen Dialogs darstellen über ganz substantielle Lebensfragen der Menschheit?*

Papaderos: Das ist zu erstreben, denke ich, nachdem wir die Wirklichkeit der Koexistenz der drei monotheistischen Religionen haben, jedenfalls hier in diesem Raum der Welt. Dies wiederum ist zusammen zu sehen mit der anderen Tätigkeit der Akademie, die sich ebenfalls am Anfang befindet, nämlich mit dem Institut für Theologie und Ökologie, das wir langsam zusammen mit der Technischen Universität hier in Kreta aufbauen. Eines der Ziele dieses Instituts ist das, was wir die Ökologische Charta des Mittelmeerraumes nennen. Entsprechend der Menschenrechtscharta der UNO wollen wir die Völker, vor allem die Kirchen und die Religionen des Mittelmeerraumes, einladen, daß wir zusammenarbeiten aufgrund dessen, was wir gemeinsam haben aus unseren religiösen Traditionen, im Blick auf Ökologie etwa, aber auch im Hinblick auf die Wahrung von Kulturen, auf das Menschenbild. Wir wollen zusammen eine Charta für den Mittelmeerraum ausarbeiten und diese soll dann die Grundlage für erzieherische Tätigkeiten der Religionen sein. Natürlich ist das ein vielleicht utopisches Ziel. Ich weiß nicht, ob es zu verwirklichen ist, obwohl meine vorbereitenden Besuche in verschiedenen Ländern, vor allem hier im östlichen Mittelmeerraum, positive Aspekte zeigen. Aber ich könnte sagen, selbst hier ist der Weg das Ziel, nämlich daß wir uns begegnen, um nicht allein über eine reine Theologie an und für sich zu reden, sondern über eine Theologie des Lebens, über eine Konkretisierung unserer theologischen Überzeugungen, z.B. im Hinblick auf ökologische Fragen der Gegenwart.

Strohm: *Wenn man Sie hört, hat man den Eindruck, daß die orthodoxe theologische und geistliche Überlieferung, sich doch ohne weiteres mit den gegenwärtigen Fragestellungen auseinandersetzen kann. Haben Sie den Eindruck, daß dies im Gesamtbereich der Orthodoxie der Fall ist? Alle christlichen Kirchen haben Schwierigkeiten, sich mit dieser gegenwärtigen Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Die orthodoxe Kirche lebt ja stark von ihren liturgischen und geistlichen bzw. spirituellen Traditionen. Wird die Orthodoxie den Herausforderungen der Moderne standhalten und produktive Hoffnungsperspektiven für die Zukunft gewinnen?*

Papaderos: Es gibt sicher viele Argumente für die Auffassung, die Orthodoxie hat es schwer mit der

Moderne. Andererseits würde ich sagen, wo die Liturgie nicht einfach das Rituelle betrifft, sondern das Leben, ist sie eine unerschöpfliche Quelle des Lebens in der jeweiligen Wirklichkeit, zeitlich und räumlich gesehen. Sicher ist die orthodoxe Kirche im ganzen gesehen heute - vor allem nach dem großen Wechsel in Zentral- und Osteuropa - in einer großen Schwierigkeit, wie auch andere orthodoxe Kirchen, sowohl das Ökumenische Patriarchat wie die Kirchen in Alexandrien, in Antiochien, selbst in Jerusalem. Es geht nicht nur um die orthodoxen Kirchen im Bereich des ehemaligen Sozialismus, sondern auch die anderen orthodoxen Kirchen haben große Schwierigkeiten, wie natürlich der große Teil der orthodoxen Welt, die jetzt in der Diaspora lebt, sowohl in Westeuropa wie in Amerika, Australien und überall in der Welt. Der Körper der Orthodoxie hat viele Wunden, könnte man sagen, auch heute. Aber was wäre eine kirchliche Wirklichkeit ohne den Schmerz und ohne das Leiden und ohne das Kreuz? Sie im Westen gerade von der reformatorischen Perspektive her unterstreichen immer wieder die Theologie des Kreuzes. Wir sehen die Welt, den Menschen, die Wirklichkeiten, das Geschehen eher von der Perspektive der Auferstehung im Optimismus und in Zuversicht. Aber wir übersehen dabei natürlich die Wirklichkeit des Kreuzes nicht. Die Orthodoxie und alle Kirchen müssen immer wieder lernen, auf die modernen Herausforderungen schöpferisch zu antworten. Und schöpferisch leben heißt: zu leben im Hl. Geist und aus der Kraft des Hl. Geistes zu antworten.

Strohm: *Ich habe auf einer Ikone ein wunderbares Bild von der Auferstehung Jesu gesehen, wie Jesus gleichzeitig in die Hölle oder in die niedrigste Sphäre fährt, um Adam und Eva, d.h. die Menschheit selbst wieder zu erneuern. Hat das etwas damit zu tun, daß Sie gelegentlich sagen, der Ort der Diakonie ist die Hölle? Ist das in einem ähnlichen Bild zu sehen?*

Papaderos: Ja, Sie beziehen sich auf gewisse Texte, die ich den Mut gehabt habe, zu formulieren. Es ist meine feste Überzeugung, in der ich aus der Wirklichkeit der Welt und aus der Entwicklung der Welt immer mehr gestärkt werde, daß nämlich in der Zeit zwischen der Auferstehung und der Parusie, der Wiederkunft des Herrn, der einzige theologisch legitime Platz der Existenz der Kirche die Hölle ist, nämlich überall dort zu sein, wo die Hölle sich in das alltägliche Leben der Menschen projiziert, sei es in der Hoffnungslosigkeit, sei es in der Not, sei es in allen Aspekten des menschlichen Lebens. Dies ist für mich eine feste Überzeugung und dies wird dann natürlich konkretisiert im Bezug auf Lebenssituationen, sei es in der persönlichen Sphäre des Lebens oder mehr universal oder global. Und ich denke, daß diese Sichtweise allein

deshalb möglich ist, weil wir die Dinge eben von der Überzeugung der Auferstehung her betrachten. Das, was ich vorhin gesagt habe, ist für mich eine natürliche Folgerung des Glaubens an die Auferstehung.

Strohm: *Darf ich einige letzte Fragen anschließen, die sich mit der Zukunft Europas und der Europäischen Union beschäftigen. Kreta ist ja die Geburtsstätte Europas. Hat das für Sie eine symbolische oder reale Bedeutung im Sinne einer Vision?*

Papaderos: Ich beobachte, daß die Vision eines neuen Europas und der Anschluß Griechenlands an die Europäische Gemeinschaft die Menschen hier mit einer neuen Wirklichkeit konfrontiert hat. Ich kann noch nicht sagen, daß alle Menschen damit voll einverstanden sind. Sicher ist aber, daß man hier in Kreta vor allem die Überlieferung über Europa in dieser Perspektive neu gesehen hat. Diese Perspektive wird immer lebendiger, ob wir das so direkt formulieren oder im Unterbewußtsein des Volkes wissen. Hier gilt es natürlich, klarzumachen, daß die deutsche Sprache Europa einen großen Schaden zugefügt hat. Indem sie das Wort neutralisiert hat, indem sie ein Neutrum aus Europa gemacht hat, "das Europa". Dagegen ist der Originalname in der griechischen Sprache ein Femininum, also ist Europa eine Frau, eine Dame, in der Tradition und auch im Sprachverständnis, und zwar eine schöne Dame, nach der Etymologie des Wortes *Εὐρώπη*. Eine Dame also mit einem schönen Gesicht oder mit einem weiten Blick, einer Vision. Das ist Europa und das sollte Europa bleiben. Das andere ist natürlich die Wirklichkeit, die Frage: schaffen wir es, die Vision Europas mit der Politik, mit der Wirtschaft, mit den materiellen Wirklichkeiten, aber darüber hinaus auch mit einer geistlichen Perspektive zu verbinden? Europa kann nicht allein vom Brot leben wie der Mensch, sondern dazu braucht Europa mehr. Manche behaupten, Europa brauche eine Seele. Ich selbst glaube, Europa hat eine Seele, hat einen Geist, hat einen Sinn, nur den müssen wir neu entdecken, neu der jungen Generation und der Welt sichtbar machen, denn Europa soll sich nicht eurozentrisch verstehen, sondern in der Gemeinschaft der Völker und in Solidarität mit den Völkern in der Welt.

Strohm: *Wenn wir uns das Jahr 2000 vorstellen, dann müssen wir ja zum gegenwärtigen Zeitpunkt feststellen, daß die Europäische Union eine Wirtschaftsunion ist, vielleicht eine Verteidigungsunion, und es wird noch eine Währungsunion hinzukommen, wenn alles gutgeht, aber eine soziale Union ist es eben noch nicht, und auch eine politische Union nur in Ansätzen. Ich glaube, es wäre eine Aufgabe der Kirchen, hier an der sozialen Dimension Europas mit aller Kraft zu arbeiten. Sehen Sie*

da Möglichkeiten, Beiträge zu leisten? Kann man sagen, daß die Kooperation der Kirchen allmählich Gestalt annimmt. Bei der KEK kann man es beispielsweise beobachten. Aber auch die Einheit der Christenheit an jedem Ort muß praktiziert werden, die Einheit der Christenheit in jeder Region muß gestaltet werden, die Einheit der Christen in Europa.

Papaderos: Ich würde sagen, ich sehe das zunächst als eine Pflicht der Kirchen. Die Kirchen sollten sich in Kooperation miteinander überlegen, welche Prioritäten sie sich selbst setzen sollen in der europäischen Wirklichkeit, in der europäischen Frage. Natürlich ist es entmutigend, daß, obwohl die Völker und die Staaten die großen Probleme und die großen Konflikte aus der Vergangenheit weitgehend überwunden haben und zu einer Gemeinschaft voranschreiten, Kirchen es nicht schaffen, miteinander zu kooperieren. Dieses ist eine für mich sehr entmutigende Wirklichkeit gerade im Hinblick auf das Ende von 2000 Jahren christlichen Lebens. Wir schaffen es nicht als Kirchen, und das ist sehr traurig. Irgendwo habe ich das Bild beschrieben, daß in der grünen - dies ist aber nicht politisch zu verstehen - , sondern in der blühenden Landschaft der europäischen Einigung die kirchlichen Gegensätze wie verbrannte Bäume, traurige Gestalten bleiben. Das ist für mich ein entmutigendes Bild, und gerade deshalb glaube ich, daß die Kirchen sehr ernsthaft sich selbst die Frage stellen sollen: Wo sind die großen Visionen des Evangeliums geblieben? Europa hat gelebt aus den Visionen des Evangeliums. Wo sind diese geblieben, und warum haben wir sie sozusagen eingekerkert in die Ghettos unserer engstirnigen Denk- und Handlungsweise? Also ich denke, das Ende dieses Jahrtausends sollte ein Kairos werden im theologischen Sinne für die Befreiung der Kirchen von sich selbst, im Blick auch zueinander einerseits und in diesem Sinne dann andererseits auf Europa zu, und sie sollten nicht den Ereignissen folgen, sondern vorangehen. Obwohl ich vorhin positiv über das Politische gesprochen habe, wissen wir doch, daß im Bereich der Politik und der Wirtschaft sehr viele Schäden vorhanden sind, große Spannungen, Kriege, Skandale, aber auch neue Wirklichkeiten in der modernen Welt, Technologie, Biologie, die Genetik. All diese neuen Herausforderungen zeigen, daß der Mensch, alleingelassen, es vielleicht doch nicht schafft. Ich glaube, daß die Kirchen ein großes Mandat haben und auch eine große Chance. Die Frage ist nur, inwiefern wir wirklich Prioritäten setzen, langfristige Prioritäten setzen und zwar so, daß rechtzeitig das geschieht, was geschehen soll, denn Europa formiert sich und es ist nicht leicht, eine Form zu ändern.

Ich glaube das, was uns Gott geschenkt hat in der ökumenischen Kooperation in diesem Jahrhun-

dert ist einmalig, verglichen mit der Vergangenheit. Ich habe einmal früher in Iserlohn bei der Sitzung des Zentralkomitees der KEK ein Plädoyer für einen ökumenischen Trotz ausgesprochen. Ich habe ihn mit zwei Wünschen in Richtung KEK und CCEE konkretisiert, die ich ein Jahr später in Graz ausführlicher begründete. Kurzgefaßt lauten sie wie folgt: a) Laßt uns alle unsere Kräfte gemeinsam und entschieden dafür einsetzen, daß nichts von dem verloren geht, was uns Gott der Barmherzige während dieses Jahrhunderts auf dem Weg zur Einheit hin geschenkt hat. b) Das zweite christliche Millenium möge nicht zu Ende gehen ohne einen die Zukunft tragenden und bestimmenden Einheitsakt der gesamten Christenheit Europas. Die Wünsche bleiben, die Hoffnung auch. Mit dem Zusatz der Versöhnung in dem Akt der Einheit.

Trotz des ökumenischen Winters, trotz der Schwierigkeiten, trotz der Enttäuschungen müssen wir weitermachen, müssen wir zusammenhalten, und ich denke, daß wir vieles auch mit der römisch-katholischen Kirche mitmachen können, was man nicht als selbstverständlich betrachten soll, z.B. die erste große ökumenische Begegnung in Basel '89, die zweite jetzt, die wir vorbereiten, in Graz. Das sind Zeichen der Hoffnung, und von diesen Zeichen sollen wir profitieren. Die Frage ist aber, wie Sie gesagt haben, wie wird das sichtbar in der lokalen Wirklichkeit, denn sonst bleibt das alles theoretisch.

Strohm: *Lieber Herr Papaderos, ich danke Ihnen sehr herzlich für dieses Gespräch.*

Arnd Götzelmann

Vertiefte Zusammenarbeit von Diakonie und Caritas im europäischen Einigungsprozeß

Das Diakoniewissenschaftliche Institut veranstaltete am 8. - 11. September 1994 die 2. Ökumenische Konsultation über "Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß". Nach der 1. Ökumenischen Konsultation über "Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß", die im März 1993 in Heidelberg stattfand, folgte wie geplant die Anschluß-Konferenz anderthalb Jahre später. Von Donnerstag bis Sonntag trafen sich im Internationalen Wissenschaftsforum der Universität Heidelberg führende Vertreter aus Diakonie und Kirchen zwischen Moskau und Oslo sowie zwischen Rom und London. Sie wandten sich der weiteren Bearbeitung der Frage- und Problemstellungen zu, die bereits während der 1. Ökumenischen Konsultation deutlich und nun um aktuelle Aspekte aus den europäischen Entwicklungen ergänzt wurden. Grundfrage des internationalen Forschungstreffens war, welche Aufgaben Diakonie und Kirchen angesichts der Herausforderungen im radikalen gesellschaftlichen Umbruch insbesondere Osteuropas wahrzunehmen haben.

Im Rahmen des Europäischen Forschungsaustauschs zu Theologie und Praxis der Diakonie hatte das Diakoniewissenschaftliche Institut unter Leitung von Professor Theodor Strohm zu dieser zweiten Konsultation eingeladen. Der sich versammelnde Kreis war sich mittlerweile - bis auf wenige Ausnahmen - über die 1. Ökumenische Konsultation

hinaus auch durch andere Kooperationen und Begegnungen bekannt. Das ermöglichte eine entspannte, von gegenseitigem Verständnis und ökumenischem Einfühlungsvermögen geprägte Kommunikation und Arbeitsweise. Gefördert wurde dieser Verständigungsprozeß durch die gekonnte Simultanübersetzung in die Sprachen Englisch, Italienisch, Russisch und Deutsch von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Dolmetscherinstituts Heidelberg unter Anleitung von Frau Ellen Griffiths.

Unter den diesjährigen Teilnehmern waren u.a. Professor Dr. Vitaliy Antonik vom Moskauer Patriarchat der russisch-orthodoxen Kirche, Frau Ruth Badger und Herr David Skidmore vom Board for Social Responsibility der Kirche von England aus London, Monsignore Luciano Baronio von der Caritas Italiana der römisch-katholischen Kirche aus Rom, Generalsekretär Dr. Bert Boer vom Generalrat der Diakonie der holländischen reformierten Kirche (Nederlandse Hervormde Kerk) aus Driebergen, Professor Ermanno Genre von der Theologischen Fakultät der Waldenser Kirche Italiens aus Rom, Direktor Dr. Kai Ingolf Johannessen von der norwegischen Hochschule der Diakonie aus Oslo, der Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland in Brüssel Oberkirchenrat Hans Joachim Kiderlen, Bernd Otto Kuper von der Eurocaritas der römisch-katholischen Kirche und der deutschen Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege aus Brüssel, Pfarrer Gerard Merminod von

Teilnehmerinnen und Teilnehmer der 2. Ökumenischen Konsultation über "Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß" in Heidelberg vom 8.-11. September 1994

der Europäischen Ökumenischen Kommission für Kirche und Gesellschaft aus Straßburg, Pfarrerin Sylvia Michel vom Schweizerischen Kirchenbund und dem Europäischen Verband der Diakonie aus Genf bzw. Zürich, Direktor Dr. Karl Dieterich Pfisterer vom Diakonischen Werk der EKD aus Stuttgart, Pfarrer Werner Schmolz von der Europäischen Methodistischen Kirche aus Freudenstadt und Erzpriester Theodor van der Voort vom "Interuniversitären Institut für missiologische und ökumenische Forschung" aus Utrecht. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des DWI sowie Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Forschungsseminars Europa waren ebenso vertreten.

Verhandelt wurden zwei große Themenbereiche. Zum einen wandte man sich in Fachreferaten und Gesprächen den Rahmenbedingungen diakonisch-sozialer Arbeit im Kontext kirchlicher und politischer Strukturen Europas zu. Zum anderen wurden die theologischen und organisatorischen Eigenheiten der verschiedenen vertretenen Kirchen bezüglich ihrer diakonisch-sozialen Arbeit eingebracht und ökumenisch in Beziehung gesetzt. Im ersten Zusammenhang wurden die Bedingungen des europäischen Einigungsprozesses mit dem kirchlich-ökumenischen Zusammenwachsen in Relation gebracht. Auch wandte man sich der Funktion und der Entwicklung einer europäischen Sozialpolitik sowie dem gemeinsamen Auftreten der großen kir-

chlich-diakonischen Institutionen gegenüber der Europäischen Union und ihren Gremien zu. Mindestens drei deutliche Ergebnisse zeitigte die Konsultation in dieser Hinsicht. Erstens wurde die These unterstützt, daß ein Land, das keinen Sozialstaat habe, kein Staat sei, was im Großen auch für das geeinigte Europa gelte. Zweitens wurde hervorgehoben, daß es dringend einer Vertretung der orthodoxen Kirchen bei der Europäischen Gemeinschaft bedürfe und drittens betont, daß die EU gegenüber dem Osten Europas eine große soziale wie wirtschaftliche Verantwortung habe, für die die Kirchen eintreten. Der zweite große Themenbereich brachte neue Einsichten in den Neuaufbau diakonisch-sozialer Strukturen und ökumenischer Kooperationen in Rußland, in die diakonische Arbeit und Konzeption der italienischen Caritas, der Vereinigten Methodistischen Kirche, der skandinavischen lutherischen und der europäischen reformierten Kirchen. Interessante Details aus diesem komplexen Themengebiet waren beispielsweise das Soziale Bekenntnis und die Sozialen Grundsätze der Methodisten, die sich auf bestimmte Handlungsstandards verpflichten. Aus Rußland wurde viel über unkoordiniertes soziales Handeln z.T. konkurrierender Kirchen, aber auch über gute ökumenische Zusammenarbeit berichtet. Die reformierten Kirchen Hollands kennen ein weitverbreitetes unbezahltes Diakonenamt und die italienische Caritas

versucht, Diakonie und Evangelisierung zusammenzubinden.

Am Schluß der Tagung wurde als Grundlage für ein zukünftiges Manifest der Diakonie bzw. für eine kirchliche Sozialcharta eine Erklärung zur Verantwortung der Diakonie im europäischen Einigungsprozeß diskutiert, die auf der nächsten großen eu-

ropäischen Diakoniekonferenz in Bratislava im Herbst weiterentwickelt werden soll. Darin werden wichtige gemeinsame Grundlagen sowie Handlungsziele von diakonisch-caritativem Handeln formuliert. Die Ergebnisse des gesamten Konsultationsprozesses werden im Rahmen der Schriftenreihen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts publiziert.

Jürgen Stein

Zwischen Diakonat und Management - Aufgaben und Paradoxien¹

Zu den Themen, welche für die Diakonie durch die europäische und ökumenische Begegnung erhebliche Brisanz gewonnen haben, gehört auch die Frage nach neuen, der Erwerbswirtschaft nachgebildeten Führungsgrundsätzen. Vielen, die aus Deutschland kommend z.B. diakonische Träger in den Vereinigten Staaten besuchten, ist schon vor Jahrzehnten der transparentere Umgang mit Geld und die unbefangene Verwendung von Führungsstrategien in der dortigen Leitung aufgefallen. Im Rahmen der Aktion "EU-Binnenmarkt 1993" wurden Ängste oder Hoffnungen geweckt, nun müsse oder könne die Diakonie zu Strukturen finden, die sie international "wettbewerbsfähig" machen. Und wer sich schließlich auf US-amerikanisches Managementdenken schon zu sehr eingelassen hatte, der wurde überrollt von neuen Konzepten aus Japan und Korea - lean production, just-in-time oder kaizen. In der Frage, ob solche Managementmethoden in die Diakonie passen, prallen Impulse aus anderen Staaten und Kulturen auf eine intensive innerdeutsche Diskussion, die durch den Umwandlungsprozeß in Ostdeutschland und die Abschaffung des Selbstkostendeckungsprinzips in zentralen Bereichen der deutschen Sozialpolitik immer dringlicher geführt wurde. Der nachfolgende Beitrag versucht, hier eine Zwischenbilanz zu ziehen, die zugleich auch deutsche Positionen im europa- und weltweiten Vergleich ermittelt.

Wer für diakonische Einrichtungen und Dienste relevante Fachzeitschriften auswertet oder auch den diesbezüglichen Buchmarkt beobachtet, erkennt schnell, daß Fragen von Unternehmensführung, fundraising und (lean) management heute einen gewichtigen, ja andere Themen dominierenden Stellenwert erlangt haben.² Die Zeiten, in denen Persönlichkeiten wie Alfred Jäger (Kirchl. Hochschule Bethel) oder Markus Rückert (Collegium Augustinum München) "allein auf weiter Flur standen", sind vorbei. Soziale Einrichtungen sind heute auch im Selbstverständnis ihrer Verantwortlichen, was sie lange Zeit nur in der Sprache des

Umsatzsteuerrechts³ waren, nämlich "Unternehmen". Eine andere Frage ist, ob sie - wie Alfred Jäger es von ihnen gefordert hat - nun bewußt die Aufgabe angenommen haben, in die Privatwirtschaft ausstrahlende Leitlinien der Unternehmensethik zu entwickeln.⁴ Eher ist heute umgekehrt die Frage: Lernen diakonische Träger und die Mitarbeitenden der Einrichtungen (nicht zu vergessen die Aufsichtsorgane und die Kirchen) von der Erwerbswirtschaft und wenn ja, lernen sie das Richtige und für ihre Arbeit Angemessene? Hier scheiden sich nach wie vor die Geister. Eine generelle Scheu vor Marktwirtschaft und Unternehmensprinzipien kann man Diakonie und Caritas sicher nicht vorwerfen. Im Gegenteil: große Träger und ihre Einrichtungen sind auch über den Krankenhausbereich hinaus geradezu Vorreiter im inneren Umbau. Stimmen, die grundsätzlich marktwirtschaftlichen Strukturelementen der Gesellschaft skeptisch gegenüberstehen und deren Anwendung auf das Sozialwesen für ganz besonders unangebracht halten, sind zwar nicht verstummt, aber die Szene beherrschen die Befürworter, die allerdings noch einen enormen Nachholbedarf in der Breite der Einrichtungslandschaft sehen. Entsprechend hat sich eine Fülle von Fort- und Weiterbildungsangeboten an neuen und alten Institutionen etabliert. "Vor Ort" liegen die Dinge weniger eindeutig. Düstere Prophezeihungen für die Pflegeversicherung etwa lassen Unsicherheiten bei Führungskräften und Verantwortlichen erkennbar werden, und in Diskussionen mit Mitarbeitenden der Diakonie muß sich jemand, der oft von "Kunden", "Nachfrage" und "Wettbewerb" spricht, schon einmal die Frage gefallen lassen: "Sind Sie eigentlich noch Pfarrer?"

Stehen wir vor einem Eisberg-Phänomen? Über der Wasserlinie befindet sich eine eindrucksvolle Fülle von Literatur, Kommissionen, Konzeptionen und Beratungsangeboten. Darunter liegen nach wie vor die vielfältigen Erfahrungen, Grundeinstellungen, Hoffnungen und Ängste, die Verantwortliche und Mitarbeitende in der Diakonie mit Begriffen wie

"Management", "Europäischer Binnenmarkt" oder "Wettbewerb" verbinden. Auch die Betriebswirtschaft bestätigt das Vorhandensein einer Kehrseite: Goll stellt fest, daß die Öffentlichkeit "bei gemeinnützigen und karitativen Institutionen auffallend kritisch gegenüber den allgemein positiv bewerteten markt- und erwerbswirtschaftlichen Prinzipien reagiert".⁵ Die Professionalisierung der wirtschaftlichen Führung auch in eher kleinen Einrichtungstypen stößt auf mindestens so viel Mißtrauen ehrenamtlich-freiwillig Engagierter wie früher die Einstellung von Fachkräften in den Hilfsdiensten selbst. Konflikte bleiben nicht aus.⁶

Die politische Situation hat sich allerdings dadurch stark verändert, daß der Staat und die Sozialversicherungen den Wettbewerb zum Organisationsinstrument und Qualitätssicherungsmittel erhoben haben. Dadurch ändert sich sowohl die Stellung der dienstbedürftigen Menschen als auch der sogenannten Leistungs- und Dienstanbieter. Das ist vom Anspruch her keine Absage an das Profil ganzheitlicher, etwa religiös motivierter Hilfsdienste. Wir stellen fest, daß das Pflegeversicherungsgesetz erstmalig in der deutschen Sozialgesetzgebung einen Paragraphen enthält, der ausdrücklich auf die Besonderheiten der Arbeitsinhalte freier und besonders kirchlicher Träger Bezug nimmt und sie schützt, andererseits dieses gleiche Gesetz nur einen Satz später eben diesen Trägern der Wohlfahrtsverbände und Kirchen ebenfalls erstmalig die gewerblich-gewinnorientierten Träger gleichrangig zuordnet.⁷ Der deutsche Sozialstaat - auch die DDR in letzter Konsequenz nicht - war nie ein "Versorgungsstaat", der einen umfassenden Apparat zur sozialen Dienstleistung geschaffen und finanziert hätte. Vielmehr hat der deutsche Gesetzgeber immer schon die Koordination verschiedener Systeme und Anbieterstrukturen als seine eigentliche Aufgabe angesehen und nur in besonderen Einzelfällen unmittelbar und selbst die Bedürfnisbefriedigung der Menschen zu seiner Aufgabe gemacht. Die föderale Struktur der Bundesrepublik tat ein Übriges. Das Bundesverfassungsgericht hat es in seinem Urteil zu BSHG und JWVG vom 18.6.1967 in einem Leitsatz so formuliert: Der deutsche Staat erfüllt seine Verantwortung "auf dem Wege der Gesetzgebung", d.h. durch die Inpflichtnahme intermediärer Leistungserbringer, nicht durch eigene Dienststellung. Die Begründung ist die an der Menschenwürde als Grundwert orientierte "Wahlfreiheit". Auch der hilfsbedürftige Mensch soll die Möglichkeit erhalten, sich an den zu wenden und von dem Hilfe zu erhalten, dem er am meisten vertraut, sei es ein kirchlicher oder gerade ein weltanschaulich zu Neutralität verpflichteter Dienst. Die öffentlichen Organe haben also die Aufgabe, Dienste verschiedener Träger nicht nur zuzulassen, sondern auch zu fördern.⁸ Dieses Prinzip stand immer schon in Spannung zur Finanzierbarkeit und der

Staat hat mit verschiedenen Mitteln versucht, dieses Dilemma zu organisieren: z.B. durch Vertretbarkeitsklauseln in Gesetzen, durch Kontingentierung und Pauschalierung oder durch qualitätssichernde und qualitätsbegrenzende Richtlinien für Zulassung und Förderung. Heute vertraut der Staat und seine Organe auf das Regulativ des Wettbewerbs. Statt etwa eine Zulassung neuer Dienste an die Bedarfsermittlung eines Koordinationsgremiums zu binden⁹, wird in Aussicht gestellt, daß sich Erfolg oder Mißerfolg eines Sozialanbieters mit Preis und Angebot am Markt zu behaupten hat und die öffentliche Kontrolle sich auf eine grundlegende Qualitätssicherung beschränkt. Man denke an den Automarkt: die Marken und Händler konkurrieren über Preis, Qualität und Service, wobei ein öffentlich geregelter, auch hier privatrechtlich betriebener Prüfdienst die Verkehrssicherheit sicherstellt und ein Kontrolldienst die Beachtung unverzichtbarer Regeln überwacht und bis hin zum Entzug der Betriebs- und Nutzungserlaubnis ahndet. Allerdings - und das ist der entscheidende Unterschied - erwartet niemand vom Automarkt, daß er Jahr für Jahr für eine stabile oder gar sinkende Höhe der Gesamtkosten rund ums KFZ sorgt. Im Sozialbereich aber soll Wettbewerb unmittelbar zu einer Kostenersparnis führen. Für den sozialdienstbedürftigen Menschen ändert sich die Situation dadurch merklich, wenn auch durch die zahlreichen Beharrungsmomente im deutschen Sozialwesen nur schrittweise: einerseits wird er zum umworbenen Kunden, selbst die Sozial- und Jugendämter wollen ihn heute vielfach so betrachten¹⁰ und die gewerblichen Anbieter tun es ihrer Tradition entsprechend sowieso, andererseits soll eben diese "neue Freiheit" letztlich billiger sein. Der Grad seiner Beliebtheit als "König Kunde" steigt natürlich, wie in jeder anderen Branche auch, mit dem von ihm disponierten oder bei ihm vermuteten Vermögen. Die politische Aufgabe, ein solches am Kunden orientiertes System so zu gestalten, daß auch Arme den Zugang nicht verlieren, ist eine große Herausforderung und zeigt möglicherweise auch der Diakonie den Weg auf, den sie beschreiten sollte. Will sie aber auch denen helfen, für die sonst keiner in Hilfe und Assistenz investiert, muß sie fachlich einwandfreie Dienste und Einrichtungen betreiben, die ihr Einblicke in die Realität von Notlagen und Abhilfsmöglichkeiten geben.¹¹ Diese Institutionen müssen gesprächsfähig bleiben gegenüber ihrem Gemeinwesen - der Gemeinde - und sie müssen die gemeindlichen Handlungsmöglichkeiten und ihre Fragen an die "gemanagte" Diakonie berücksichtigen. In der Beurteilung der Gegenwartstrends stehen zwei Thesen im Raum. Die erste, kritische lautet: Diakonie, Wettbewerb und Managementprinzipien der Wirtschaft sind unvereinbar, da sich diakonische Dienste mit der Anwendung solcher Prinzipien zwangsläufig von den wirklich Schwa-

chen abwenden. Es könnte gehen wie bei der Postreform, als durch die Privatisierung zwar viele bunte Dienstleistungen für die Postkunden möglich wurden, zugleich aber das Recht jeder Bürgerin und jedes Bürgers (unabhängig davon, ob er verschuldet oder suchtkrank ist) auf ein guthabengeführtes Girokonto verlorenging¹², das seither bei Banken und Sparkassen als gnadenweise Selbstverpflichtung eingefordert werden muß. Ähnliche Wirkungen hat auch die Bahnprivatisierung: unter dem Slogan "nette Geschäfte rein, finstere Gestalten raus" demonstriert die AG ihre Entschlossenheit, Wohnungslosen ihre prekären Aufenthaltsmöglichkeiten auf den Hauptstationen¹³ zu nehmen. Solche Vorwürfe bleiben nicht unwidersprochen. Die Gegenthese lautet: Managementprinzipien sind die Antworten auf die ungelösten Probleme der diakonischen Dienste nach innen wie nach außen. Sie beenden nicht nur Mißstände zwischen den Berufs- und Dienstgruppen, sondern bringen auch die angemessene Stellung im Sozialstaat und gegenüber dem "Kunden" besser zum Ausdruck, jedenfalls wenn die Reformen konsequent durchgeführt werden. Der Wegfall von Gemeinnützigkeitschranken und ein durchgängiges Geld-Leistungsprinzip in den sozialen Sicherungssystemen würden Handlungsspielraum erweitern und durch Marktmechanismen mehr, nicht weniger Humanität bewirken.¹⁴ Im neuen System - und nur in ihm - können auch bewußt als Christen tätige, gar zu DiakonInnen ausgebildete und berufene Menschen den ihnen angemessenen Platz finden. Dies entspräche einem Verständnis der sozialen Hilfe als "Aushandlungsprozeß", wobei die HelferIn oder der Berater mehr als Ressourceperson zwischen Hilfebedürftigen und "Welt" denn als "Retter in der Not" zu verstehen ist. Diese Abgrenzung zum "Kunden" sei auch für Helfer und HelferIn psychisch gesünder.¹⁵

Hinter dieser These steht eine bestimmte Wahrnehmung der Situation in diakonischen Einrichtungen, die Abbildung I wiederzugeben sucht: Die Leitung ist eingeklemt durch die ehrenamtliche Aufsicht. Die Verwaltung ist wie bei einer Behörde in Ressorts gegliedert. Sie dominiert die Fachdienste, die ihrerseits wieder in Leitung, zuarbeitende Tätigkeiten und die eigentlichen Hilfstätigkeiten zerfallen. Die Hilfebedürftigen erhalten Leistungen, die sie an anderer Stelle beantragen müssen oder die gar über Dritte veranlaßt werden. Insgesamt ist die Aktivität der Einrichtung auf ihren Erhalt ausgerichtet, sie "dreht sich um sich selbst" und diese Selbstsicherung kann im Extremfall als "erfolgreiches Scheitern" (Seibel) qualifiziert werden.

Diesem Bild steht eine Leitvorstellung gegenüber, die Abbildung II zusammenfassen möchte. Hier sind Leitung, Aufsichtsorgane und als profit- oder cost-centres¹⁶ verstandene Teams nicht durch starre Hierarchien ausgerichtet, sondern durch die gemeinsame Orientierung an den Zielen der Einrichtung. Fachdienste und interne Funktionen beziehen voneinander Dienstleistungen, die sie auch untereinander aus ihren selbständig bewirtschafteten Budgets abrechnen. Durch controlling wird die Kohärenz der wirtschaftlichen Entwicklung anhand von Leitvorgaben überwacht. Ohne Hinderungen können Teams auch kostengünstigere Leistungen von außen (von unabhängigen oder zur gleichen Unternehmensgruppe gehörenden Partnern) einkaufen. So kann sich etwa die Leitung einer internen Personalabteilung bedienen oder einer externen Personalberatungsagentur. Ebenso ist mit den Kunden Umfang und Preis von Leistungen auszuhandeln: was er oder sie nicht wünscht, wird nicht

geleistet und nicht - auch nicht in Pauschalen versteckt - bezahlt. Wird eine Heimbewohnerin also täglich von ihrer Tochter besucht, die ihr das Bett macht und die Bettwäsche regelmäßig wäscht, brauchen diese Leistungen auch beim Heim nicht in Auftrag gegeben werden und entlasten die "Hotelkosten" auf der Rechnung. Während die Aufsichtsorgane des Trägers sich auf ihre juristisch unabdingbaren Funktionen beschränken, übernimmt es ein unabhängiger Beirat, der Leitung hinsichtlich der zukünftigen Zielgestaltung Kompetenz zu verschaffen, damit sie wichtige gesellschaftliche Trends nicht verschläft. Regelmäßige Kundenbefragungen und Marktanalysen dienen ebenfalls diesem Zweck.

Nicht wenige diakonische Unternehmen sind auf diesem Weg schon recht weit fortgeschritten. Sie praktizieren controlling, bieten lean service an (d.h. alle Qualitätskontrollen der Arbeit sind bei der Dienstleistung selbst unmittelbar zu vollziehen), entwickeln Unternehmensleitbilder, intensivieren ihr fundraising und versuchen strategische Planung.¹⁷ Sie arbeiten auch ohne Berührungssängste mit gewerblichen Diensten (Reinigung, catering ...) zusammen. Ein bewußter Umgang mit Kostenfaktoren und Finanzmitteln ist für Diakonie immer geboten gewesen und kann als solcher kein Hindernis für einen Gemeindebezug und die Wahrnehmung des Diakonats sein, im Gegenteil. Es macht auch Sinn, Mitarbeitenden oder Gruppen von ihnen mehr Souveränität für den Einsatz ihrer Mittel zu geben. Gerade diejenigen unter ihnen, die das "Ganze" gerne und vom Selbstanspruch her mitbedenken sollen, profitieren davon unmittelbar. Controlling in der Finanzwirtschaft kann das Krebsübel vieler Dienste beseitigen, nämlich daß Sparsamkeit durch Mittelabzug im nächsten Jahr "belohnt" wird. Wenn im Zuge dieser Reformen allerdings die Kostenverschwendung und das Abweichen von auf EDV-Ausdrucken erkennbaren Budgetleitlinien schon als "Sünde" gilt und unter Rechtfertigungsdruck gestellt wird, geht der Freiraum für Kreativität rasch wieder verloren. Auch im Bereich von Dienstleistungen, die dem "uno-actu-Prinzip" unterliegen, also nur getan werden können, wenn der "Kunde" als Pflege- oder Beratungsbedürftiger anwesend ist, sind Einsparungen in aller Regel von vorherigen Investitionen in Zeit und Material abhängig.

Die Betrachtung des Hilfebedürftigen als Kunden ist sicher das Prinzip des Managementdenkens, das den schärfsten Widerspruch in der Diakonie erregt. Viele Fragen stellen sich in diesem Zusammenhang: Gibt es nicht "Kundengruppen", die gerade aufgrund ihrer Bedürftigkeit keine Kundensouveränität haben und läßt sich dieses Problem wirklich mit dem Instrumentarium des Betreuungsgesetzes lösen?¹⁸ Wird nicht die Entsolidarisierung zwischen den Menschen angeheizt, wenn sie geradezu animiert werden, sich "Menüs" zusammenzustellen

und sich ohne Beachtung ihres Nebenmenschen am Markt durchzusetzen? Können die HelferInnen durch diese Betrachtungsweise vom Helfersyndrom befreit werden oder werden sie im Gegenteil noch tiefer in die nun auch noch betriebswirtschaftlich nuancierte Selbstüberforderung hineingetrieben?

Lean service kann vom Anspruch her den Mitarbeitenden, der dem "Kunden" am nächsten ist, in seinem Verfügungsbereich stärken, ihm mehr Entscheidungs- und Planungskompetenz geben, ihm aber auch eine oft ungewohnte Verantwortung, etwa für finanzielle Fragen, zuweisen. Im Dienstleistungsbereich wie in der Produktion will dieses "schlanke" Prinzip ja gerade alle "Zwischenlager" und Zwischenkontrollen abbauen. Kommt es zu einer Handlungskette mit Kooperation zwischen Mitarbeitenden, so haben diese auch ihre KollegInnen als "Kunden", als AbnehmerInnen einer schon optimierten Leistung zu betrachten, und es ist im System durchaus vorgesehen, daß jemand unmittelbar den Ärger seiner Mitarbeitenden über eine ungenügende Leistung zu spüren bekommt und davon nicht erst viel später auf dem Umweg über die jeweiligen Abteilungschefs erfährt. Menschen, die in einer Einrichtung sogenannte Sekundär- oder Tertiärdienste verrichten, sehen sich ebenfalls in gewandelter Situation wieder. Die Tertiärbereiche der Leitung und Verwaltung werden gnadenlos zu Gunsten oder zu Lasten der Primärebene abgespeckt. Sekundärbereiche, die Voraussetzungen für die primären Dienste am Kunden schaffen müssen, also etwa Materialbeschaffung, Reinigung, aber auch Fort- und Weiterbildung, Supervision u.a., sind prinzipiell unter die Frage gestellt, ob sie nicht "ausgelagert" oder "zugunsten" der Primärebene eingespart werden können.

Die Entwicklung von Unternehmensleitbildern gehört zwingend zur wirtschaftlichen Herangehensweise. Sie ist wahrscheinlich eines der Lieblingselemente des Managementinstrumentariums im Bereich von Kirche und Diakonie, vielleicht weil sie sich mit bekannten Methoden angehen läßt: man setzt eine Arbeitsgruppe ein, formuliert und reformuliert Papiere und publiziert broschiierte Texte. Viele Mitarbeitende stürzen sich ausgehungert nach sonst fehlender Reflexion der Arbeit geradezu auf diese Prozesse in der Hoffnung, "der Weg sei das Ziel". Der Nutzen solcher formulierter Leitbilder und Konzepte ist jedenfalls gerade im diakonischen Bereich, daß die Beteiligten sich dadurch über ihre Konkretisierungsbereitschaft klar werden müssen.

Auch strategische Planung liegt als Aufgabe nahe und ist anerkannt. Meist wird Zeitmangel angeführt, wenn es nicht dazu kommt, über die nahe und fernere Zukunft eines Trägers, einer Einrichtung oder eines Teils von ihr nachzudenken und Leitlinien für die weitere Entwicklung unter Berücksichtigung der Vorstellungen ihrer Partner und ggfs. ihrer Gegner zu beschließen. Das inzwi-

schen etablierte Diakoniausschußwesen auf Gemeinde- und Kirchenkreisebene kann für solche Planung sicherlich genutzt werden. Alfred Jäger sieht hier, nicht im Entscheiden von Einzelfragen, die Aufgaben der TheologInnen (übertragbar wohl auch auf die viel nachgefragte Profilierung von DiakonInnen). In diesem Bereich sind also die sehr vertrauten Probleme der Berufsgruppenzuordnung wieder anzutreffen.

Meine zusammenfassende These lautet: Diakoniat und Management, Diakonie und Wettbewerb sind zwar nicht unvereinbar, werden aber in Spannung bleiben. Zwei Paradoxa umreißen diese Spannung: Diakonische Einrichtungen müssen sich nach außen einem Wettbewerb um ihre Lebensmittel stellen, dürfen aber den Druck dieses Wettbewerbs nicht nach innen an ihre "Kunden" und an ihre Mitarbeitenden weitergeben. Es ist nicht akzeptabel, wenn Menschen in Notlagen um die Ressourcen und die Zuwendung des Hilfsdienstes in Auswahlwettbewerb zu treten haben oder wenn Mitarbeitende einem internen Wettbewerb um Mittel und Freiräume ausgesetzt werden. Sie spüren in aller Regel am eigenen Leiblichen und psychischen Befinden sehr genau den Übergang von wirklichen zu scheinbaren Freiräumen der Arbeit. Träger und Einrichtungsleitungen brauchen und dürfen sich bei Umorganisationen also nicht auf Erfahrungen an anderen Orten und in anderen Branchen verlassen, sondern sind auf den offenen Austausch mit ihren Expertinnen und Experten in eigener Sache angewiesen. Ein Mehr an Effizienz, das diese als belastend erleben, ist so wenig treue Haushalterschaft wie mangels Phantasie vergeudete Ressourcen. Ein zweites, hier nur angedeutetes Paradox betrifft das Verhältnis zur "Konkurrenz" auf dem Markt: Diakonie kann besser sein wollen als andere, aber nicht wollen, daß die anderen schlechter sind! Die Arbeit in der Spannung dieser Paradoxa wird daher weiterhin in Anpassung und ständiger Prüfung bestehen müssen. Kein noch so schlüssiges Konzept aus der Erwerbswirtschaft, aber auch keine noch so wertkonsequent erscheinende, die Managementprinzipien ablehnende Haltung erspart diese Aufgabe. Wieder wird es heißen: "Alles prüfet, das Gute (nicht "das Beste", wie manchmal gerade in diesem Kontext wettbewerbsfreundlich, aber falsch zitiert wird) behaltet". 1. Thessalonicher, 5, 21 kann hier als Richtschnur dienen, auch wenn zuzugestehen ist, daß die Kernsätze der Managementstrategien längst nicht mehr den Charakter von Wahrsagungen (um die es dem Apostel geht) haben, sondern sich in der harten realen Welt, zu der auch die Diakonie gehört, vielfach - zunächst allerdings an ihren eigenen Maßstäben - bewährt haben.

Anmerkungen

1 Überarbeitete Fassung eines Referates auf einem Studien-

tag der Diakoniegemeinschaft des Stephansstifts Hannover am Diakoniewissenschaftlichen Institut, März 1995.

- 2 Vgl. meinen Literaturbericht "Markt und Management für die Diakonie. Ein Zeitschriftenrundblick im Sommer 1994", Dimensionen Diakonisches Werk Baden 11/94, 17-20.
- 3 Paragraph 2,1, Umsatzsteuergesetz.
- 4 So seine These in: Alfred Jäger, Diakonie als christliches Unternehmen, Gütersloh 1986.
- 5 Eberhard Goll, Die freie Wohlfahrtspflege als eigener Wirtschaftssektor, Baden-Baden 1991, 168.
- 6 Eine besonders konflikträchtige Mischung ergibt sich, wenn zugleich mit der Installierung einer hauptamtlichen Verwaltung oder Führung Leistungsentgelte der BenutzerInnen eingeführt oder erhöht werden. Dann kann leicht das Gefühl aufkommen, man/frau arbeite und helfe letztlich nur, um das Gehalt der Leitung aufzubringen.
- 7 Paragraph 11,2, Pflegeversicherungsgesetz.
- 8 Deutlich formulieren dies die Verfassungen einiger beigetretener Bundesländer: Brandenburg (Art. 45), Sachsen-Anhalt (Art. 32 f.), Sachsen (Art. 109), womit Art. 32 des Einigungsvertrages zur hervorgehobenen Bedeutung der freien Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe seine Ausfüllung findet.
- 9 Eine Regulierung nach öffentlich vermutetem Bedarf ist höchstrichterlich sogar ausdrücklich untersagt worden, Bundesverwaltungsgerichtsurteil vom 30.9.1993.
- 10 Vgl. z.B. aus der Literatur: Dieter Gresse, Der dreidimensionale Allgemeine Sozialdienst der Kommune, Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 8/94, 312 ff. und Hubertus Schroer, Jugendamt im Wandel, neue praxis 3/94, 263 ff.
- 11 Die immer wieder auflebende Debatte um "Flächendeckung" oder "exemplarische" und "prophetische" Diakonie kann hier den Blick verstellen. So wären die Armutsberichte von Diakonischem Werk und Caritasverband ohne eine ausreichende Breite des Beratungsstellennetzes nicht möglich gewesen.
- 12 Über dieses Thema wurde zuletzt viel gesprochen. Der Zusammenhang mit der Änderung des Postgesetzes wird dabei meist übersehen; vgl. caritas korrespondenz 6/94 Nr. 73.0.
- 13 Sicherlich kann eine Aufenthaltsduldung auf Bahnhöfen keine menschenwürdige Assistenz für wohnungslose Menschen ersetzen. Auch die Bahnhofsmissionen sind durchweg keine geeigneten Hilfsinstanzen. Mein Argument nimmt nur Bezug darauf, daß das Thema in extrem ausgrenzender Weise (vgl. Zitat aus der Bahnhofswerbung) in dem Augenblick aufgegriffen wurde, als die Bahn sich der Privatwirtschaft zuzurechnen begann.
- 14 So der Exponent Hubert Oppl, Der Markt als letzte Chance, socialmanagement 5/94, 25 ff. und an anderer Stelle.
- 15 Hartwig Drude, Hilfe als Vertrag, Blätter der Wohlfahrtspflege 7-8/94, 144 ff.
- 16 Diese Unterscheidung akzeptiert, daß es Arbeitsbereiche gibt, die nur Kosten haben, aber kein Geld einspielen (cost-centres). Ihre Zahl soll so gering wie möglich gehalten werden. Pflege- oder Beratungsdienste zählen sicherlich nicht dazu, denn sie können ihre Leistung dem Klienten oder dem Träger (als Erfüllung von dessen Aufgaben) in Rechnung stellen.
- 17 Zu diesen wichtigen Begriffen sind folgende aktuelle Einführungen zu empfehlen, die auch auf die konkreten Probleme einer Umsetzung realitätsnah zu sprechen kommen: Winfrid Hamel, Ziele brauchen den Dialog, Blätter der Wohlfahrtspflege 7-8/94, 137 ff.; Burkhard Huch, Das Controlling muß dezentralisiert werden, Blätter der Wohlfahrtspflege 9/94, 168 ff.; Bernhard Kreuzer, Lean Management, Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 6/94, 212 ff.; Dieter Schöffman, Marketing für die Wohlfahrt, Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 6/94, 222 ff.
- 18 Zum Bereich der Suchtkrankenhilfe hier zugespitzt: Knut Lehmann, Der Markt löst die Probleme nicht, Caritas 7-8/94, 51 ff.

Otmar Hahn

Aufgabenfelder der Diakonie in amerikanischen Großstädten

Einleitung

Während meines Theologiestudiums (1991/92) in den USA habe ich ein einjähriges Gemeindepraktikum an der First Presbyterian Church of Chicago absolviert. Die Kirche liegt in der berühmten Chicago Southside, einem der größten schwarzen Ghettos in den USA. Vieles, was ich während dieser Zeit erlebt habe, erscheint mir exemplarisch für das Leben der Schwarzen in den Inner Cities der USA. Am Beispiel von First Presbyterian Church zeigt sich, wie sehr das Schicksal der Kirche mit dem der Gesellschaft verbunden ist. Ebenso gibt es einen Einblick in einige Aufgabenfelder der Diakonie in den Großstädten der USA. Gleichwohl wird auch deutlich, wie sehr die diakonische Arbeit von den Möglichkeiten der einzelnen Kirche abhängt.

Der Verfall einer Wohngegend

Das Viertel, in dem die First Presbyterian Church beheimatet ist, heißt Woodlawn. Gegründet wurde es um 1850 von niederländischen Farmern. Später kamen überwiegend irische, deutsche und englische Immigranten hinzu. Im Jahr 1920 war die Bevölkerung bereits auf 60.621 angewachsen. Hiervon waren 2,6% Schwarze. Eine radikale Veränderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung kündigte sich im Jahr 1950 an, als bereits 40% der Bevölkerung Schwarze waren. Zehn Jahre später war dieser Anteil auf 89,1% gewachsen. Die Bevölkerung war mittlerweile auf 81.279 angestiegen.

Aufgrund des wirtschaftlichen Niedergangs und des Verfalls der Wohnhäuser begann dann die Bevölkerungszahl rapide zu fallen. Heute leben ca. 30.000 Menschen in Woodlawn. Der Prozentsatz der Schwarzen erreicht nahezu 100 Prozent. Die Arbeitslosenquote unter den 18 - 30jährigen Männern beträgt derzeit 75%. Mindestens ein Drittel aller Häuser steht leer und wird von Obdachlosen bewohnt. Woodlawn gehört damit zu den ärmsten Gebieten in Chicago. Stadtweit beträgt die Arbeitslosenquote unter den Schwarzen 20%. Sie sind überwiegend Opfer des Niedergangs der Stahlindustrie und des Wegzugs der großen Schlachthöfe. Hinzu kommt, daß viele Arbeitgeber ihre Betriebe in die Vororte verlagert haben. In den Innenstädten bleiben jene arbeitslos zurück, die sich einen Umzug oder das Pendeln zum Arbeitsplatz nicht leisten können. Verstärkt wurde die Arbeitslosigkeit unter den Schwarzen auch durch die Kürzung der staatlichen Programme in den achtziger Jahren. Betroffen sind sowohl die Schwarzen aus dem Mittelstand, die in diesen Programmen angestellt waren, als

auch die vielen Armen, denen geholfen werden sollte. Schließlich muß auf die Tatsache hingewiesen werden, daß viele Arbeitgeber eher bereit sind, Frauen, Mexikaner oder Asiaten einzustellen als einen Schwarzen. In der Regel finden Weiße doppelt so schnell einen neuen Arbeitsplatz wie ihre gleichqualifizierten schwarzen Kollegen. Ein weitverbreitetes Vorurteil besagt, daß Schwarze nur ins College aufgenommen wurden, um die Minderheitsquote zu füllen, daß sie den College-Abschluß nur ihren sportlichen Leistungen verdanken, daß sie ein schwaches Allgemeinwissen besitzen, und daß sie leicht erregbar sind. Kein Wunder also, daß mit 20% die Arbeitslosenquote der Schwarzen um 8% über der von Weißen liegt.

Eine Kirche verändert sich

Während der ganzen Zeit war das Schicksal der First Presbyterian Church aufs engste mit der Entwicklung von Woodlawn verbunden. Das Kirchengebäude wurde am 14. Oktober 1928 eingeweiht. Zu dieser Zeit hatte die Kirche mehr als 2.000 Mitglieder.

Im Juni 1952 stellte sich die Gemeinde der radikalen Veränderung in ihrer Nachbarschaft. Entgegen dem allgemeinen weißen Exodus in die Vorstädte entschloß sich die Kirche, in Woodlawn zu bleiben. Gleichzeitig stimmten die Gemeindeglieder zu, eine integrierte Kirche zu werden. Das erste schwarze Gemeindeglied wurde 1953 aufgenommen, und 1956 hatte die Gemeinde bereits einen deutlichen interkulturellen Charakter. Begleitet wurde die Öffnung der Kirche für ihre Nachbarschaft durch ein Sinken der Mitgliederzahl. Zwischen 1949 und 1957 sank die Mitgliederzahl um fast 50% von 2.200 auf 1.200 Gemeindeglieder. Aufgrund ihres sozialen Engagements, der Beteiligung an einer schwarzen Bürgerrechtsbewegung und einem Projekt mit einer Jugendgang fielen die Mitgliederzahlen weiter. Heute hat die Kirche weniger als 200 Mitglieder.

Ein Tropfen auf dem heißen Stein

Dennoch nimmt die First Presbyterian Church auch weiterhin viele soziale Aufgaben wahr. Mit Hilfe von Spenden der Gemeindeglieder, der Unterstützung von Partnerkirchen aus den weißen Vororten Chicagos, Zuschüssen aus dem Kirchenkreis und dem Geld aus staatlichen Programmen, finden die Woche über eine Reihe von Veranstaltungen statt. Täglich finden sich in den Räumen der Kirche etwa 90 Kinder im Alter von 3 bis 10 Jahren ein, die dort im Rahmen einer Kindertagesstätte betreut werden.

Das Angebot umfaßt Kindergartengruppen, die Betreuung von Schulkindern und in den Schulferien die sogenannte 'Summerschool'. Die Kirche reagiert damit auf die Tatsache, daß schwarze Kinder in der Schule mehr Probleme haben als Weiße. Außerhalb der Schule sehen sich die Kinder, insbesondere die Jungen, mit Gangs konfrontiert sowie mit dem Drogenhandel und dem daraus resultierenden Geldreichtum. Daneben erleben sie zerrüttete Familien und eine Gesellschaft, die nichts mehr von ihren schwarzen Mitgliedern erwartet. Innerhalb der Schule stellt sich den schwarzen Kindern die schlechte Ausstattung, ein Gruppen- druck gegen akademischen Erfolg und die geringe Erwartung durch die Lehrer entgegen. In der Regel stellen Lehrer schwarzen Kindern weniger Fragen, geben ihnen weniger Zeit zum Antworten und weniger Hilfe. Standardisierte Tests verstärken noch die Benachteiligung schwarzer Kinder. So sind Schwarze im Mathematiktest des dritten Schuljahrs nach Asiaten, Weißen und Hispanics die Gruppe, die am schlechtesten abschneidet. Ein anderes Ergebnis der ungleichen Bedingungen in der Schule drückt sich darin aus, daß im Staat Illinois dreimal mehr schwarze Kinder als leicht geistig zurückgeblieben eingestuft werden als Weiße.

Probleme im sozialen Umfeld

Wie sich jedoch noch zeigen wird, liegen die eigentlichen Probleme außerhalb der Schule. So ist ein weiteres großes Problem das Fehlen einer positiven Vaterfigur. 1988 hatten nur 57% aller schwarzen Kinder ihren Vater zu Hause. Im gleichen Jahr waren es 87% aller weißen Kinder, die mit ihrem Vater zusammenwohnten. Doch selbst wenn der Vater mit seinen Kindern in einem Haus lebt, ist er nicht immer ein gutes Vorbild. Von tausend Babys schwarzer Hautfarbe werden nur 423 die Kindheit überleben, an der Highschool graduieren, außerhalb des Gefängnisses bleiben und im Alter von 35 genügend Fähigkeiten haben, um problemlos in der amerikanischen Gesellschaft zu leben. Statistisch gesprochen sind mehr Schwarze im Gefängnis, im Hafturlaub oder auf Bewährung als im College. Im Staat Illinois sind über 62,4% der erwachsenen Gefangenen schwarzer Hautfarbe. Gleichwohl bilden die Schwarzen nur 14,8% der Gesamtbevölkerung in Illinois. Wie eine Studie 1987 herausfand, ist die große Mehrzahl der Gefangenen wegen Bagatelldelicten verurteilt, die nur eine geringe Gefahr für die öffentliche Sicherheit darstellen und einen unbedeutenden wirtschaftlichen Verlust für die Opfer bedeuten. Von daher stellt sich für viele Schwarze die Frage, ob nicht hinter dem Vorwand der Verbrechensbekämpfung noch andere Gründe dafür stehen, daß eine so große Zahl von Schwarzen inhaftiert wird. Prozentual zur Bevölkerung sendet der Staat Illinois mehr Schwarze ins Gefängnis als Südafrika.

Ein anderes Angebot der Kirche ist die offene Jugendarbeit. Mittwochabends haben Kinder unter 14 Jahren die Möglichkeit, sich zum Basketball spielen in der Turnhalle der Kirche zu treffen. Damit wird den Kindern ein Raum geboten, der nicht von den Problemen der Straße - Gangaktivitäten und Drogenhandel - geprägt ist. In Chicago ist für schwarze Jungen im Alter zwischen 15 und 19 Jahren das Risiko, erschossen zu werden, elfmal höher als bei ihren weißen Altersgenossen. Allein im September 1991 starben in Chicago 87 Schwarze an Schußverletzungen.

Armut als Ursache von Gesundheitsschäden

Ebenfalls einmal in der Woche bietet die Kirche einen warmen Mittagstisch. Jeder ist zu dieser kostenlosen Mahlzeit willkommen. Im Durchschnitt kommen jede Woche etwa 100 bis 200 Personen. Mit diesem Angebot stellt sich die Kirche den beiden Problemen Armut und falscher Ernährung. Ein großes Problem für viele Schwarze in Chicago ist die Armut und ihre Folgen. Dramatischstes Ergebnis der Armut ist die große Zahl von schwarzen Kindern, die jedes Jahr in Chicago verbrennen. Trotz des einfachen Zugangs zu Rauchmeldern und Jahrzehnten von Aufklärung über Brandschutzmaßnahmen bleibt Feuer die Todesursache Nr. 1 für schwarze Kinder im Alter von ein bis fünf Jahren. In Illinois sterben dreimal mehr schwarze Kinder im Feuer als weiße.

Doch die Armut fordert ihre Opfer auch schon bei der Geburt. Von tausend schwarzen Babys werden 13,5 Jungen totgeboren. Bei den Mädchen sind es 12,2 Babys aus tausend. Für weiße Kinder lauten die Zahlen 6,8 bei Jungen und 6,5 bei Mädchen. Das Risiko, daß ein schwarzes Baby ein zu geringes Geburtsgewicht hat, ist doppelt so groß wie bei weißen Babys. 72% der schwarzen Kinder, die im Alter von unter einem Jahr sterben, waren zu klein, um zu überleben. Von den Kindern bis fünf Jahre haben mittlerweile 55% den AIDS-Virus. Eine weitere Folge der Armut ist die hohe Zahl von Asthmaerkrankungen unter den schwarzen Jungen. Sie ist Folge der schlechten Wohnbedingungen. Staub, die Überreste von Insekten und Zigarettenrauch gelten als die Hauptverursacher des Asthmas. Zusätzlich haben nur die wenigsten schwarzen Kinder einen Kinderarzt. In den seltensten Fällen werden die notwendigen Impfungen durchgeführt. Auftretende Kinderkrankheiten werden kaum behandelt. Noch schlimmer ist die Lage bei den schwarzen Männern. Während die öffentlichen Kliniken die Behandlung von Frauen und Kindern durch staatliche Unterstützung finanzieren können, gibt es eine solche Möglichkeit für unversicherte Männer nicht. Als Folge bekommen sie keine Augenuntersuchung, keine Brillen, keine Krücken und keinen Rollstuhl. Eine Zahnbehandlung ist nur bei Schmerzen möglich. Wenn ein Arzt einen schwar-

zen Patienten sieht, ist die Krankheit von daher schon oft in einem fortgeschrittenen Stadium. Viele schwarze Männer leiden an Bluthochdruck und haben dann besonders schwere Formen des Bluthochdrucks. Es sterben mehr Schwarze an Herzschlag oder Nierenversagen als Weiße. Die Ursachen sind oft Armut, schlechte Ernährung und eine genetische Empfindlichkeit für Salz. Arme Schwarze müssen häufiger billige Medikamente nehmen. Nierenkranke zum Beispiel bekommen häufig harn-treibende Mittel, die ca. \$ 25 pro Jahr kosten. Die Ärzte sind sich der medizinischen Probleme, die diese Medikamente verursachen, durchaus bewußt. Das effektivere und schonendere Mittel, das die Calciumübertragung blockiert, würde jedoch \$ 500 -1000 pro Jahr kosten. Hinzu kommt, daß selbst einfache Ratschläge ihre Tücken haben. Eine gängige Empfehlung für Bluthochdruck- oder Nierenkranke ist zum Beispiel der Hinweis, die Nahrungsmittel auf ihren Salz- und Kaliumgehalt zu prüfen. Doch das Lesen der Etiketten scheitert am weitverbreiteten Analphabetismus.

Die Frage nach der Eigenverantwortung

Angesichts der geschilderten Probleme wird häufig die Frage nach dem Selbstverschulden gestellt. "Warum", so argwöhnen viele Weiße, "können sich die Schwarzen nicht selbst helfen, wie es auch die anderen Einwanderer getan haben?" Die Antwort darauf ist komplex. So waren Schwarze die einzigen Immigranten, die gegen ihren Willen als Sklaven in die USA gebracht wurden und 239 Jahre in Gefangenschaft lebten. Für weitere 100 Jahre war ihnen jegliches Stimmrecht versagt. Schließlich sind die Schwarzen die einzige Gruppe, für die es einst

ein Verbrechen war, lesen und schreiben zu lernen. Hinzu kommt, daß Schwarze, anders als weiße Immigranten, sich nie unbemerkt mit der Bevölkerung vermischt und in ihr aufgingen. Im Unterschied zu den Kubanern oder vielen Asiaten hatten die Schwarzen in ihren Heimatländern weder Reichtum noch akademische Abschlüsse erworben, noch konnten sie in ihren Heimatländern auf Banken zurückgreifen, um dort Geld zu leihen. Dennoch gab es und gibt es zahlreiche Beispiele für das Bemühen der Schwarzen, gemeinsam ihr Schicksal zu verbessern. Bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Situation in den USA ist es jedoch unmöglich, daß die Schwarzen sich aus eigener Kraft aus ihrer Misere befreien. Der schwarze Mittelstand kann weder neue Arbeitsplätze schaffen, noch hat er Einfluß auf die Gesamtwirtschaft der USA.

Zuspitzung des Problems

Vielmehr spitzt sich alles auf die Frage zu, wie die weiße Mehrheit der Gesellschaft die Probleme ihrer schwarzen Mitmenschen bewertet. Handelt es sich um Menschen, die Probleme haben oder sind es Menschen, die selbst ein Problem darstellen? Auf Seiten der schwarzen Minderheit zeigten die 1992 ausgebrochenen Rassenunruhen in Los Angeles deutlich, daß die Unzufriedenheit der Schwarzen mit ihrer Rolle in der amerikanischen Gesellschaft wächst. Nicht wenige sprechen mit Blick auf Los Angeles bereits von einem Aufstand der Schwarzen gegen die Weißen. Eine sinnvolle und sachgerechte Lösung dieses Konflikts zu erreichen, erscheint von daher als die große Aufgabe der amerikanischen Gesellschaft für die 1990er Jahre.

Stefan Deutschmann

Strukturen diakonischer Arbeit in der Uniting Church in Australia. Ein Erfahrungsbericht.

Während eines einjährigen Studienaufenthaltes in Perth/Westaustralien war ich 1991/92 bei der Uniting Church in Australia (UCA) zu Gast. Neben dem Studium an der ökumenischen Fakultät der Murdoch University habe ich die Gelegenheit genutzt, mich mit den Strukturen der diakonischen Arbeit in der Uniting Church vertraut zu machen, über die ich hier berichten möchte.

Die *Uniting Church in Australia* ist 1977 nach zwanzigjährigen Unionsverhandlungen durch den Zusammenschluß der methodistischen, presbyterianischen und der kongregationalistischen Kirchen entstanden. Sie trägt somit das Erbe mehrerer reformatorischer Traditionen in sich, ist aber zu-

gleich unter den Kirchen des Landes die einzige, die in Australien völlig neu entstanden ist. Sie ist heute die drittgrößte australische Kirche. Etwa 6% der Bevölkerung gehören der UCA an, das sind landesweit knapp 1 Mio. Christen und Christinnen. Im Vergleich zur Größe der evangelischen Kirchen in Deutschland ist die UCA also eine relativ kleine Gruppe in der australischen Gesellschaft, in der sich jedoch diakonische Arbeit in einer bemerkenswerten Breite findet. Die Diakonie ist heute in der UCA hauptsächlich auf drei Ebenen organisiert: landesweit durch die nationale Assembly der UCA, regional durch die einzelnen Landessynoden und lokal durch einzelne Kirchengemeinden, unter de-

nen den Missionsgemeinden eine besondere Rolle zufällt.

In den Zuständigkeitsbereich der nationalen Assembly der UCA fallen vor allem die *Frontier Services*. Sie sind aus der Australian Inland Mission erwachsen, die auf die Initiative des in Australien legendären Rev. John Flynn zurückgeht, der sich seit 1912 mit aller Kraft für die geistlichen, physischen und sozialen Bedürfnisse der Menschen in den weit entlegenen Regionen, dem Outback, einsetzte. Neben dem bekannten Royal Flying Doctor Service hat Flynn viele Dienste initiiert, um den Menschen auch im Outback einen "Mantel der Sicherheit" zu bieten. Viele dieser Aufgaben werden heute durch die Frontier Services fortgeführt. Neben der geistlichen und seelsorgerlichen Betreuung der Menschen im Outback durch "mobile Pastoren", sog. "patrol padres", die täglich Hunderte von Kilometern fahren oder fliegen, um die Menschen auf ihren Farmen und in ihren Siedlungen zu besuchen, werden von den Frontier Services Vorschulen, Kranken- und Sozialstationen sowie Pflegeplätze für alte Menschen im Outback unterhalten. Für schulpflichtige Kinder aus dem Outback werden Unterkünfte an den Schulorten bereitgestellt, und spezielle Teams bieten Programme für Familien in den entlegenen Regionen an. Die Frontier Services arbeiten in einem biculturellen Arbeitsfeld, in dem die Welten der Aboriginal People und der weißen Australier aufeinandertreffen. Die Mitarbeiter haben die verantwortungsvolle Aufgabe, sowohl die jeweiligen Eigenarten der Menschen zu respektieren, als auch in ihrer Arbeit für gegenseitige Akzeptanz und Integration zu wirken. Angesichts der enormen wirtschaftlichen Probleme der landwirtschaftlichen Betriebe im Outback, der immer stärkeren Landflucht und dem damit zusammenhängenden Verfall der vorhandenen Infrastruktur werden diese Dienste in Zukunft vor noch größeren Herausforderungen stehen.

Viele diakonische Einrichtungen der UCA sind, obwohl selbständig entstanden, heute an die Landessynoden in den einzelnen Bundesstaaten rückgebunden. Westaustralien mit seiner Hauptstadt Perth ist der flächenmäßig größte Bundesstaat des Landes. Auf einem Gebiet von der achtfachen Größe der Bundesrepublik leben dort nur 1,6 Mio. Menschen, 1,1 Mio. von ihnen wiederum im Großraum von Perth. Die westaustralische Synode der UCA repräsentiert ca. 82.000 Gemeindeglieder. Viele Bereiche diakonischer Arbeit werden durch diese synodal gebundenen Dienste abgedeckt. Stellvertretend sollen einige von ihnen kurz vorgestellt werden, die ich während meines Aufenthaltes in Perth besucht habe.

Zwei Einrichtungen im Bereich der Kinder- und Familienhilfe mit langer Tradition haben in den vergangenen Jahren ihre Konzeptionen neu bestimmt. *Mofflyn* wurde 1922 als Haus für Waisen

und bedürftige Kinder gegründet und bereits zu diesem Zeitpunkt gemeinsam von den drei Kirchen getragen, die sich 1977 zur UCA vereinigen sollten. Der Schwerpunkt der Arbeit von *Mofflyn* hat sich von der dauerhaften Unterbringung und Erziehung der Kinder in der Institution auf ein familienorientiertes Handeln verschoben: kurzzeitige Unterbringung der Kinder in der Institution im Sinn von Krisenintervention, Stärkung der Familienstrukturen und Einbindung der einzelnen Familien in einen Sozialverband werden heute als Ziele der Arbeit verfolgt. *Manguri* ist aus einem Heim für aboriginal Kinder hervorgegangen, das seit den 20er Jahren unter dem Namen *Sister Kate's* bestand. Auch hier wird heute als Ziel formuliert, sich nicht nur isoliert um die Kinder zu kümmern, sondern sie und die Familien- und Gemeinschaftsstrukturen der in Perth lebenden Aboriginals insgesamt zu fördern und zu stärken. Auf dem Gelände von *Manguri* soll ein selbstverwaltetes Zentrum von und für Aboriginal People entstehen. Konsequenterweise ist die Leitung von *Manguri* bereits an Vertreter der "aboriginal community" in der UCA übergegangen.

Ebenfalls der Synode angegliedert ist das *Wesley Centre* der UCA in Perth, wo verschiedene Beratungsdienste für Einzelpersonen und Gruppen angeboten werden. Es handelt sich einerseits um Fortbildungsangebote für Hauptamtliche, denen Methoden und Fertigkeiten für die gemeindliche und betriebliche Leitung und Organisation vermittelt werden, andere Angebote richten sich dagegen an die allgemeine Öffentlichkeit und reichen von individueller Seelsorge und Beratung über Gruppentherapien bis zu Kursen über Persönlichkeitsentwicklung.

Bei *Good Samaritan Industries* (GSI) handelt es sich um eine beschützende Werkstatt für Menschen mit Behinderungen. Was 1958 in einem Nebenraum der Wesley Mission, Perth (s.u.) begann, ist bis heute zu einem großen Betrieb mit mehr als 400 Beschäftigten gewachsen. Bei GSI werden durch die Sammlung, Sortierung und Weiterverarbeitung von Altkleidern, gebrauchten Möbeln und Altpapier sowie durch industrielle Fertigung unterschiedliche Arbeitsmöglichkeiten angeboten. Neben der ursprünglichen Absicht, behinderten Menschen einen beschützten Arbeitsplatz innerhalb des Betriebes zu bieten, wird heute mit dem "work plus"-Programm versucht, den Betroffenen mit unterstützenden Maßnahmen den Übergang in die freie Wirtschaft zu ermöglichen.

Eine herausragende Rolle in der lokalen diakonischen Arbeit in den Städten spielen traditionell die Missionsgemeinden: Wesley Mission in Perth und Wesley Parish Mission in Fremantle, der Hafenvorstadt. Die Central oder Parish Missions, die sich in vielen großen australischen Städten finden, sind etwa zwischen 1880 und 1920 überwiegend aus methodistischen Innenstadtgemeinden hervorge-

gangen. Mehrere Faktoren waren für ihre Entstehung von Bedeutung. Durch die Abwanderung der Einwohner aus der Innenstadt in die neuentstehenden Vororte sank einerseits die Mitgliederzahl der Innenstadtgemeinden, andererseits sah man angesichts der steigenden sozialen Nöte in den Städten die Möglichkeit und die Notwendigkeit für soziales und missionarisches Engagement. So wurde eine neue Aufgabe für die Innenstadtgemeinden gefunden: als Missionsgemeinden erhielten sie den Auftrag, sich allen Hilfsbedürftigen zuzuwenden und durch ihren Dienst Zeugnis von der Zuwendung Gottes zu jedem Menschen zu geben. Durch die Kirchenunion von 1977 sind die Central und Parish Missions Bestandteil der UCA geworden. Sie sind heute in der Uniting Church Gemeinden mit besonderen Rechten. So dürfen sie z.B. über den normalen Rahmen hinaus mit Spendenaufrufen für ihre Arbeit direkt an die Öffentlichkeit treten.

Die *Perth Wesley und Fremantle Wesley Parish Missions* bieten auch heute den Menschen der Stadt neben einem vielfältigen Angebot an Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen ein breites Spektrum diakonischer Dienste. Sie umfassen z.B. Eheberatung, Unterstützung in persönlichen und familiären Notlagen einschließlich der Möglichkeit der Notunterbringung für Männer und Frauen, Telefonseelsorge (Lifeline), Beratung bei finanziellen Problemen mit dem Angebot, das Einkommen von Betroffenen für sie zu verwalten (Creditcare), medizinische Dienste und Beratung, Programme für Menschen mit Alkohol- und Drogenproblemen, Drogenaufklärungsprogramme, Besuchsdienste für einsame Menschen und vieles mehr. Für Menschen mit geringem Einkommen werden in besonderen Geschäften Kleidung und Lebensmittel zu sehr niedrigen Preisen verkauft. Das traditionell gewachsene Konzept der Missionsgemeinde wird in der UCA auch heute noch als geeignete Möglichkeit gesehen, um in Gebieten mit besonderen sozialen Problemen wirksam zu werden. So hat sich die westaustralische Synode der UCA 1991 entschlossen, die Gemeinde in dem Industrievorort Kwinana, einem sozialen Brennpunkt der Stadt, zur Parish Mission zu erklären.

Schließlich gibt es auf der Ebene der einzelnen Gemeinden noch zahlreiche Dienste und Initiativen, die im Unterschied zu den bisher beschriebenen Einrichtungen jedoch größtenteils von der ehrenamtlichen Arbeit engagierter Gemeindeglieder getragen werden. Besonders auf der Gemeindeebene hat sich in einzelnen Stadtteilen auch eine ökumenische Zusammenarbeit herausgebildet. Die Angebote sind zu zahlreich, als daß sie hier im Einzelnen genannt werden können. Sie sind zum großen Teil auf die Bedürfnisse von Kindern, Jugendlichen und Familien ausgerichtet.

Es zeigt sich also eine beeindruckende Vielfalt sozialer Dienste und diakonischen Engagements in

der UCA. Viele der Einrichtungen können, wie oben dargestellt, bereits auf eine lange Tradition zurückblicken, in denen sich Zielsetzung und Schwerpunkte ihrer Arbeit mit der Zeit gewandelt haben, andere sind jüngerer Ursprungs und sind als Reaktionen auf jeweils akute Bedürfnisse entstanden.

Wenn man die diakonischen Dienste in der UCA insgesamt betrachtet, stellen sie allerdings mehr eine Summe vieler ursprünglich eigenständig gewachsener Initiativen dar, als ein organisches und klar strukturiertes Ganzes. Aus der Selbständigkeit der einzelnen Dienste folgte, daß jede der einzelnen Einrichtungen und Initiativen für ihr Fortbestehen und ihre Leistungsfähigkeit selbst Sorge zu tragen hatte. So kam es dazu, daß sich die Projekte teilweise gegenseitig Konkurrenz machten, so z.B. bei der Werbung um Spenden. Nach der Gründung der UCA erschien es daher notwendig, die "caring services" miteinander zu vernetzen. Zu diesem Zweck hat die westaustralische Synode der UCA die Dachorganisation "*Uniting in Care - The Caring Services of the Uniting Church in W.A.*" eingerichtet, der sich die synodal gebundenen Einrichtungen und viele Gemeindeinitiativen angeschlossen haben. Aufgabe von Uniting in Care ist nicht Leitung, sondern Koordination. Das Büro wird durch eine Koordinatorin geleitet, deren Aufgabe es ist, das Bewußtsein für die Zusammengehörigkeit der Dienste in der UCA zu fördern und sie gegenüber der Öffentlichkeit zu vertreten. Ferner soll Uniting in Care als Schaltstelle für den gegenseitigen Informationsaustausch zwischen den einzelnen Einrichtungen dienen, dafür sorgen, daß die vorhandenen Ressourcen besser genutzt werden und daß effektiver und gemeinsam für die Unterstützung der diakonischen Dienste der UCA geworben wird. Wenn man bedenkt, daß die UCA in Westaustralien etwa 82.000 Gemeindeglieder umfaßt, so stellt sich zwangsläufig die Frage, wie ihre Vielzahl von Diensten finanziert werden kann. Der Gesamthaushalt der westaustralischen Synode der UCA betrug 1992 ca. 2.5 Mio A\$, umgerechnet etwa 3 Mio. DM. Der "Division for Mission and Nature" standen davon über 1,3 Mio A\$ zur Verfügung. Nach Abzug der Aufwendungen für die kirchliche Hochschule der UCA in Perth blieben über ca. 800.000 A\$ für die diakonischen Dienste. Zu diesen recht begrenzten Mitteln der Synode kommen Einnahmen der einzelnen Gemeinden: Mitgliedsbeiträge und Spenden, besonders in den Innenstadtgemeinden teilweise auch Einkünfte aus Vermietung und Verpachtung von gemeindeeigenem Grundbesitz. Die Arbeit der diakonischen Einrichtungen wird außerdem nicht unwesentlich durch den ehrenamtlichen Einsatz vieler Gemeindeglieder unterstützt.

Trotzdem ist die UCA natürlich nicht in der Lage, ihre diakonischen Dienste aus eigenen Mitteln zu tragen. Besonders diejenigen Einrichtungen, in denen hauptamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterin-

nen arbeiten, sind zu unterschiedlich großem Prozentsatz auf staatliche Unterstützung angewiesen. Dies betrifft die meisten der beschriebenen Institutionen: z.B. Mofflyn, Manguri, GSI und bestimmte Angebote der städtischen Missionsgemeinden. In diesen Diensten werden durch die Caring Services der UCA Aufgaben des öffentlichen Interesses wahrgenommen und staatlich gefördert. Unproblematisch erschien dies noch in der ersten Hälfte der 80er Jahre, als in einer Zeit wirtschaftlicher Prosperität staatlicherseits beträchtliche Mittel zur Ausweitung der sozialen Dienste zur Verfügung gestellt wurden. Da es in Australien jedoch kein gesetzlich festgeschriebenes Subsidiaritätsprinzip gibt und die staatlichen Stellen den Caring Services gegenüber keine langfristigen Verpflichtungen übernommen haben, sind nicht wenige Einrichtungen in finanzielle Schwierigkeiten geraten, als die Sozialhaushalte in Folge der 1987 eingebrochenen Rezession stark gekürzt wurden. Die Verantwortung für die Einrichtungen wurde nun staatlicherseits wieder zu größeren Anteilen den jeweiligen Trägern überlassen. Zudem zeigte sich, daß die Regierung in einigen Fällen nicht bereit war, bestimmte Aufgaben dauerhaft durch nichtstaatliche Organisationen wahrnehmen zu lassen. Dies betraf z.B. das erfolgreiche Streetwork-Programm des Perth Inner City Youth Service (PICYS), das unter dem Dach der UCA arbeitete und 1991 eingestellt werden mußte. Diesem Projekt waren die Fördermittel des Landes völlig entzogen worden, weil die westaustralische Regierung beschlossen hatte, von diesen Geldern ein neues, staatliches Streetwork-Programm aufzubauen.

Nach diesen Erfahrungen mit der fehlenden Zuverlässigkeit langfristiger staatlicher Unterstützung für die Caring Services mußte man in der UCA nach Alternativen zu den bisherigen Finanzierungs- und Organisationsmodellen suchen. Eine heftige Debatte entwickelte sich angesichts der Frage, ob es mit dem kirchlichen Selbstverständnis der UCA zu vereinbaren sei, für die Finanzierung der diakonischen Einrichtungen Gelder von der staatlichen Lottogesellschaft anzunehmen, deren Gewinn in Australien sozialen Einrichtungen zur Verfügung gestellt wird. Die Synode ebnete im Grundsatz 1991 den Weg für diese Möglichkeit. Desweiteren wurde auf der Synode angeregt, jedes einzelne Projekt zukünftig regelmäßig auf seine Notwendigkeit zu überprüfen, da sich der Einsatz der begrenzten Mittel nur für solche Einrichtungen lohne, die wirklich akute Bedürfnisse erfüllen. Schließlich wurde darüber diskutiert, welche Bedeutung der dauerhaften kirchlichen Trägerschaft sozialer Dienste grundsätzlich zukommt. Soll eine kleine Kirche wie die UCA ihre Mittel für den dauerhaften Unterhalt einiger Einrichtungen verwenden oder sollte sie nicht vielmehr als eine Art Katalysator für das "Community Development" wirken, indem sie immer

wieder flexibel auf aktuelle Notlagen reagiert, Projekte vor Ort ins Leben ruft, dann aber versucht, diese Initiativen so bald wie möglich in öffentliche Trägerschaft zu überführen, damit eine dauerhafte Fortführung gewährleistet ist? Mit diesen Fragen sind die Grundlagen des diakonischen Selbstverständnisses der Kirche und des Verhältnisses zwischen Kirche, Staat und Gesellschaft berührt. Die Ergebnisse dieser Diskussion werden wichtige Richtungsbestimmungen für die weitere Entwicklung der diakonischen Dienste in der UCA bedeuten.

Dieser zukünftige Weg wird desweiteren von der *Neuordnung des Diakonats* in der UCA abhängen, über die seit der Kirchenunion von 1977 verhandelt wurde. In den drei nun vereinigten Denominationen hatten sich im Verlauf der Geschichte durchaus unterschiedliche Vorstellungen über das Diakonat und die Aufgaben eines Deacons bzw. einer Deaconess entwickelt. In der kongregationalistischen Tradition ist das Diakonat im Laufe der Zeit überwiegend mit dem Dienst der Kirchenältesten identifiziert worden. Deacon bezeichnet hier ein gemeindliches Vorsteheramt, der unmittelbare Zusammenhang mit den sozialen Aufgaben ist dagegen in den Hintergrund getreten. Das Amt des Deacon haben auch einige presbyterianische Kirchen beibehalten. Ein Deacon wurde hier ursprünglich auf Lebenszeit in sein Amt gewählt und zu diesem ordiniert. Erst in neuerer Zeit hat sich z.B. in der Church of Scotland eine dreijährige Wahlperiode für dieses Amt durchgesetzt. Einem Deacon in einer presbyterianischen Kirche obliegt im Anschluß an die doppelte Bestimmung des Diakonats durch Calvin einerseits die Verwaltung des kirchlichen Besitzes und andererseits die Fürsorge für die Armen, teilweise hat sich daraus aber auch ein spezielles diakonisches Fürsorgeamt entwickelt.

Von großer Bedeutung für die soziale Arbeit der Kirchen wurde seit dem Ende des 19. Jhs. auch in den reformierten Kirchen des englischsprachigen Raumes der Stand der "Diakonissen" (Deaconesses), der nicht zuletzt unter dem Eindruck der deutschen Mutterhausbewegung entstanden ist. So führte die presbyterianische Kirche in Australien 1898 das Amt und den Stand der Deaconesses ein. Ihnen wurden zahlreiche Aufgaben zugewiesen, gemeindlich oder übergemeindlich, besonders in den Bereichen Sozialarbeit, christliche Erziehung und Jugendarbeit. Um zu predigen und um regelmäßig Gottesdienste zu gestalten, brauchten sie jedoch eine besondere Erlaubnis. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts arbeiteten die presbyterianischen Deaconesses zunehmend als Assistentinnen von Gemeindepfarrern. Diesen Charakter trug auch das Amt der Deaconesses in der Methodist Church of Australia, in der seit 1940 Frauen zu diesem Amt ordiniert wurden. Bei ihnen war eine noch stärkere Ausrichtung auf die Beteiligung an der Verkündi-

gung des Wortes und der Gemeindegeseelsorge angelegt, ohne daß ihnen jedoch die volle Autorität eines Gemeindepfarrers, des "Minister of the Word", zugesprochen worden wäre. Das Amt der Deaconess war also in beiden Traditionen eng mit der Frage nach der Beteiligung von Frauen an der Gemeindeleitung verknüpft. Da Frauen der Weg in das Pfarramt vorenthalten wurde, schuf man mit dem Stand der Deaconesses ein Amt für Frauen, das dem damaligen Rollenverständnis entsprach. So wurde den Frauen, die sich zum Dienst in der Kirche berufen wußten, eine Hilfsfunktion mit beschränkter Autorität zugeteilt.

Dieser kurze geschichtliche Exkurs zeigt, daß der UCA einerseits aus den eigenen kirchlichen Traditionen unterschiedliche Ansatzpunkte für die Gestaltung des Diakonats vorgegeben sind, und daß andererseits eine Neubestimmung, zumal nach der Zulassung von Frauen zum Amt des "Minister of the Word", unbedingt notwendig geworden ist. Bereits im Gründungsdokument der UCA, der "Basis of Union", wurden die Eckpunkte für das "neue" Diakonats abgesteckt: Es soll dabei um die Erneuerung des historisch und institutionell gewachsenen Diakonats gehen, das sich von den anderen Ämtern in der UCA (Pfarrer, Älteste, Laienprediger) unterscheidet. Sein Zentrum soll im Dienst an den leidenden Menschen angesichts ihrer Bedürfnisse und Nöte liegen. Das Diakonats soll sowohl Frauen als auch Männern zugänglich sein. In ihrem Dienst sollen sie in der Gemeinde oder der Gesellschaft exemplarisch ausüben, wozu die ganze Kirche berufen ist. Bereits 1992 stand fest, daß das entstehende Amt des "Deacon" in der UCA neben dem "Ministry of the Word" als zweite Form des ordinierten Amtes anerkannt werden wird. Auch die Ausbildung zu diesem Amt hatte bereits begonnen. So studieren Kandidaten für beide Ämter seit einiger Zeit gemeinsam an den theologischen Hochschulen, wobei sich die Anwärter und Anwärterinnen für das Amt des "Deacon" neben der umfangreichen theologischen Ausbildung auch durch den Einsatz in zahlreichen Projekten in verschiedenen Arbeitsfeldern auf ihren Dienst vorbereiten. Allerdings gab es Unstimmigkeiten über das Verhältnis der ordinierten Ämter zueinander und damit zusammenhängend über die Ordination des "Deacons". Einerseits wurde gefordert, daß es für beide Ämter eine Ordination geben soll, auf die erst eine Zuweisung (accrediation) in die jeweiligen Arbeitsgebiete (Word bzw. Deaconess) folgen würde. So sollten allen Ordinierten die gleichen Vollmachten auch z.B. zur Verwaltung der Sakramente übertragen werden. Diese Position entsprang dem Bedürfnis, die Gleichwertigkeit der Ämter auch durch gleiche Rechte auszudrücken. Sie entsprach weiter einer Forderung der angehenden "Deacons", daß es ihnen in ihren jeweiligen Arbeitsfeldern ermöglicht sein soll, den Menschen, mit denen und für die sie

arbeiten auch die Sakramente spenden zu können. Dieses sei für die Arbeit von "Deacons", die z.B. im Outback eingesetzt werden, wo ein ordinerter Minister of the Word keinesfalls selbstverständlich erreichbar ist, ein starkes pragmatisches Argument. Aber auch in anderen Arbeitsfeldern spiele die Sakramentsverwaltung, so die Vertreter dieser Position, für die Deaconesses eine wichtige Rolle in ihrem ganzheitlichen Dienst an den Menschen. Gegen diese Auffassung wurde eingewandt, daß die historisch gewachsenen Spezifika des Pfarramtes einerseits und des Diakonats andererseits durch eine gemeinsame Ordination verwischt werden würden. Genaugenommen würde das Diakonats seine Eigenart verlieren, da es nur noch eine Form des "Ministry of the Word" sei. Außerdem würde durch die Praxis einer gemeinsamen Ordination für beide Gruppen sozusagen ein Stand von Ordinierten geschaffen und in seiner Bedeutung gegenüber den nichtordinierten Gemeindegliedern und dem Amt der ganzen Gemeinde zu stark betont. Im Sinne eines charismatischen Gemeindeverständnisses sei es vielmehr angemessen, den verschiedenen Charakter der beiden Ämter anzuerkennen und die Kandidaten und Kandidatinnen durch eine jeweils spezifische Ordination zu ihrem Amt als "Ministers of the Word" oder "Deacons" zu beauftragen. In dieser Diskussion zeigt sich das ernsthafte Bemühen in der UCA, sowohl ihren reformatorischen Ursprüngen treu zu bleiben und doch zugleich das Diakonats gemäß den heutigen Anforderungen in der australischen Gegenwart zu gestalten. Im vergangenen Jahr entschied sich die Assembly der UCA endgültig für das zweite Modell, so daß der Unterschied der Ämter auch durch zwei verschiedene Ordinationen zum Ausdruck gebracht wird.

Als Besucher aus Deutschland an "große" Strukturen von Diakonie gewöhnt, hat mich überrascht und beeindruckt, zu welcher Leistungsfähigkeit in der diakonischen Arbeit eine für hiesige Verhältnisse kleine Kirche wie die UCA fähig ist. Betrachtet man heute die Struktur der diakonischen Dienste in der UCA, so kann man vielleicht von einer Art "Basis-Diakonie" sprechen: die einzelnen Initiativen sind meistens vor Ort in den einzelnen Gemeinden als Antwort auf akute Notlagen entstanden und haben sich dann den Bedürfnissen entsprechend fortentwickelt. Viele der kleineren Initiativen werden bis heute direkt von den einzelnen Gemeinden getragen, so daß der diakonische Dienst der Gemeinde oft ein wichtiges Element für das gemeindliche Selbstverständnis ist. Gerade hier sind die Gemeindeglieder oft zu erstaunlichem Einsatz bereit, wenn es darum geht, für "ihr" Projekt Zeit, Arbeit und Geld zur Verfügung zu stellen. Erst sehr spät ist es überhaupt zu einer losen Zusammenfassung und Koordination der Dienste und Einrichtungen auf Kirchenebene gekommen. Diako-

nie in der Uniting Church geschieht, meinem Eindruck nach, nicht neben dem Leben der Gemeinden, ist nicht an eine kirchliche Dienstleistungsinstitution delegiert, sondern entspringt immer wieder neu aus den Initiativen der Gemeinden. Von dieser Basis lebt die Diakonie in der UCA. Deshalb wird

ein reiches diakonisches Engagement auch in der Zukunft ein Merkmal dieser Kirche bleiben, auch wenn in nächster Zukunft wegen der begrenzten Mittel der Kirche und der unsicheren Förderung der Projekte durch den Staat, institutionelle und inhaltliche Prioritäten unter den diakonischen Diensten gesetzt werden müssen.

Mirjam Franz/Ingo Franz

Diakonische Arbeit in Palästina. Impressionen einer Studienreise

Für evangelische Christen aus Deutschland gibt es eine ganze Reihe von Orten in der Umgebung von Jerusalem, die ein geeigneter Ausgangspunkt sind, um *einen ersten Einblick in diakonische Arbeit in Palästina* zu gewinnen. Auch weniger geschichtskundige Gäste können alsbald Hinweise auf die zahlreichen Verbindungen entdecken, die es seit 150 Jahren zwischen Christen in Palästina und evangelischen Christen deutscher Sprache gegeben hat. Für uns lag nahe, solche Ausgangspunkte, an denen nicht nur für die sprachliche Verständigung günstige Bedingungen zu finden sind, für einen Studienaufenthalt in Palästina zu nutzen. Wir haben dabei die Erfahrung gemacht, daß es zahlreiche evangelische Christen in Palästina gibt, die besonders gut auf die spezifischen Fragestellungen, auf den kulturellen, den geschichtlichen und den politischen Kontext der Sichtweise deutscher Besucher eingehen können. In diesem Zusammenhang ist eben auch daran zu denken, daß deutsche Gäste in Palästina immer gleichzeitig Reisende in Israel sind und schwerlich die besonderen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel leugnen oder vergessen werden. Für uns waren Orte der Verständigung, an denen auch unsere geschichtlich bedingte Befangenheit zur Sprache kommen kann, eine große Hilfe bei einem ersten längeren Aufenthalt in Palästina - in einer Gesellschaft, deren Sprache und deren Kultur uns ebenso fremd waren wie deren besondere Lebensbedingungen im Spannungsfeld der politischen, kulturellen, sozialen und religiösen Konflikte.

Mit der weithin verbreiteten Überzeugung, daß Palästina Unterstützung benötigt, um einen stabilen Zustand friedlicher Entwicklung erreichen zu können, hatten wir uns im Spätsommer 1994 auf eine siebenwöchige Reise begeben. Wir wollten Verständnis für die speziellen Schwierigkeiten sozialer - und im besonderen diakonischer - Arbeit in Palästina gewinnen. Nach sieben mühevollen Wochen müssen wir allerdings zusammenfassend feststellen, daß wir *vor allem die schwierigen Bedingungen des täglichen Lebens erfahren* haben und unsere Reise wegen dieser Lebens- und Arbeitsbedingungen nur einen sehr bescheidenen Ertrag an aus-

wertbarem Material zur systematischen Erfassung der Bedingungs- und Aktionsfelder diakonischer Arbeit in Palästina erbracht hat. Die ersten unmittelbaren Erfahrungen waren zuweilen so beeindruckend und häufig auch so bedrückend, daß wir nur Impressionen zu sammeln vermocht haben. Wir sahen uns nicht in der Lage, uns einer systematischen Untersuchung, einer eingegrenzten Fragestellung zu widmen.

Die unmittelbare Betroffenheit jener Art ergab sich aus der Wahl unseres Wohnortes. Wir fanden einige Kilometer südlich von Jerusalem eine Bleibe - mitten in Bethlehem - bei einer Familie, die uns Mitri Raheb, der Pfarrer der lutherischen Weihnachtskirche, vermittelt hatte. Als wir ohne Auto, ohne eine für Touristen übliche Unterkunft und ohne sichernde Rahmenbedingungen eines unsere Studien fördernden Programmes dieses Land aus einer ganz anderen Perspektive erlebten, waren wir einigermaßen erschrocken, mit welcher Ignoranz wir bei früheren Besuchen sehenden Auges, doch bedeutungsblind für den Alltag der palästinensischen Gesellschaft geblieben waren.

In dem wohl tausend Jahre alten Haus unserer Gastgeber lebten deren vier Kinder und die Großeltern. Die muslimischen Nachbarsfamilien wohnten - der größeren Kinderzahl wegen - noch viel enger zusammen. In den Jahren der "Intifada", in denen Straßenschlachten in den engen Gassen zum Alltag gehörten - mit Verletzten und immer wieder auch mit Toten - sollten die Kinder möglichst wenig aus dem Haus gehen. Auf engstem Raum mußte sich ein Zusammenhalt der Familie bewähren, dessen Auswirkungen wir mit Verwunderung und mit Bewunderung gleichermaßen beobachtet haben. Da *der Begriff der "Familie" in der arabischen Gesellschaft* eine so offensichtlich andere Bedeutung hat als in Deutschland, möchten wir zunächst einige Eindrücke aus dem Familienleben unserer Gastgeber wiedergeben. Ohne jegliche Kenntnis der besonderen Bedingungen des alltäglichen Lebens in den Familien kann schwerlich das besondere Profil diakonischer Arbeit in Palästina verstanden werden.

Die Mutter unserer Gastgeberfamilie, die mit 16

Jahren geheiratet hatte, spielte in jenem Haus eine ganz entscheidende Rolle. Sie verstand es mit einiger Souveränität, trotz der Erschwernisse von außen eine gewisse Familienidylle zu schaffen. Ihre pädagogischen Aufgaben standen dabei einigermassen im Vordergrund.

Viel Geld wendet die Familie dafür auf, die Kinder in die "Lutherische Schule" zu schicken. Die Mutter unterstützt die erfolgreiche Schullaufbahn durch Hausaufgabenbetreuung. In allen Verpflichtungen schien es ihr gut zu gelingen, *eine lebendige, durch Solidarität geprägte Familienkultur* zu gestalten - eine Lebensweise, in der viel gemeinsam gearbeitet, gespielt, gesungen, erzählt wird, und in der die bescheidenen Mittel für eine einfallreiche Küche und für eine sehr ordentliche Haushaltsführung genutzt werden. In besonderer Erinnerung sind uns die Spiele der Kinder im Schlafzimmer der Eltern und in dem winzigen Kinderzimmer geblieben, bemerkenswert fanden wir auch deren Eifer beim Lernen von sachkundlichen und fremdsprachlichen Hausaufgaben und das innige gemeinsame Singen von Kinder- und Kirchenliedern in voller Lautstärke. Unvergesslich sind uns auch die abendlichen Gespräche mit der Mutter auf der Dachterrasse, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte. Da erzählte sie z.B. von ihrer Ratlosigkeit hinsichtlich der Äußerung des Jüngsten, der bei der Abendandacht gefragt hatte, ob Gott die Juden lieber habe als die Palästinenser. Mit ihrem fröhlichen Selbstbewußtsein und ihrer zuversichtlichen eschatologischen Erwartung wird sie wohl eine glaubwürdige Antwort gegeben haben.

Der Vater der Familie hatte in den unruhigen Zeiten der Intifada die Möglichkeit verloren, sein Geld als Fliesenleger auf israelischen Baustellen zu verdienen. Als erstes hatte das Auto der Familie verkauft werden müssen - bei der Militärbehörde hatte er dann auch keine Erneuerung des Führerscheins mehr beantragt. Um zu einer Baustelle in Jericho zu kommen, wo er für weniger als die Hälfte seines früheren Lohnes bei über vierzig Grad Hitze unregelmäßig Arbeit fand, mußte unser Gastgeber morgens um vier Uhr das Haus verlassen, um in Fahrgemeinschaft mit Kollegen auf einer gefährlichen Bergstraße den sehr zeitraubenden Umweg durch ein Wüstental anzutreten. Den direkten Weg durch Jerusalem können Männer ohne Sondererlaubnis seit 1993 nicht mehr passieren.

Das *Abriegeln der besetzten Gebiete und des Gazastreifens seit März 1993* hat schwere volkswirtschaftliche Folgen für den Aufbau Palästinas, dessen einzelne Landesteile zu klein sind, um eine autonome insulare Infrastruktur zu entwickeln. Die meisten der früheren Arbeitsverhältnisse waren ohne vertragliche Absicherung und daher schwer statistisch zu erfassen. Wir bewerten die Ergebnisse der uns zugänglichen Studien so, daß wir davon ausgehen, ein Drittel jener Personen, die vor

der Grenzschießung 1993 einer Arbeit zum Gelderwerb nachgingen, haben diese im Jahr 1993 verloren. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die absolute Zahl jener Palästinenser, die aus den besetzten Gebieten nach Israel zur Arbeit gefahren waren - etwa 40.000 -, nicht direkt in diesem Rückgang an Arbeitsverhältnissen ihren Niederschlag finden. In Israel zu arbeiten, war jeweils viel lukrativer als die gleiche Arbeit in den besetzten Gebieten zu tun. Der Wegfall von so vielen, relativ guten Erwerbsmöglichkeiten hatte natürlich eine spürbare Wirkung auf die innerpalästinensische Wirtschaft. Der wirtschaftliche Schlag der Grenzschießung hat auch innerhalb Palästinas dazu geführt, daß das Angebot an bezahlten Arbeiten zurückging. Israel selbst hat seit der Einwanderungswelle aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion mit einer - im Vergleich zu europäischen Ländern - relativ hohen Arbeitslosigkeit zu kämpfen. Trotzdem zeigen die statistischen Vergleiche an, daß in Israel eine weit aus höhere Zahl an Personen des arbeitsfähigen Alters einer Arbeit (außerhalb der Haushaltsführung) zum Gelderwerb nachgeht als z.B. in Ägypten und Syrien. Mit Abstand ungünstiger aber als in Ägypten und Syrien sieht die Arbeitsmarktsituation gemäß entsprechender Statistiken wiederum auf der Westbank aus. Solchen Erhebungen zufolge besteht schließlich im Gazastreifen die allerschlechteste Wahrscheinlichkeit für bezahlte Arbeitsverhältnisse. Nur 13 von 100 Bewohner des Gazastreifens im Alter von über 15 Jahren konnten 1993 nach der Grenzschießung ein solches Arbeitsverhältnis aufweisen (Ägypten: 27 von 100, Juden in Israel: 38,4 von 100). Das erstaunliche Ergebnis jener Studie (Geir Ovansen, *Responding to Change*, FAFO 1994, ISBN 82-7244-121-4), auf die wir hinsichtlich der Darstellung des Arbeitsmarktes Bezug genommen haben, ist eine gewisse Ratlosigkeit in der Suche nach Hinweisen auf die wirtschaftlichen Folgen in den unmittelbar von Arbeitslosigkeit betroffenen Haushalten. Eine weitere Verschlechterung der natürlich ohnehin schlechten wirtschaftlichen Situation dieser Haushalte läßt sich kaum an den gewählten Kriterien festmachen. Offensichtlich ist das *Sicherungssystem der Großfamilie* mit ihren in vielen Fällen internationalen Verbindungen im Regelfall so tragfähig, daß auch schwere wirtschaftliche Einbrüche jedenfalls für eine gewisse Zeit abgefedert werden können. Durch einen Besuch in einem Flüchtlingscamp in Gaza hatten wir Gelegenheit, eine Vorstellung von den Lebensverhältnissen von Familien zu gewinnen, die nur sechzig Kilometer südlich der prosperierenden Weltstadt Tel Aviv leben. In der Tat gibt es trotz der außerordentlich hohen Arbeitslosigkeit wohl keine Menschen, die unmittelbar vom Hunger bedroht wären. Der baufällige Zustand der behelfsmäßigen Behausungen, in denen auf engstem Raum große Familien untergebracht sind, das Fehlen sanitärer Anlagen und

befestigter Wege hat uns aber die katastrophale Ghettosituation des dicht besiedelten Gazastreifens eindrücklich vor Augen geführt. Nach dem Urteil äußerer Betrachtung fällt der Vergleich zwischen den materiellen Lebensbedingungen auf der Westbank und in Gaza für den Gazastreifen sehr ungünstig aus. Ein genereller Strukturausgleich hinsichtlich der unterschiedlichen regionalen Bedingungen in Palästina ist zunächst wohl nicht durch irgendwelche politische Maßnahmen zu erwarten. Über das Bezugssystem der Familie hinaus scheint es bisher kaum ein Instrumentarium des sozialen Ausgleichs zu geben. In den autonomen Gebieten fällt es schwer, ein Steuersystem zu installieren. In den besetzten Gebieten der Westbank ist uns aufgefallen, daß es auch einige Familien gab, die ihren relativen Wohlstand durch große Autos und prachtvolle Villen durchaus zur Darstellung bringen. Wir hörten manche Klage darüber, daß die Intifada zwar eine besondere Solidarität des ganzen Volkes hervorgebracht habe, in der aber ein die ganze Gesellschaft umfassender sozialer Ausgleich viel zu wenig thematisiert worden sei.

Absperrungen aller Art erschweren das Leben jeden Tag. Dies haben wir z.B. auch am *Absperren des Wassers* erfahren. In manchen Regionen fließt durch die Wasserleitungen im Regelfall während des Sommers kein Wasser. Einige Wohngebiete haben Glück: Sie sind an die Zuleitungen der Wasserversorgung einer jüdischen Siedlung angeschlossen. Doch wer dieses Privileg nicht hat, muß sich mit den Vorräten des dort üblichen Wasserbehälters auf dem Dach begnügen. Dann sind Klospülung und Dusche ein seltener Luxus. Alle acht bis vierzehn Tage - völlig unberechenbar und ohne Ankündigung - stehen die Leitungen plötzlich wieder unter Druck. Einige Stunden später flattert auf jedem Dach die frisch gewaschene Wäsche - ohne Rücksicht auf andere Pläne oder gar auf Feiertage muß in jedem Haus sofort gewaschen und geputzt werden - und natürlich muß das abgestandene Wasser in den Behältern auf dem Dach, das manchem Kind schon zum gesundheitlichen Verhängnis geworden ist, wieder erneuert werden.

Doch nicht nur die Hausarbeit muß sich solchen willkürlichen Rahmenbedingungen anpassen. Terminpläne werden ständig durchkreuzt. *Wird die Grenze nach Israel völlig geschlossen, so werden dadurch viele Tätigkeiten auch in den palästinensischen Städten blockiert.* Das bedeutet Verzögerungen von Stunden. Wegzeiten sind ohnehin schwer im voraus abzuschätzen, weil immer wieder ein neuer *Checkpoint* mit gemächlich und willkürlich kontrollierenden Soldaten für unvorhergesehene Verzögerung und erheblichen Ärger sorgen kann. Sobald eine behördliche Genehmigung der Militärverwaltung benötigt wird, erübrigt sich eine zeitliche

Planung ohnehin. Der Leiter einer großen Rehabilitationseinrichtung gab uns zu verstehen, daß dem palästinensischen Volk die Entwicklungschancen nicht nur durch das Beschlagnahmen von Land und dessen Ressourcen genommen werde. Den Menschen werde vor allem systematisch die *Zeit gestohlen*. Als einer, der schon mehrere Male in Gefangenschaft war, habe er natürlich auch schon über die für ihn günstigen Möglichkeiten nachgedacht, in eines jener Länder zu ziehen, in denen er durch Verwandte und durch seine internationalen beruflichen Kontakte realistische Immigrationschancen habe. Er habe sich aber sehr bewußt für *seine* Aufgaben in Palästina entschieden. Fast alle, die uns von ihren Lebensmöglichkeiten im Ausland erzählten - die meisten von ihnen hatten im Ausland studiert -, klagten über die vielen jungen Leute - darunter zahlreiche mögliche Führungskräfte -, die das Land schon verlassen hätten. Der Pfarrer der lutherischen Kirche in Beit Jala erzählte uns, daß über die Hälfte der Familien in jener großen christlichen Ortschaft bei Bethlehem nicht mehr vollständig sei, weil ein Großteil der Familienmitglieder ins Ausland emigriert sei. Dort, in der lutherischen Gemeinde in Beit Jala ist inzwischen eine völlig aus Spendenmitteln finanzierte Sozialstation gegründet worden. So sollen besondere Härten, die aus der Beschädigung des Sozialgefüges im Umfeld der Kirchengemeinde resultieren, ein wenig ausgeglichen werden. Palästinenser, die einer christlichen Kirche angehören, waren in Palästina immer eine kleine, aber doch einigermaßen bedeutsame Minderheit. Zu Beginn der israelischen Besatzung wurde ihr Anteil mit 4 % veranschlagt. Inzwischen ist der Bevölkerungsanteil dieser Minderheit rapide geschrumpft und wird mit ungefähr 2,5 % der Palästinenser im Land beziffert.

Die hier angedeuteten Verhältnisse des täglichen Lebens bieten manchen Anlaß für eine *Vielzahl von karitativ arbeitenden Organisationen*, die wegen ihrer Mittel *aus dem Ausland* die Berechtigung erhalten, sich in diesem Land festzusetzen. Da im Umkreis von Bethlehem, in dem ähnlich wie in Jerusalem und Nazareth größere christliche Bevölkerungsgruppen auf eine alte kirchliche Tradition zurückblicken, bemerkenswert viele diakonische Einrichtungen angesiedelt sind, lag für uns die Frage nahe, ob das christliche Erbe sich in besonderer Weise durch ein diakonisches Profil im muslimischen Umfeld hervorgetan habe. Je höher der Bildungsstand unserer Gesprächspartner war, um so entschiedener schien diese Vermutung zurückgewiesen zu werden. Karitative Arbeit könne nicht als eine christliche Domäne angesehen werden - die führende Klinik in Jerusalem sei eine muslimische Stiftung, viele karitative Organisationen seien von religiösen muslimischen Gruppen getragen

(gerade auch von Chamas-Anhängern) und die Hilfe in den meisten aller sozialen Werke würden ohne Ansehen der religiösen Herkunft der Bedürftigen gewährt. Immer wieder hörten wir Beteuerungen der guten Zusammenarbeit in diesem Bereich über die Grenzen der Religion hinweg.

Wenn die *christliche Minderheit Palästinas ein besonderes soziologisches Profil* aufweise, so sei nicht an die Ausrichtung auf allgemeine soziale Aufgaben, sondern eher an die *hohe Bewertung von Schul- und Universitätsausbildung* zu denken, weswegen z.B. der Anteil christlicher Hochschullehrer überproportional hoch sei. Vor allem in der kleinen lutherischen Kirche mit ihren sechs Gemeinden, in deren Entstehungsgeschichte vor 150 Jahren Vertreter der Erweckungsbewegung in Deutschland, aber auch die preußische Krone (in einer Union mit dem englischen Königshaus) einen maßgeblichen Beitrag geleistet hatten, ist die pädagogische Arbeit von herausragender Bedeutung. Die diakonische Ausrichtung der lutherischen Kirche findet somit in den Schulen eine besondere Ausprägung. Im Gespräch mit einem Schulleiter und mit Lehrern konnten wir einiges von den spezifischen Bedingungen dieser pädagogisch-diakonischen Arbeit erfahren, Bedingungen, die auch für andere, im engeren Sinne diakonische Organisationen den Alltag bestimmen. Besonders eindrücklich erschien uns, wie die Leiter dieser Schulen für die Finanzierung sorgen müssen. Über die Hälfte des Etats kommt aus dem Ausland.

Wer in Deutschland diakonische, pädagogische oder anderweitige soziale Arbeit zu organisieren hat, befindet sich in einem festen Gefüge von Kostenträgern, deren Vorgaben in gewisser Weise die Struktur der Diakonie und der sozialen Arbeit prägen. *In Palästina liegt der Gedanke an Kostenträger dieser Art sehr fern. Eine staatliche Infrastruktur in diesem Sinne ist in Palästina nicht vorhanden.* Seit mehr als einem Vierteljahrhundert ist die staatliche Organisation im Wesentlichen nur an den Sicherheitsinteressen Israels interessiert. Es gibt viele Hinweise auf die latent anarchische Situation, in der schwerlich nur eine wirtschaftliche oder eine soziale Infrastruktur aufgebaut werden kann. Der Leiter einer Einrichtung, in der Mädchen mit geistigen Behinderungen durch die Unterstützung der Herrnhuter Brüdergemeinde gefördert werden können, berichtete als Beispiel für den desolaten Zustand staatlicher Organisation von dem Diebstahl eines Autos. In aller Offenheit habe der Täter anschließend dem Bestohlenen unter Morddrohung den Rückkauf seines gestohlenen Autos abgetrotzt - die Sicherheitskräfte der waffenstrotzenden Staatsmacht in den besetzten Gebieten werden in solche Auseinandersetzungen lieber nicht involviert. Der unglaublichen Rechtsunsicherheit, die sich

täglich auch in den Konflikten der Bevölkerung mit der Besatzungsmacht offenbart, entspricht auch eine für unsere Vorstellungen ungeheuerliche soziale Unsicherheit, in der die eigene Familie fast das einzige soziale Netz darstellt. Lediglich für die Bewohner von Flüchtlingscamps ist durch die UN-Organisationen eine gewisse Grundversorgung gewährleistet, so daß dies ein Grund für noch manche Enkel von Flüchtlingen ist, die Lager mit ihren oft besonders schlechten Wohnverhältnissen nicht zu verlassen.

Wer also in diesem Umfeld diakonische Arbeit organisiert, kann den Gedanken an öffentliche Kostenträger und an deren strukturbildende Vorgaben getrost hintanstellen. Stattdessen wird in aller Regel ein irgendwie gearteter *Geldgeber im Ausland gesucht*. Dabei handeln die einheimischen Anstalten sich häufig eine direkte personelle Abhängigkeit von ausländischen Projektleitern ein, die jeweils für einige Jahre die Führungspositionen besetzen und dabei wesentlich mehr verdienen als palästinensische Führungskräfte. In den allermeisten Fällen befinden sich soziale Organisationen und wohl auch diakonische Einrichtungen in einer *Abhängigkeit*, die zu merkwürdigen und oft bedauerlichen Situationen führt. Eine gewisse Kooperation mit Israel ist die Voraussetzung, um überhaupt irgendwie tätig werden zu können. Die angemessene Darstellung der Arbeit im Ausland ist eine weitere wichtige Aufgabe. Ob ein Nutzen darin zu sehen ist, sich mit anderen palästinensischen Organisationen zu verbinden, die ja meistens nur wenig Unterstützung gewähren können, ist nicht so leicht zu erkennen. Den Militärbehörden jedenfalls sind innerpalästinensische Verbindungen allemal suspekt. Sie können mit vielen Mitteln reichlich erschwert werden. In diesem Zusammenhang wächst die Abhängigkeit von ausländischen Organisationen um so mehr, je wichtiger die Kontakte zu Personen werden, deren Präsenz eine gewisse Gewähr dafür bieten kann, daß schlimme Menschenrechtsverletzungen unterbleiben.

Die Bedeutung von sozialen Diensten durch "non-government-organizations" (NGO) ist in den vergangenen Jahrzehnten ständig gestiegen. Obwohl die Bevölkerung sich während der Besatzungszeit ungefähr verdoppelt hat, sind öffentliche Schul- und Krankenhausplätze auf dem Niveau von 1967 geblieben. Das bedeutet aber nicht, daß die Militärverwaltung die privaten Träger haben stärken wollen. Steuergelder gibt es für ihre Arbeit nicht. Jede Eröffnung oder Erweiterung z.B. einer Klinik oder einer Gemeinschaftspraxis muß vom Verteidigungsministerium (!) genehmigt werden. In dieser Situation müssen sich Initiativgruppen, denen eine politische Absicht unterstellt werden könnte, einen unverdächtigen ausländischen Dachver-

band suchen, um überhaupt mit ihrem karitativen Angebot an die Öffentlichkeit treten zu können. Wir fragten die jeweiligen Leiter nach dem spezifisch diakonischen Profil von Einrichtungen, die eine christliche Trägerschaft andeuten, wie z.B. einer "Catholic Klinik" oder einer "YMCA-Rehabilitation". Die Gesprächspartner wiesen den Gedanken zurück, Organisationen mit christlichem Hintergrund dazu zu benutzen, die Position der christlichen Minderheit auszubauen. Für sie hatte die namensgebende Partnerorganisation zunächst lediglich die Bedeutung, unter diesem organisatorischen Dach eine genehmigte und finanziell gesicherte Arbeit zugunsten des ganzen palästinensischen Volkes tun zu können. Ganz selbstverständlich war es für sie, daß auch Muslime und Anhänger verschiedener politischer Richtungen eine Anstellung bei ihnen erhalten. *Ihnen lag es sehr am Herzen, daß eine - wenn wir es so nennen wollen - gesellschaftliche Diakonie von den christlichen Partnerorganisationen als notwendig erkannt werde.* Da in Palästina unter den Bedingungen der Besatzung, aber auch schon unter jordanischer Verwaltung keine Konzepte eines gesamtpalästinensischen Systems sozialer Dienste und Sicherungen entwickelt worden sei, könnten die chaotischen Zustände nur dadurch verbessert werden, daß über die Grenzen einzelner religiöser und politischer Gruppen hinaus eine offene Zusammenarbeit gewagt und gepflegt werde.

Gerade im Bereich sozialer Arbeit ergeben sich besondere Chancen einer integrativen Aufbauarbeit, welche die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen berücksichtigt. Die täglichen Probleme weisen immer wieder darauf hin, wie notwendig eine unbefangene Zusammenarbeit der vielen karitativen Werke eigentlich ist. Unter dem unstrukturierten Zustand des Sozialwesens leiden vor allem jene Familien, die mehrere Personen mit schweren Behinderungen versorgen müssen. In diesem Fall ist das bemerkenswert funktionierende System des Ausgleichs innerhalb einer Großfamilie deutlich überlastet. Durch familieninterne Heiraten kommt es häufig vor, daß in einem Haus mehrere Menschen sonderpädagogischer und therapeutischer Betreuung bedürfen. Es ist bisher eher dem Zufall überlassen, ob ein entsprechendes Angebot der Hilfe die Bedürftigen an diesen besonderen Brennpunkten sozialer Not erreicht. *Im Regelfall sind viele Barrieren zu überwinden: Ein Defizit an Informationen, die schwierige Verkehrssituation, die delikate Klärung politischer und religiöser Kompatibilität zwischen Leistungserbringer und Leistungsempfänger, die ungeklärte Frage der Übernahme von Kosten usw.* (keine Organisation kann sich an dem völlig willkürlichen System der israelischen Besteuerung orientieren; in jedem Einzelfall muß ir-

gendeine Regelung der angemessenen Kostenbeteiligung des Hilfeempfängers gefunden werden). Es kann uns zuweilen helfen, das Gewicht dieser Barrieren zu ermessen, wenn wir uns vorstellen, uns würde das Angebot einer stationären Aufnahme unseres behinderten Kindes zuteil - das Kind allerdings fände Aufnahme in einer mir fremden Organisation, deren Weltanschauung mir suspekt ist, die mit der meine Heimat okkupierenden Militärverwaltung kollaboriert, die eine Einrichtung in einem mir fast gänzlich unzugänglichen Landesteil betreibt und in der Menschen einer fremden Kultur die Leitung innehaben. Diese Fremdbestimmung im sozialen Bereich schmerzt wohl besonders angesichts der Tatsache, daß es überall in der Welt palästinensische Akademiker aller Berufssparten gibt, die nur im eigenen Land nicht tätig werden (können).

In diesem Lebensfeld, dessen politische Bedingungen viele der genannten Barrieren zementieren, kommt der Zusammenarbeit der einzelnen Organisationen, denen Aufgaben des Sozialwesens zugewachsen sind, besondere Bedeutung zu. Die Frage nach der Bereitschaft zur Zusammenarbeit über die Grenzen der politischen Gruppierungen und der religiösen Herkunft hinweg wurde bei unseren Erkundungen immer mehr zu einem besonders bedeutsamen Thema. Gewiß ist auch hinsichtlich dieser Frage darüber nachzudenken, ob wir uns durch unsere nur flüchtige Kenntnis der Situation von unangemessenen Vorstellungen leiten lassen. Für eine gemeindliche Sozialstation in Beit Jala z.B., die der lutherischen Gemeinde ein besonderes diakonisches Profil verleiht und ein integraler Bestandteil des kirchlichen Lebens ist, sollte diese Frage anders formuliert sein als für eine personell und technisch hervorragend ausgestattete Rehabilitationseinrichtung, die unter dem Dach des CVJM arbeitet und in der auch viele Intifada-Verletzte, natürlich vor allem Angehörige der muslimischen Bevölkerungsmehrheit gefördert werden. *Natürlich ist die Arbeit mit Intifada-Verletzten besonders dazu geeignet, Katalysatorwirkung in einem Verständigungsprozeß innerhalb der palästinensischen Gesellschaft zu entwickeln.*

Es hat uns sehr beeindruckt, in so verschiedenen Arbeitsfeldern Menschen zu begegnen, die unter den Bedingungen demütigender politischer Unfreiheit ihre Identität als christliche Palästinenser durch ihren sehr unterschiedlich verstandenen diakonischen Dienst jeweils überzeugend zum Ausdruck bringen konnten. Ohne pathetische Geste waren sie ganz selbstverständlich bereit, besondere Härten und Gefahren in Kauf zu nehmen. Nach unserem Eindruck standen unterschiedliche Ausrichtungen des Diakonieverständnisses selbstverständlich versöhnt nebeneinander: Eine mehr inner-

gemeindliche Perspektive ließ das Bild einer diakonischen christlichen Gemeinde in dem gegebenen gesellschaftlichen Rahmen hervortreten. Dafür war die gemeindlich organisierte und gemeinsam finanzierte Sozialstation in Beit Jala ein bemerkenswertes Beispiel.

Zwar zunächst innergemeindlich, aber doch mit unmittelbarer politischer Ausrichtung und Bedeutung war ein anderes Projekt, das wir aus der Nähe betrachten konnten - es war von Pfarrer Mitri Rahab in dessen lutherischer Gemeinde in Bethlehem initiiert worden. Wegen zwei Todesfällen in unserer Gastfamilie vor einigen Jahren hatte diese Familie ihr Land während mehrerer Jahre nicht bewirtschaften können. Die brachliegenden Felder und verwilderten Weinberge waren sogleich ein Vorwand für die Enteignung, die durch israelische Behörden systematisch vorangetrieben wird. Um einer Enteignung doch noch entgegenzuwirken, wurde eine Gemeindeinitiative gestartet, in deren Rahmen die genossenschaftliche Bebauung und Nutzung durch die Kirchengemeinde organisiert wurde. Natürlich mußte auch für eine juristische Unterstützung der Familie gesorgt werden, die sich gegen die Enteignung alleine nicht zur Wehr zu setzen vermochte.

Im Arbeitsfeld einer professionell gestalteten Hilfsorganisation konnten wir schließlich Aspekte einer nicht mehr unmittelbar gemeindebezogenen, eher direkt auf die gesellschaftliche Gesamtsituation ausgerichteten Diakonie untersuchen, die sich besonders jenen Aufgaben stellte, an denen deutlich wird, daß das Fehlen staatlicher Institutionen für bestimmte Personengruppen besonders schwerwiegende Folgen hat. Die genannte Rehabilitations-einrichtung des CVJM ist uns in dieser Hinsicht besonders aufgefallen.

Der "Program-Director" der CVJM-Einrichtungen in Palästina, Rif'at Odeh, verdient in diesem Kurzbericht eine besondere Erwähnung. Niemand konnte unsere Begierde nach schriftlichem Dokumentationsmaterial so gut befriedigen wie er. Bei den Besuchen anderer Institutionen mußten wir uns immer wieder vergegenwärtigen, daß offensichtlich eine große Zurückhaltung besteht, Vorgänge jeglicher Art zu dokumentieren - aus Angst vor dem ungelegenen Interesse der Militärverwaltung. Unsere Fragen nach Haushaltsdaten stellten sich als geradezu ungehörig heraus. Die Schrecken, die der Geheimdienst verbreitet, prägen viele Lebensbereiche. Dies erschwert wissenschaftliche Arbeit in den besetzten Gebieten sehr. Wahrscheinlich ist über die Gefährdung durch schriftliche Festlegungen hinaus auch anzumerken, daß wir uns als Kinder einer Welt, in der Lebensvollzüge aller Art schriftlich dokumentiert und archiviert werden, zunächst fremd fühlen in dem orientalischen Kulturraum, in dem der

Kommunikation des gesprochenen Wortes eine viel größere Bedeutung zukommt. In diesem Zusammenhang fühlten wir uns bei Mr. Odeh wie in einer Oase europäischen Zuschnitts. Mit dieser Anmerkung wollen wir nicht nahelegen, wir hätten diesen politisch beherzten Palästinenser für einen Europäer halten wollen. Aber als Gäste und Europäer, die im Zusammenhang mit Studien an einem Diakoniewissenschaftlichen Institut gekommen waren, war für uns die Begegnung mit Mr. Odeh ein besonderer Glücksfall.

Es war sehr anregend, mit Mr. Odeh über viele grundlegende Fragestellungen seines Arbeitsfeldes ins Gespräch zu kommen. Wir sprachen mit dem weitblickenden - und im Ausland weitgereisten - Organisator einer flächendeckend koordinierten Rehabilitationsarbeit über die Schwierigkeiten beim Entwickeln einer Perspektive für ein gesamtpalästinensisches Sozialwesen, über wirtschaftliche Planungsunsicherheiten, über die Abhängigkeit von externen politischen Entwicklungen. Wir konnten uns mit dem politisch engagierten Palästinenser, der schon mehrere Aufenthalte in einem Lager für politisch Gefangene hinter sich hat, über dessen Kontakte zu israelischen Friedensgruppen unterhalten. Hierzu ist anzumerken, daß die Internationalisierung gewisser Arbeitsfelder im Bereich der Förderung von Menschen mit Behinderungen in Palästina - und auch in Israel, wo viele ausländische Volontäre auf diesem Gebiet arbeiten - mitunter auch besondere Chancen aufweist. In diesen Arbeitsfeldern kann man sich zuweilen auf neutralem Boden bewegen, so daß Begegnungen von Menschen möglich werden, die sonst durch fast unüberwindliche Gräben politischer, kultureller und gesellschaftlicher Konflikte getrennt sind. Wir sprachen mit dem Psychologen über sozialpsychologische Bewertungen konfliktreicher gesellschaftlicher Entwicklungen und über die pädagogischen Herausforderungen, die sich auch durch den außerordentlich niedrigen Altersdurchschnitt der Bevölkerung ergeben. Wir sprachen mit dem sozial engagierten Angehörigen der lutherischen Kirche über die Abhängigkeit von kirchlichen Geldgebern im Ausland und über die Möglichkeit partnerschaftlicher Beziehungen zu Institutionen in Europa. *Wir waren der Überzeugung, daß das Thema einer gesellschaftlichen Diakonie im Spannungsfeld der Kulturen und der Religionen ein Lernfeld kennzeichnet, auf dem auch partnerschaftliche wissenschaftliche Arbeit sehr ertragreich sein könnte.*

Wir möchten diesen Bericht nicht beschließen, ohne zu erklären, warum wir die Begegnung mit dem "Program-Director" der Rehabilitationsarbeit des CVJM in Palästina besonderer Hervorhebung würdig fanden: Wir wollen diese Adresse empfehlen im Hinblick auf den Austausch über Fragen des

diakonischen Auftrages in einem Spannungsfeld der Kulturen und der Religionen. Die Situation Palästinas bringt es mit sich, daß wissenschaftliche Reflexion diakonischen Handelns nicht, wie bei uns, in einem darauf spezialisierten Institut geschehen kann. Dieser Umstand hat uns zunächst auf unserer Studienreise in einige Verlegenheit gebracht. Um so mehr haben wir uns über jede Hilfe bei un-

seren Studien durch Mr. Odeh gefreut. In dankbarer Verbundenheit zu ihm wollen wir nun im Diakoniewissenschaftlichen Institut anregen, den ohnehin oft in Europa Reisenden anzufragen, ob er zu einem Austausch über die hier angedeuteten Grundfragen internationaler diakonischer Zusammenarbeit bereit wäre.

Arnd Götzelmann/Annette Leis

Neue diakoniewissenschaftliche Ausbildungsmöglichkeiten in Nordeuropa

In Dänemark, Finnland, Norwegen und Schweden bewegt sich aktuell sehr viel im Bereich der wissenschaftlichen Diakonik. Man muß geradezu von innovativen Aufbrüchen in Sachen akademischer Diakoniewissenschaft im europäischen Norden sprechen.

Das Diakoniewissenschaftliche Institut Heidelberg hat immer schon gute Kontakte zur skandinavischen Diakonie gehabt; sie wurden bereits unter dem Direktorat Paul Philippis ausgebaut und im Zuge der Betonung der europäischen Verantwortung der Diakonie durch Direktor Theodor Strohm weiterentwickelt. Hatte in den 1970er Jahren schon Öyvind Foss, der aus Norwegen stammende und lange Zeit im dänischen Århus wirkende Diakoniker, begonnen, eine Dissertation über das Hilfswerk der EKD am DWI zu erarbeiten¹ - er steht noch immer in gutem Kontakt zum Institut -, so waren es in den 1980er Jahren eine Reihe von finnischen Theologen, die sich diakoniewissenschaftlich in Heidelberg profilierten. Matti Järveläinen, heute Domprobst im finnischen Koupio, hat in einer Studie den diakoniewissenschaftlichen Ansatz und das theologische Gesamtwerk Paul Philippis behandelt.² Risto Ahoonen, heute im Forschungsinstitut der lutherischen Kirche von Finnland tätig, hat eine Untersuchung zum Diakonat in Finnland verfaßt.³ Über die vom DWI seit 1989 mitinitiierten Diakonie-Ostsee-Konferenzen und durch den europäischen Forschungsaustausch zur Diakonie haben sich die Kontakte nach Skandinavien ausgeweitet und intensiviert. Dazu gehörte die Exkursion des DWI nach Århus in Dänemark im Sommersemester 1990, wo Lars Mandrup unser Partner vor Ort war, ebenso wie der akademische Austausch mit der Diakonischen Hochschule in Oslo vor allem durch Kai Ingolf Johannessen, und dem Diakonischen Institut der Fachhochschule in finnischen Lahti durch Kai Henttonen, Maija Vehviläinen u.a.

In der Tradition des skandinavischen Luthertums

gehört die soziale wie auch die christlich-diakonische Arbeit zu den Verpflichtungen des Sozialstaats. Freie kirchlich-diakonische Initiativen blieben, je nach der spezifischen Ausprägung des betreffenden Landes, bescheidene Vereinessachen christlich motivierter Personen. Das Gros diakonisch-sozialer Aufgaben steht in öffentlicher Verantwortung.

Im Bereich diakonischer Ausbildung und Forschung auf Fachhochschul- und Universitätsniveau kommt es nun derzeit zu interessanten Neuerungen in Skandinavien, die auch im Zusammenhang des seit 1992 bestehenden Diplomaufbaustudiengangs Diakoniewissenschaft in Heidelberg von Bedeutung sind. In diesen neuesten Entwicklungen treten folgende Grundzüge auf, die nur geringfügig zwischen den vier Nordstaaten variieren.

Zum einen ist ein Trend zur Akademisierung der Diakonie entstanden, der in neu eingerichteten diakoniewissenschaftlichen Studiengängen oder Lehrangeboten kulminiert. An der Universität Oslo beginnt mit dem August 1995 ein interdisziplinärer Aufbaustudiengang Diakonie und die Fachhochschule Lahti bietet zum gleichen Zeitpunkt erstmals ein Aufbaustudium Diakoniewissenschaft an. In Schweden gibt es vorerst nur einzelne akademisch-diakoniewissenschaftliche Veranstaltungsangebote, die jedoch ebenfalls eine Tendenz zur Ausweitung implizieren. Allein in Dänemark finden wir eine noch stärker vorhandene Trennung von akademischer Theologie und diakonischer Praxis.

Zum anderen gibt es in ganz Skandinavien eine starke Anbindung der Diakonik an Studiengebiete des Gesundheitswesens, die uns in Deutschland nicht so geläufig ist, da wir die Diakonik erstrangig an die Theologie zu binden gewohnt sind und sie ansonsten eher noch mit der Sozialpädagogik/Sozial an den Evangelischen Fachhochschulen zusammenbringen. Vielleicht fordern die bei uns ja erst neuerlich entwickelten Studiengänge für Pfl-

gewissenschaft eine diakoniewissenschaftliche Neuausrichtung heraus.⁴ Die skandinavischen Länder kennen schon seit vielen Jahrzehnten die akademische Pflegewissenschaft, die zusammen mit der Gesundheitswissenschaft der Diakonik starke Impulse verschafft. Das geht soweit, daß die Abschlüsse der diakoniewissenschaftlichen Studiengänge in Norwegen und Finnland gesundheitswissenschaftlicher, nicht theologischer Provenienz sein werden.

Zum dritten entwickelt sich in Skandinavien eine stärkere interdisziplinäre Kooperation als bei uns. Die neuen Studiengänge in Norwegen und Finnland werden gleichzeitig an verschiedene Fakultäten angeschlossen. Die Pflegewissenschaft, die Sozialwissenschaften und die Theologie treten dort als drei Säulen der Diakonik auf.

Zum vierten kommt es in Norwegen und Finnland zur verstärkten Zusammenarbeit von Kirche bzw. Diakonie und Staat bzw. Fach-/Hochschule auf akademischem Gebiet. Die Gebäude und Teile der Finanzierung werden von diakonischen Institutionen bereitgestellt, der Großteil der Kosten der Verwaltung und des organisatorischen Rahmens fällt in die Zuständigkeit der Fach-/Hochschule.

Zum fünften geht es den Skandinaviern um die akademische Ausbildung und Qualifizierung von Nachwuchs für die diakoniewissenschaftliche Lehre und Forschung sowie für die Leitung und Konzeption diakonischer und sozialer Einrichtungen. Zugleich erwartet man sich in diesen lutherisch geprägten Ländern, daß die Diakoniewissenschaft ihre benachbarten Fachgebiete und ebenso die gesellschaftlich betroffenen Personen und Institutionen mit christlicher Ethik und Anthropologie befruchtet.

Die vier skandinavischen Staaten sollen im folgenden auf ihre diakoniewissenschaftlichen Aufbrüche hin untersucht und skizziert werden.

Für **Finnland** wurde im 1981 publizierten TRE-Artikel Diakonik das neben dem Heidelberger zweite diakoniewissenschaftliche Institut ("Institut für Sozialethik und Diakonie") Europas in Helsinki erwähnt.⁵ Die dortige theologische Fakultät - hier muß besonders der Systematiker Tuomo Manermaa⁶ genannt werden - ist auch in der Tat einer der heutigen Kooperationspartner für den neuen Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft. Als Initiator und hauptverantwortlicher Träger fungiert jedoch das Diakonische Institut der Fachhochschule Lahti.⁷ Die polytechnische Fachschule dort ist erst seit knapp zwei Jahren im Zuge der Einführung eines neuen semi-akademischen Levels des finnischen Ausbildungssystems zur Fachhochschule im Erprobungsstatus erhoben worden. Mittlerweile hat sich Lahti den regulären Fachhochschulstatus sichern und einen diakoniewissenschaftlichen Aufbaustu-

diengang einrichten können. Unter den 22 neuen Fachhochschulen Finnlands wurde die FH Lahti im April 1995 zur besten gewählt, wofür das Studienangebot in Diakoniewissenschaft einen wesentlichen Ausschlag gab. Tenor der Tagesmeldungen in der Presse des seit wenigen Jahren plötzlich von großer Arbeitslosigkeit geschlagenen Landes war: "Eine kaputte Gesellschaft braucht so etwas wie die Diakonie". Das Diakonische Institut der Fachhochschule geht historisch auf die Krankenpflege- und Diakonieschule der Diakoniestiftung Lahti zurück, die wiederum Folgeinstitution der im Zweiten Weltkrieg an die Sowjetunion verlorenen Diakonissenanstalt Wyborg (Vipuuri) in Ostkarelien wurde und in Kaiserswerther Tradition steht.

Neben den bisher bestehenden Studiengängen "Diakonie-Krankenpflege" und "Ambulante Pflege" wird zum neuen Studienjahr 1995/96, beginnend mit dem August 1995, ein Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft eingerichtet, der 100 Studienwochen, d.h. zweieinhalb Studienjahre umfassen wird. Er richtet sich an Fachleute verschiedener Gebiete und Studierende unterschiedlicher Disziplinen, wie z.B. der Pflege- und Sozialwissenschaften, der Theologie, der Philosophie, der Psychologie, der Pädagogik, der Medizin, der Verwaltungs- und Wirtschaftswissenschaften und der Rechtswissenschaft. Dabei kann das dezentral im Wahlkurssystem an verschiedenen Hochschulen (Fachhochschule Lahti, Universität Helsinki, Åbo Akademi und auch am Caritaswissenschaftlichen Institut der Universität Freiburg bzw. am DWI) durchgeführte diakoniewissenschaftliche Studium entweder Schwerpunkt- bzw. Hauptfach des nach dem Grundstudium durchgeführten Hauptstudiums eines Erststudiums sein oder einen Magister- bzw. Diplomabschluß eines Postgraduierten-Studiums ergeben. Schon aus diesen wenigen Details ersieht man eine individuelle Gestaltungsmöglichkeit dieses Studienfaches. Die einhundert Studienwochen (SW) gliedern sich in 15 SW Grundstudium (Phänomenologie der Diakonie, diakoniewissenschaftliche Methodologie, christliche Sozialethik), in 20 SW Fachstudium (Theologie der Diakonie, Diakoniegeschichte, Forschungsmethoden, gesellschaftswissenschaftliche Grundlagen), in 7 SW Internationale Diakonie, in 18 SW Praktikum (im In- und Ausland) und in 20 SW vertiefendes Studium (vertieftes Methodenstudium, Wahlthema, Diakonienprojekte, Forschungsseminar). Weitere 20 SW sind für die Abschluß- bzw. Diplomarbeit vorgesehen. Diese Form der finnischen Diakoniewissenschaft würdigt zwar die kritische Funktion evangelischer Theologie, versucht aber zugleich eine eigenständige Disziplin zu werden, die sich als Handlungswissenschaft dem spezifischen Hilfshandeln der Diakonie und der in ihrem Kontext professionell Tätigen wie Empfan-

genden zuwendet. Dabei orientiert sie sich am christlichen Menschenbild wie an der evangelischen Sozialethik. Sie stellt diesen Zugang in den Kontext gesellschaftlicher Sozialarbeit und allgemein-menschlicher Hilfstätigkeit und wählt zugleich eine betont pflegewissenschaftliche Perspektive, die sich wesentlich aus der historischen Prägung diakonischer Praxis im pflegerischen Bereich ergibt. Das Studium richtet sich zugleich an christlich motivierte Personen, die sich für Leitungs-, Ausbildungs- und Forschungsaufgaben in Diakonie und Kirche wie in anderen sozialen und helfenden Institutionen der Gesellschaft qualifizieren wollen. Ein konkretes Berufsbild gibt es für diese Metaqualifikation in Finnland ebensowenig wie in Deutschland.

Das "Hovedfag i Diakoni" (Hauptfach Diakonie, vergleichbar unserem Aufbaustudium) wird ebenfalls zum August 1995 an der Universität Oslo in **Norwegen** eingerichtet. Diakonischer Träger des Studienganges ist das Hochschulzentrum des norwegischen Diakonieheims⁸, das im Gefüge einer diakonischen Dienstleistungsinstitution ca. 600 Studienplätze für Krankenpflege, Sozialwesen und Theologie anbietet. Ansonsten gibt es in Norwegen derzeit 10 diakonische Fachhochschulen mit ca. 2.000 Studierenden. Das neue Aufbaustudium in Oslo wird mit 15 Studienplätzen beginnen und schließt mit dem akademischen Grad eines "cand. san." (candidatus sanitatis) ab, wobei sich das Candidatus auf die Anwärtschaft für die nächste akademische Stufe des Doktorgrades bezieht. Als Voraussetzung liegt dem diakoniewissenschaftlichen Aufbaustudium der cand.mag.-Grad zugrunde, der ein ordentliches Fach-/Hochschulstudium von in der Regel vier Jahren abschließt. Die Studiendauer des Aufbaustudiums beträgt zwei Jahre mit insgesamt 40 Wochenpunkten (WP; ein WP umfaßt etwa 200 Seiten Literaturstudium), was etwa 80 Studienwochen des finnischen Systems oder vier Semestern deutschen Vollzeitstudiums entspricht. Zugelassen werden für das Aufbaustudium können Personen mit den unterschiedlichsten Abschlüssen. Allerdings werden nicht alle Abschlüsse des Erststudiums gleichwertig anerkannt. So müssen auf Fachhochschulniveau ausgebildete Aspiranten, wie Krankenschwestern, Sozialarbeiter oder Diakone, z.B. eine Art zusätzliches Vorstudium unter dem Titel "Grundfach Christentum" belegen, bevor sie für das Aufbaustudium der Diakoniewissenschaft zugelassen werden. Zu den Zielen des diakoniewissenschaftlichen Aufbaustudiums gehört die Verbindung von Erkenntnissen der Gesellschaftstheorie, der Fürsorge- und Sozialarbeit sowie der Leitungs- und Organisationstätigkeit mit christlichen Lebensanschauungen und Werten aus der diakonischen Tradition. Es soll für Leitungsfunktionen in diakonischen sowie öffentlichen und privaten In-

stitutionen und Organisationen ebenso qualifizieren wie für Dozenten- und Forschungsaufgaben. Kooperationspartner, man könnte auch sagen Träger des Studienangebots, sind die Theologische, Gesellschaftswissenschaftliche und Medizinische Fakultät, sowie die Institute für 'spezielle Pädagogik' und für Krankenpflegewissenschaft. Auch hier sieht man die Gewichtung des medizinisch-pflegerischen Zugangs. Die 40 Wochenpunkte (WP) teilen sich in zwei Hälften auf. Die erste Studienhälfte (erstes Jahr) besteht aus 20 WP, die zu je 5 WP die vier Themenbereiche: 1. Wissenschaftstheorie, Forschungsmethodik und Hermeneutik, 2. Theologie, Diakonie und Ethik, 3. Gesundheits- und Sozialpolitik, 4. Leitung, Organisation und Steuerung umfassen. Die zweite Hälfte (zweites Jahr) gilt der Abschlußarbeit (15 WP) und der ihr zugehörigen Theorie bzw. Methodologie (5 WP). Eine norwegische Besonderheit scheint die Betonung der wissenschaftstheoretischen, forschungsmethodologischen und hermeneutischen Aspekte zu sein. Ein Gegengewicht bildet der Schwerpunkt bei den für uns sehr pragmatisch wirkenden "Mangementskills" bzw. dem o.g. vierten Curriculumbereich. Ausdrückliche Praktikumsleistungen werden im norwegischen Diakoniestudium nicht eingeplant, weil man davon ausgeht, daß die Aufbaustudierenden schon Praxiserfahrungen aus ihrem Erststudium mitbringen.

In **Schweden** findet die diakonische Ausbildung noch hauptsächlich an den fünf Ausbildungsstätten für Diakone und Diakoninnen statt. Die Dauer der Ausbildung beträgt nur ein Jahr, denn, um sich überhaupt für eine Diakonenschule bewerben zu können, muß man schon eine abgeschlossene Berufsausbildung - meist im sozialen, pflegerischen oder pädagogischen Bereich - vorweisen können. Auch ein Universitätsstudium zählt als solche Fachausbildung.

Dieses offene, durchlässige Ausbildungssystem führte in den letzten Jahren dazu, daß gerade Theologinnen und Theologen das Angebot im Anschluß an ihr Studium zahlreich in Anspruch nahmen. Da der Schwerpunkt mehrerer schwedischer Diakonenschulen auf Seelsorge und Gesprächsführung liegt, bot diese Ausbildung eine sinnvolle Ergänzung zum Theologiestudium. Inzwischen wird aber z.T. Theologen und Theologinnen der Zugang verwehrt, um die Plätze für BewerberInnen mit anderem beruflichen Hintergrund freizuhalten.

Insgesamt scheint es jedoch eher die Absicht der Schwedischen Kirche zu sein, die Trennungslinien zwischen den verschiedenen kirchlichen Berufsgruppen abzubauen. In diesem Sinne ist wohl das Konzept des "Grundkurses der Schwedischen Kirche" zu verstehen, der seit 1. Juli 1994 für alle, die eine kirchliche Ausbildung beginnen, obligato-

risch ist. Dieser Kurs dauert etwa ein Semester und beschäftigt sich sowohl mit dem kirchlichen Leben und kirchlichen Glaubensäußerungen als auch mit dem persönlichen Glauben der TeilnehmerInnen und ihren Zukunftsvorstellungen in der Kirche. Neu und richtungsweisend daran ist, daß zukünftige PfarrerInnen, DiakonInnen, KirchenmusikerInnen und GemeindepädagogInnen gemeinsam vor dem eigentlichen Ausbildungs- und Studienbeginn zu solchen Kursen zusammenkommen.

Diakonie kommt auch als Thema an schwedischen Universitäten vor, allerdings nicht als eigenständiger Studiengang. So bietet die Universität Uppsala⁹ die Kurse "Diakonik I und II" als Teil des Faches "Kirchenkunde" (kyrkovetenskap) an. Inhalt der Kurse ist die Geschichte der Diakonie und ihre systematisch-theologischen Grundlagen. "Diakonik I und II" sind nicht obligatorisch für die Lehrer- oder Pfarrer Ausbildung, sie können aber gewählt werden und zählen bei erbrachter Leistung mit zum Gesamtstudium. Diese Leistung kann nicht nur an der Theologischen Fakultät, sondern auch an anderen geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Fakultäten, zu denen thematische Anknüpfungspunkte bestehen, eingebracht werden. Nimmt man an beiden Kursen teil, so entspricht dies fast der Studienleistung, die in Schweden für ein Semester erwartet wird.

Ein weiteres Angebot der Theologischen Fakultät in Uppsala sind die Kurse Pflegeethik I und II (vårdetik), die die starke Anknüpfung an pflegerische Fächer auch für Schweden belegen.¹⁰

Auf ähnliche Weise ist die Diakonik an der Theologischen Fakultät in Lund integriert. (Lund und Uppsala sind die beiden einzigen schwedischen Universitäten, die ein Theologiestudium anbieten.) Diakonie wird dort als sogenannter "Lesekurs" im Rahmen des Faches "Geschichte des Christentums" (kristendoms historia) angeboten, d.h. es existiert eine Literaturliste zu diesem Thema, aus der man sich in Absprache mit einem Dozenten seine persönliche Leseliste zusammenstellt. Die abgesprochene Literatur wird dann selbständig während eines Semesters durchgearbeitet und vom Kontaktdozenten abgeprüft. Die so erbrachte Leistung läßt sich auf ähnliche Weise wie die o.g. Kurse 'Diakonik I und II' für verschiedene Studiengänge anrechnen.

All dies zeigt deutlich, daß von theologischer Seite die Bedeutung von Diakonie und Diakoniewissenschaft für die Kirche erkannt wurde und auch Interesse daran besteht, dem im Studienangebot Rechnung zu tragen.

In **Dänemark** sehen große Teile der Kirche und viele PfarrerInnen bis heute die Wortverkündigung als ihren eigentlichen Auftrag, während die sozialen Aufgaben auf dem Hintergrund der Zwei-Reiche-

Lehre der weltlichen Obrigkeit überlassen bleiben. Diakonische Arbeit findet deshalb nur in Vereinen, Stiftungen und als Eigeninitiative von Gemeindegliedern statt. Es gibt keine übergeordneten Organisationen und Interessenvertretungen, wie wir es etwa vom Diakonischen Werk der EKD kennen. Zwar wurde vor einigen Jahren das Kirchengesetz um einen Zusatz ergänzt, der es einzelnen Gemeinden erlaubt, mit Kirchensteuermitteln einen Mitarbeiter bzw. eine Mitarbeiterin mit diakonischer Ausbildung und diakonischem Aufgabenbereich anzustellen - eine Möglichkeit, die bisher ca. 100 dänische Gemeinden nutzten, doch die Berufsbezeichnung dieser MitarbeiterInnen lautet GemeindeassistentIn und nicht GemeindediakonIn, wie es viele, die in der Diakonie tätig sind, erwartet hatten. Leider bestehen bei einigen PfarrerInnen noch Ressentiments gegen die neue Regelung.¹¹

Deshalb bleibt die diakonische Ausbildung weitgehend den drei dänischen Diakonenhochschulen, dem Diakonissenstift in Kopenhagen, der Kolonie Filadelfia auf Seeland und der Diakonhojskolen in Århus, überlassen, die allerdings ständig darum bemüht sind, ihre Ausbildung auf hohem Niveau zu halten und neue fachliche Entwicklungen zu berücksichtigen. So hat sich der Aufbau des Curriculums der Diakonhojskolen in Århus¹², die 1990 das Ziel einer Exkursion des DWI war,¹³ völlig gewandelt.¹⁴

Es gibt zwei Modelle, nach denen in Århus ausgebildet wird und die beide nach Wunsch zur Einsegnung zum Diakon bzw. zur Diakonin führen. Das eine, bewährte Konzept sieht vor, das Erlernen eines Berufes mit dem Erwerb kirchlich-diakonischer Kompetenz zu verbinden. Die Studierenden können zwischen der Ausbildung zum Sozial- und Gesundheitsassistenten (social- og sundhedsassistent), die zur Arbeit in Alten- und Pflegeheimen, Tageskliniken, Wohngruppen, Krankenhäusern und bei häuslichen Pflegediensten befähigt, und einer sozialpädagogischen Ausbildung, die ein halbes Jahr länger dauert, wählen.

Für beide Zweige gilt, daß praktische und theoretische Elemente je ungefähr 50% der Zeit in Anspruch nehmen. Der Anteil der theologisch-diakonischen Fächer am gesamten theoretischen Unterricht beträgt wiederum ein Drittel des Gesamtumfangs.

Ganz neu eingeführt wurde das zweite Ausbildungskonzept, der sogenannte "Jahreskurs der Diakonenhochschule" (Diakonhojskolens Årskursus), der 36 Wochen dauert. Zielgruppe sind AspirantInnen, die eine mindestens 3-jährige Ausbildung im medizinischen, sozialen oder pädagogischen Bereich hinter sich haben, oder fertige DiakonInnen, die sich weiterbilden wollen. Das Fächerspektrum ist breit und reicht von

biblisch-theologischen Fächern über angewandte kirchliche Fächer (darunter verbergen sich 'dynamische Psychiatrie', Religionspädagogik, Seelsorge, aber auch Themenbereiche wie Management und Organisation) und Diakonik bis hin zu kreativen Tätigkeiten wie Kunst oder Theaterspiel.

Ein wichtiger didaktischer Ansatz dabei ist der themenzentrierte, interdisziplinäre Unterricht, der mit praktischer Projektarbeit einhergeht und sich mit Fragen wie Tod, Menschenbild oder Sexualität beschäftigt. Gerade dieses Konzept zeigt, daß der diakonische Jahreskurs auch auf Menschen zugeschnitten ist, die schon Jahre lang im Berufsleben stehen und sich nun 36 Wochen Zeit nehmen wollen, um über sich und ihre Arbeit nachzudenken. Zudem gibt es in Århus schon neue Pläne für die Zukunft: Man arbeitet in der Diakonhojskolen an einem Aufbaustudium, welches für Leitungsfunktionen im Bereich der Diakonie qualifizieren soll.

Sehen wir recht, so wird sich die Diakonik als Disziplin der Theologie oder gar als eigenständige neue Wissenschaft neben der Theologie und anderen Fakultäten in Skandinavien in naher Zukunft etablieren. Konnte bislang das DWI als einzige - das Schwesterinstitut an der Universität Helsinki war nach den 1970er Jahren wieder eingeschlafen - Lehr- und Forschungsinstitution der Diakoniewissenschaft gelten und darf wohl derzeit als das europäische Institut der Diakonik bezeichnet werden, so wird es bald in ein Netz vergleichbarer Einrichtungen in Europa eingebunden sein. Das bringt neue Herausforderungen für den internationalen akademischen Austausch, für die europäische Kooperation in Sachen Diakonik und für alle daraus resultierenden sprachlichen, organisatorischen und finanziellen Fragen mit sich. Werden wir also aufgrund dieser wichtigen skandinavischen Entwicklungen - theologietern jedenfalls - die 1990er Jahre nach den zwischen 1945 und 1990 aufeinanderfolgenden Dominanzen der Homiletik (Predigtlehre), der Religionspädagogik, der Poimenik (Seelsorgelehre) und der Oikodomik (Lehre vom Gemeindeaufbau) zum Jahrzehnt der Diakonik aufrufen können? Es gibt auch in der deutschen akademisch-theologischen Landschaft Anzeichen dafür.

Lars Mandrup

Das Verständnis der Diakonie in der dänischen Kirche und ihre heutige Situation¹

Im Mai 1990 besuchte eine 23-köpfige Gruppe von Studierenden des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg unter der Leitung von Herrn Prof. Theodor Strohm sowie Herrn Dr. Gerhard Schäfer

Anmerkungen

- 1 Foss, Öyvind: Politische Diakonie? Das Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Versuch, nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches eine gesellschaftsorientierte Diakonie zu verwirklichen, Frankfurt/M. 1986.
- 2 Järveläinen, Matti: Gemeinschaft in der Liebe. Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung der Kirche im Verständnis Paul Philippi, Diakoniewissenschaftliche Studien 1, Heidelberg 1993.
- 3 Ahonens Arbeit wird demnächst zusammen mit einer Studie der amerikanischen Prof. Elsie McKee über die Diakonie in der reformierten Tradition in der Reihe Diakoniewissenschaftliche Studien (DWI-Verlag in Heidelberg) erscheinen.
- 4 In der deutschen säkularen Sozialarbeitswissenschaft ist es bereits zu einem Neuaufbruch gekommen, der mit der gegenseitigen Durchdringung von Sozialarbeits- und Gesundheitswissenschaften zusammenhängt. Vgl. dazu z.B. Albert Mühlums Bericht über die gleichüberschriebene Fachtagung vom Oktober 1994 in Hildesheim: Sozialarbeitswissenschaft und Gesundheitswissenschaften, in: Blätter der Wohlfahrtspflege 4/95, 94-95.
- 5 Albert, Jürgen/Philippi, Paul: Art. Diakonie. III. Diakoniewissenschaft/Diakonik, in: Theologische Realenzyklopädie 8, Berlin/ New York 1981, 659.
- 6 Vgl. bes. sein Buch: Der im Glauben gegenwärtige Christus: Rechtfertigung und Vergottung. Zum ökumenischen Dialog, Hannover 1989, für diakonische Grundlegungsfragen aus luth. Perspektive bes. bedeutsam: Zwei Arten der Liebe. Einführung in Luthers Glaubenswelt, 107-181.
- 7 Adresse: Diakoniestalt Lahti, Vuorikatu 4, FIN-15110 Lahti, Finnland, Tel. 00358/91 881 32 221.
- 8 Adresse: Diakonhjemmetts Hogskolesenter, Postboks 184 Vinderen, N-0319 Oslo, Norwegen, Tel. 0047/22 45 1945.
- 9 Adresse: Teologiska institutionen, Box 1604, S-75146 Uppsala, Schweden. Tel. 0046/18 21 68.
- 10 Vgl. den gemeinsam von der schwedisch-finnischen Pflegewissenschaftlerin Katie Eriksson und von dem schwedischen Theologen António Barbosa da Silva herausgegebenen Band zum Thema 'Pflegetheologie': Vårdteologi (Åbo Akademi, Vårdforskning, Institutionen för vårdvetenskap, Reports from the Department of Caring Science 3/1991, Åbo (Turku)/Finnland: Åbo Akademi kopieringscentral, 1991.
- 11 Vgl. Mandrup, Lars: Das Verständnis der Diakonie in der dänischen Kirche und ihre heutige Situation. Länderbericht zur Tagung für das Diakonische Werk/Caritas Rheinland/Westfalen, Brüssel 1995. Vgl. den folgenden Abdruck.
- 12 Adresse: Diakonhojskolen, Lyseng Allé 15, DK-8270 Højbjerg, Tel. 0045/86 27 4122.
- 13 Vgl. DWI-Info Nr. 24, Schwerpunktthema: Diakonie in Dänemark, Heidelberg 1990/91.
- 14 Zum damaligen Ausbildungskonzept vgl. Mandrup, Lars: Diakonale Ausbildung in Dänemark, in: DWI-Info Nr. 24, Schwerpunktthema: Diakonie in Dänemark, Heidelberg 1990/91, 15-18.

die Diakonenhochschule in Århus auf einer ihrer alljährlichen Auslandsexkursionen.

Im DWI-Info Nr. 24, Schwerpunktthema: "Diakonie in Dänemark", in dem die Exkursion dokumen-

tiert wurde, haben unsere Gäste aus Deutschland ihre Eindrücke mit den folgenden Linien zusammengefaßt: "Auffallend schien uns in erster Linie die enge, geschichtlich bedingte Verflochtenheit von Staat und Kirche, die bewirkt, daß Diakonie nicht die Lebensäußerung der Kirche schlechthin ist, sondern sich als kirchliche Sozialarbeit (z.T.) ihren Ort in den Nischen der Sozialarbeit des dänischen Wohlfahrtsstaates suchen muß. Als solche ist die Diakonie auch nur auf dem Hintergrund ihrer staatskirchlichen Geschichte verständlich. An die striktere Trennung von Staat und Kirche gewöhnt, fiel es uns schwer, die spezifisch kirchliche Diakonie im Zusammenspiel von staatlicher und kirchlicher Sozialarbeit zu erkennen."²

Diese Aussage von den Studenten aus Heidelberg kann mit einer Bemerkung von Volker Herrmann ergänzt werden: "Wie die Kirchen- und Theologiegeschichte, so ist auch die Diakonie [in Dänemark] an die geschichtlichen Abläufe gebunden. ... Wie es aber nun in Dänemark [mit der Diakonie] aussieht, darüber herrscht in Deutschland relative Unkenntnis; dies ergibt sich jedenfalls bei der Betrachtung der [deutschen] Literatur zum Thema Diakonie (und Sozialstaat) in Dänemark."³

Mit dem Hintergrund einer kurzen Exkursion von lediglich drei Tagen kann ich nur bestätigen, daß die deutschen Studierenden aus Heidelberg eine für die Diakonie in Dänemark sehr bedeutsame Problematik ziemlich genau getroffen haben. Diese Problematik möchte ich mit den drei nachfolgenden Punkten erörtern:

1. Die enge Verflochtenheit vom Staat und Kirche

Die Geschichte der Diakonie in Dänemark ist sehr eng mit der Entstehungsgeschichte der Diakonie in Deutschland im vorigen Jahrhundert verbunden. Sie ist ebenso als ein Ergebnis der gesamteuropäischen Erweckungsbewegung zu verstehen, und sie stand zum großen Teil mit der Arbeit der deutschen Inneren Mission in Zusammenhang. Die Tradition der Diakonie der Frauen, der Diakonissen von Kaiserswerth und von Theodor Fliedner gelangte auch nach Dänemark, durch Unterstützung unserer damaligen Königin Louise. So wurde etwa im Jahre 1863 das Diakonissenstift in Kopenhagen gegründet.

Auch die Tradition der Diakonie der Männer, der Diakone in der Ausprägung des Rauhen Hauses in Hamburg und von Johann Hinrich Wichern erreichte Dänemark, so daß auch in diesem Bereich verschiedene diakonische Institutionen in Dänemark gegründet wurden. Später kamen auch unsere beiden Ausbildungseinrichtungen für Diakone dazu, die eine auf Seeland in dem kleinen Ort Dianalund (1907), wo die Kolonie Filadelfia bereits im Jahre

1897 errichtet worden war, einem Dorf für Epileptiker und für geistig Behinderte nach dem Vorbild von Friedrich von Bodelschwingh in Bethel. Und die andere, die Diakonenhochschule in Århus, wurde im Jahre 1920 gegründet. Seit 1977 gibt es zudem eine dritte Diakoniewahlbildung in Kopenhagen am Diakonissenstift - sie trägt den Namen "die Gemeinde-Diakonie".

Die Diakonie in Dänemark verblieb im großen und ganzen in diesen freien Organisationen und in den Traditionen der Erweckungsbewegung sowie der Inneren Mission und wurde nie in die Struktur und Organisation der Kirche mithineingedacht oder integriert. Und so ist es grundsätzlich bis heute geblieben.

Im dänischen Grundgesetz, das im Jahre 1849 (ohne Blut und ohne Revolution) angenommen wurde, ist festgelegt, daß die evangelische lutherische Kirche die dänische Volkskirche ist, und als solche vom Staat unterstützt wird. Heute sind etwa 87% der dänischen Bevölkerung Mitglieder der dänischen Volkskirche. Wir nennen also unsere Kirche Volkskirche und nicht Staatskirche, aber natürlich bedeutet die oben erwähnte Beziehung zwischen dem Staat und der Kirche eine enge Verflochtenheit von Staat und Kirche.

Andererseits gibt es bei uns seit dem vorigen Jahrhundert eine völkische Freiheitstradition, die sich in einer ganz starken Weise durchsetzt, so daß das völkische und geistige Leben nur in unbedingter Freiheit ohne staatliche Einmischung leben kann. Dies ist die ganz besondere Tradition, die wir von N.F.S. Grundtvig (1783-1872), unserem großen Psalmdichter erhalten haben. Das bedeutet, daß der Staat den Rahmen festlegt und unterstützt, in dem das völkische, geistige und kirchliche Leben sich entfalten kann.

Mit anderen Worten: der Staat besoldet die Pfarrer, die auch alle vom Staat angestellt sind. Die Pfarrer sind also Staatsbeamte. Aber das Leben der Kirche außerhalb des Gottesdienstes (u.a. Kinderarbeit, Jugendarbeit, Missionsarbeit und Diakonie) muß sich entfalten in einem Bereich, den wir "die freien kirchlichen Organisationen und Vereine innerhalb der Kirche" nennen (in Deutschland: "Freie Wohlfahrtsverbände"), der nicht von der Kirchensteuer finanziert werden kann. Der Staat kann kein Leben schaffen oder schöpfen, nur den Rahmen des Lebens gewährleisten.

Deshalb gibt es in Dänemark z.B. kein diakonisches Werk, keinen Verantwortlichen oder Beauftragten für die Diakonie der Kirche. Es gibt keinen Kirchentag, wo die Fragen der Kirche im allgemeinen und der Diakonie im besonderen besprochen werden können. Allein der "Folketing" (Parlament) beschließt die Gesetze, die für die Kirche gültig sind. Wir kennen also deshalb auch kein kirchliches

Diakonat, und die Kirche hat als solche keine Diakone oder Diakoninnen. Man kann also behaupten, daß unsere Kirche nicht diakonisch denkt.

2. Das Selbstverständnis der Diakonie als kirchliche Sozialarbeit.

Um dieses Verhältnis ein wenig mehr zu erhellen, muß ich ein bißchen genauer auf das Verhältnis von Diakonie und Sozialstaat in Dänemark eingehen.

Wenn wir die Diakonie als "Kirchliche Sozialarbeit" bezeichnen, gibt es m.A. drei Verständnismöglichkeiten:

- 1) Die Kirche ist (nur) Trägerin einer öffentlichen (staatlichen) Arbeit.
- 2) Die Kirche nimmt Sozialarbeit als eine kirchliche Aktivität, eine kirchliche Arbeit, wahr.
- 3) Die Sozialarbeit der Kirche stellt die Lebensäußerung der Kirche und das diakonische Selbstverständnis der Kirche dar.

Bei uns hat die vorherrschende kirchliche Ansicht durchgehend an der Vorstellung von den zwei Regimenten (der Zwei-Reiche-Lehre), dem Geistlichen und dem Weltlichen, die uns von Martin Luther überliefert ist, festgehalten. Als Konsequenz dieser Vorstellung ist es bis heute so, daß die dänische Kirche als Kirche keine soziale Aufgabe und keinen sozialen Auftrag wahrnimmt und als Kirche gar nicht in soziale Verantwortung treten kann. Das Geld, das aus der Kirchensteuer kommt, kann nur für die Verkündigung verwendet werden.

Das bedeutet nicht, daß die Gemeinde gelähmt oder initiativlos ist; die sozialen Aufgaben werden von einzelnen Christen (Mitgliedern der Kirche) und durch die vielen Vereine, Stiftungen und Einrichtungen in Angriff genommen. Hier kommt das Geld nicht von der Kirche, sondern aus privaten Quellen (darunter natürlich auch gelegentliche Opfer aus den Gottesdiensten) und vom Staat.

Eine andere Sache ist, daß die Verkündigung des Evangeliums das Engagement für die sozialen Aufgaben sehr stark motiviert. Die freien kirchlichen diakonischen Initiativen sind im vorigen Jahrhundert sozusagen Bahnbrecher und Träger von öffentlicher und gesellschaftlicher Sozialarbeit geworden. Das ist, was ich bereits mit dem Ausdruck "kirchliche Sozialarbeit" bezeichnet habe. Diese Initiativen haben allgemeine soziale und gesundheitsfördernde Aufgaben übernommen und gelöst, weil das Evangelium die Motivation dazu gegeben hat und weil kein anderer die Aufgaben übernommen hat.

1976 erhielten wir in Dänemark ein neues Sozialgesetz. Viele Institutionen und Einrichtungen im freien kirchlichen und diakonischen Bereich gelangten damals in finanzieller und organisatorischer Hinsicht in eine engere Verbindung und Zusammen-

arbeit mit der staatlichen Sozialarbeit, und man hat damals gesagt, es sei nur eine Frage der Zeit, ehe diese Institutionen völlig dem Staat, dem Bezirk oder der Kommune gehören würden.

Dieses neue Sozialgesetz besaß eine Idee oder Philosophie von Vollkommenheit und Omnipotenz. Es handelt sich um das sogenannte dänische oder skandinavische Wohlfahrtsmodell. Wir wollten ein soziales System ohne Löcher. Wir wollten, daß die Rechte auf soziale Leistungen an die Staatsbürgerschaft geknüpft wurden. Dasselbe gilt übrigens auch für den Bereich der Schule und für den Gesundheitsbereich. Deswegen zahlen wir hohe Steuern bei uns.

Aber es ist doch nicht ganz so gegangen. Es hat sich gezeigt, daß die öffentliche Hand nicht imstande war, alle Aufgaben zu lösen (die Einsamkeit, Obdachlosigkeit, die Aufgaben mit den Behinderten, Drogensüchtigen, Rentnern usw.) Deswegen haben die diakonischen Einrichtungen und Vereine wieder neue Aufgaben erhalten, vom Staat überlassen und teilweise vom Staat bezahlt, und viele "Graswurzelbewegungen" sind entstanden, um die vielen sozialen Probleme in der Gesellschaft mit alternativen Lösungen und unkonventionellen Methoden anzugehen.

Der Arbeitsbereich der Diakonie in Dänemark umfaßt also noch bis heute allerlei soziale und gesundheitsfördernde Aufgaben in unserer Gesellschaft. Die Diakonie versucht, diese Aufgaben zu lösen, und dafür erhält sie immer mehr öffentliche Anerkennung, aber auch öffentliche Unterstützung.

Es besteht noch bis heute eine Reihe von freien kirchlichen Vereinen und Institutionen ("Freie Wohlfahrtsverbände"), z.B. die Kreuzarmee der Kirche (Kirkens korshær oder Stadtmission), das Blaue Kreuz, die Sozialarbeit des CVJM, die kirchliche Kinder- und Jugendfürsorge, die Mission an Obdachlosen, die freien Gemeindepflegen, und ihre Sozialarbeit ist ganz bedeutend. Weiter gibt es die Diakonissenhäuser, die Diakonenschulen und die Diakonenschaften oder Diakonensverbände. Die meisten von ihnen sind Mitglieder des Dänischen Diakonierates, der kein offizielles Organ, sondern höchstens eine offiziöse kirchliche Einrichtung ist. Der Dänische Diakonierat ist das dänische Mitglied von Eurodiaconia.

Die Stärke und der sehr positive Aspekt der Diakonie in Dänemark ist, daß die diakonischen Institutionen und Organisationen einen ziemlich großen Einfluß haben, nicht prozentual, aber im Bewußtsein der Bevölkerung. Viele Menschen in Dänemark sind von der Diakonie erfaßt, entweder als Mitarbeiter, sowohl hauptamtliche als ehrenamtliche, oder als Hilfeempfänger oder Klienten.

Eine ziemlich neue soziologische Untersuchung bestätigt, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung

bereit ist, eine freiwillige Arbeit für andere Menschen zu leisten. Die Diakonie ist sozusagen der verlängerte Arm der Kirche und reicht in solche Bereiche hinein, wo die Kirche überhaupt nicht entdeckt wird, und viele Menschen begegnen der Kirche nur, wenn sie in Berührung mit der Arbeit der diakonischen und kirchlichen Einrichtungen kommen.

Andererseits besteht hierbei natürlich die Gefahr, daß die Diakonie der freien Initiativen ihre Verbindung mit der Kirche und dem Gottesdienst und damit auch ihre kirchliche Identität verliert, daß die Diakonie mit anderen Worten säkularisiert wird. Diese Gefahr ist nicht nur hypothetisch, weil mehrere diakonische Einrichtungen praktisch kaum mehr von den öffentlichen und staatlichen Einrichtungen zu unterscheiden sind.

3. Das Defizit in der Kirche an einem diakonischen Selbstverständnis.

"Die Kirche ist keine wahre Kirche Jesu Christi ohne Diakonie". So wird es oft gesagt. Wenn diese Aussage strengste Gültigkeit hätte, könnte man vielleicht die dänische Kirche nicht als wahre Kirche bezeichnen. Unsere Kirche denkt nicht diakonisch. Die dänische Kirche ist eine Kirche des Wortes, eine Kirche der Verkündigung.

Der Gesamtauftrag der Kirche ist gewiß, das Evangelium vom Heil in Jesus Christus allen Menschen und allen Völkern zu bringen. Aber "die Botschaft vom Heil wird doch nicht durch die verbale Verkündigung allein vermittelt, sondern auch durch die Betreuung der Mitmenschen. Die Sorge der Kirche für die Lebenssituation von denjenigen in Not ist auch eine Sprache, die Gott für den Mitmenschen sichtbar macht und ein Teil der totalen Vermittlung des Evangeliums der Kirche"⁴. So wird es in einem kleinen norwegischen Buch ausgedrückt, und ich stimme ganz und gar zu.

Trotzdem haben wir in Dänemark, wie schon gesagt, keine kirchliche Ordnung für Diakonie, kein Diakonisches Werk, kein Diakoniezentrum, von dem aus die kirchlichen Initiativen koordiniert werden und von dem sie ausgehen. Wir haben keine Weihe der Diakone, der Diakoninnen oder der Diakonissen nach einer offiziellen kirchlichen Ordnung. Wir kennen nur eine Einsegnung von Diakonen, Diakoninnen und Diakonissen, die von den Mutterhäusern und Diakonenschulen veranstaltet und von den Leitern der Einrichtungen vorgenommen wird. Im Gegensatz dazu hat die norwegische Kirche einen "Plan für die Diakonie in der norwegischen Kirche" ausgearbeitet.⁵

Das bedeutet aber nicht, daß die Diakonie in der Kirche bei uns überhaupt nicht existiert und nicht vorhanden ist. In den Kirchengemeinden gibt es viel Arbeit diakonischer Art, viele freie Initiativen

und viel Seelsorgedienst. Aber all dies wird kaum von der offiziellen Kirche getan und kaum in ihr Wesen mithineingedacht. Man kann es vielleicht so ausdrücken: All dieses sind mehr oder weniger spontane Initiativen als Ergebnis des Hörens des Evangeliums, Früchte des Evangeliums. Aber die Diakonie in der Gemeinde kann nicht im voraus organisiert werden. Sie ist nachträglich.

Die organisierte Diakonie existiert dagegen in den freien diakonischen Organisationen und Vereinen. Und je größer diese Organisationen geworden sind, desto mehr haben sie sich vom Gemeindeleben entfernt und Selbständigkeit vom Gemeindeleben gesucht. Es gibt Diakonieorganisationen, die so stark Träger von öffentlichem Sozialdienst geworden sind, daß sie nicht mehr die freien Spenden der Gemeindeglieder suchen oder brauchen.

Vielleicht konnte man besonders früher als Ergebnis dieser Entwicklung immer deutlicher beobachten, daß das diakonische Leben der Gemeinde immer schwächer wurde.

4. Die Eigenart der Diakonie in Dänemark

Wenn ich die positive Seite dieser freien diakonischen Organisationen beurteilen soll, muß ich sagen, daß sie vier bedeutende Funktionen der öffentlichen Sozialarbeit gegenüber haben:

1. Sie haben eine Funktion als Ergänzung der öffentlichen Sozialarbeit. Sie nehmen Aufgaben wahr und sie machen Angebote, die man im öffentlichen System nicht findet.

2. Sie sind alternativ in ihren Methoden und ihrem Verhalten. Menschen können sich z.B. ohne Namensangabe an die kirchlichen Einrichtungen wenden. Die Beziehung zwischen Therapeut und Klient ist schlichter oder existiert kaum. Der Klient ist weniger ein Klient als ein Mitmensch. Hilfe als Selbsthilfe ist eine ganz übliche Arbeitsmethode. Die Beziehung zwischen dem Helfer und denen, die Hilfe suchen, ist eine solidarische Beziehung. Der Helfer steht nicht dem Klienten gegenüber, er steht vielmehr mit ihm zusammen.

3. Sie sind Vorpostenbewegungen und Bahnbrecher. Sie haben die Möglichkeit, die Not des Menschen zu sehen und die Notlagen schnell zu entdecken, und sie können eine Arbeit verwirklichen, ehe das Problem von öffentlicher Seite anerkannt ist. Sie sind flexibler in finanzieller Hinsicht.

4. Sie sind kritisch. Sie wenden die Aufmerksamkeit der öffentlichen Behörden auf die Not, auf die Ungerechtigkeit, die sie mit ihren scharfen Augen sehen. Sie bilden eine öffentliche Meinung. Sie sind die Stimme der Stummen. Man kann es vielleicht so ausdrücken, daß wir hier sowohl die prophetische als auch die politische Seite der Diakonie sehen können. Die kirchliche Sozialarbeit und die

Diakonie haben die Aufgabe, eine Ideologiekritik zu bieten.

Die diakonischen Organisationen bei uns bilden die gesellschaftliche und kulturelle Basis für unser ganzes soziales System und für unsere Wohlfahrtsgesellschaft. Wenn die soziale und gesundheitsfördernde Ebene in Dänemark ziemlich hoch ist, kann man vielleicht den freiwilligen Organisationen dafür danken, weil sie die öffentliche Basis dafür bilden.

5. Aufbruch zu einer neuen gemeindeorientierten Diakonie

Wenn ich die Situation in Dänemark richtig einschätze, sind diese vier positiven Gesichtspunkte der Diakonie nicht mehr ausreichend als Basis der Diakonie. Und ich spüre auch, daß sich die meisten diakonischen Organisationen bei uns dessen bewußt sind. Sie müssen jetzt neue Wege beschreiten, um ihre Identität als Diakonie festzuhalten und zu bewahren. Deshalb will ich zwei aktuelle Tendenzen in unserer Diakonie beschreiben.

1. Es ist eine allgemeine Tendenz oder ein Trend in unseren Diakonieorganisationen, daß sie immer deutlicher zurück an ihre Gemeindebasis gehen. Das hängt teilweise mit ihrem neuen Verständnis von Freiwilligkeit und von den freiwilligen und ehrenamtlichen Mitarbeitern zusammen. Diese freiwilligen ehrenamtlichen Mitarbeiter suchen sie in den Kirchengemeinden. Wir erleben jetzt in Dänemark, daß es immer mehr Leute gibt, die bereit sind, bei einer Diakoniearbeit mitzuwirken und mit den Mitmenschen zu arbeiten.

Das bedeutet nunmehr, daß die Diakonieorganisationen auch neue Arbeitsgebiete suchen müssen, und zwar kleine übersichtliche Aufgaben, die nicht eine hohe berufliche Erfahrung und hohen Professionalismus erfordern, sondern die schlichte Bereitschaft, einem Mitmenschen in Not und Einsamkeit zu dienen und zu helfen.

Eine neue Einsicht ist jetzt spürbar, nämlich daß die Diakonie sich auch deutlich und sichtbar im alltäglichen Leben verwirklichen muß. Daß die Diakonie nicht in jedem Fall komplizierte Strukturen und Muster erfordert, sondern sich auf einer ganz alltäglichen Ebene einüben muß.

Die Mitgliedsorganisationen des Dänischen Diakonierats haben jetzt eine neue Initiative ergriffen, Ausschüsse für Diakoniearbeit in den einzelnen Diözesen zu gründen, um die örtlichen Initiativen zu koordinieren und die einzelnen Kirchengemeinden zu diakonischen Initiativen anzuregen. Wir hoffen, daß wir damit wieder eine wahre Gemeindediakonie erreichen können.

2. Vor einigen Jahren erhielten wir durch eine Ergänzung unseres Kirchengesetzes die neue Möglichkeit (die uns bis dahin verschlossen war), daß

eine Gemeinde einen Diakoniemitarbeiter/eine Diakoniemitarbeiterin anstellen darf, und zwar mit Hilfe von Kirchensteuergeldern. Die Bezeichnung dieses Mitarbeiters/dieser Mitarbeiterin ist leider nicht Gemeindediakon/in, sondern Gemeindehelfer/in oder Gemeindeassistent/in.

Man hat damit jetzt erkannt, daß es so viele ungelöste Aufgaben in der Gemeinde gibt, z.B. Unterricht von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, Seelsorgedienst, Besuchsdienst und andere soziale Aufgaben, daß die Kirche nicht glaubwürdig sein kann, wenn diese Aufgaben nicht von der Kirche getragen werden.

Es gibt noch viele Pfarrer bei uns, die denken, daß die Kirche nur die verbale Verkündigung wahrnehmen soll, und daß die sozialen Aufgaben der weltlichen Obrigkeit überlassen werden müssen. Und diese Pfarrer versuchen auch, die neue Möglichkeiten zu bremsen und zu verhindern. Vielleicht sind sie eifersüchtig, daß sie nun nicht mehr allein die Gemeinde vertreten können.

Jetzt haben doch etwa 100 Gemeinden einen Gemeindemitarbeiter oder eine Gemeindemitarbeiterin angestellt, um eine diakonische Arbeit in der Gemeinde besser ausüben zu können.

Diese neue Möglichkeit in unserer Kirche hat schon bewirkt, daß erstens die Menschen, die Gemeindeglieder wieder neue Erwartungen an die Kirche haben und daß zweitens die Kirche deutlicher und sichtbarer für den einzelnen Menschen eintreten kann. Die Kirche ist nicht mehr nur eine Sonntagskirche, sondern auch eine Alltagskirche. Drittens besprechen viele Gemeinderäte jetzt nicht mehr nur die organisatorischen Fragen in der Gemeinde, sondern auch die Fragen des Lebens und Wachstums sowie die Fragen des Wesens der Kirche und der Gemeinde. Das Wesen der Kirche ist auch, körperlich zu sein, eine Kirche zu sein, die nicht nur Herz und Mund, sondern auch Hände hat.

Anmerkungen

- 1 Bei diesem Beitrag handelt es sich um einen Länderbericht für die Tagung des Diakonischen Werkes/Caritas im Rheinland/Westfalen am 27.-28. März 1995 in Brüssel, den der Direktor der Diakonenhochschule in Århus/Dänemark Lars Mandrup erstattete. - Vgl. Lars Mandrup: Diakonale Ausbildung in Dänemark, in: DWI-Info Nr. 24, Schwerpunktthema: Diakonie in Dänemark, Heidelberg 1990/91, 15-18.
- 2 Silke Rocker/Wiltrud Schröder-Ender/Volker Herrmann/Thomas Lunkenheimer, Exkursion nach Århus/Dänemark vom 24.-27. Mai 1990 - Eindrücke, in: DWI-Info Nr. 24, Schwerpunktthema: Diakonie in Dänemark, Heidelberg 1990/91, 1.
- 3 Volker Herrmann, Dänemark - Anmerkungen zu Geschichte, Theologie und Diakonie, in: DWI-Info Nr. 24, Schwerpunktthema: Diakonie in Dänemark, Heidelberg 1990/91, 25.
- 4 Plan for diakoni i Den norske Kirke, Kirkerådet 1988, 11.
- 5 Vgl. Anm. 4.

Annette Leis

"Uppsala är bäst" - (Altes schwedisches Studentenlied)

Bericht über ein Austauschjahr in Schweden

In Uppsala befindet sich die älteste Universität Nordeuropas, gegründet im Jahre 1477. Und der Dom von Uppsala gilt als der größte in ganz Skandinavien. Doch ansonsten bestimmen Superlative eher weniger das Erscheinungsbild der Stadt. Es gibt nur drei schwedische Städte, die mehr Einwohner als Uppsala haben (Stockholm, Göteborg und Malmö - in dieser Reihenfolge), d.h. aber in Zahlen, daß in Uppsala gerade mal 17.000 Menschen leben. In Uppsala also, das mich atmosphärisch oft an Heidelberg erinnerte, verbrachte ich vom Sommer 1993 bis zum Frühherbst 1994 ein Austauschjahr. Aus diesem Grund möchte ich jetzt vom Studium in Schweden allgemein, vom Theologiestudium im besonderen und von einigen Einblicken in die schwedische Diakonie, die ich durch Praktika in diesem Bereich gewann, berichten, und ich hoffe, damit den einen oder die andere zu einem Austauschjahr in Skandinavien ermutigen zu können.

Studieren in Schweden

Interessant für mich war, sozusagen vergleichend zu beobachten, was es bedeutet, in einem "klassischen" Wohlfahrtsstaat zu studieren. Von staatlicher Seite wird tatsächlich einiges unternommen, um gute Lebens- und Studienbedingungen für die Studierenden zu schaffen. So ist es üblich, daß Studierende in Studentenwohnheimen oder in ausschließlich für Studierende vorgesehenen Wohnungen leben, deren Mieten nicht extrem billig sind, aber deutlich unter dem Mietpreisniveau der Stadt liegen. Etwa 70% der schwedischen Studierenden müssen sich nicht auf dem freien Wohnungsmarkt um ein Zimmer bemühen. Auch für Bahnfahrten und einen Großteil der Inlandsflüge kann man mit einem kräftigen Studentenrabatt rechnen, was zur Folge hat, daß diese Verkehrsmittel auch genutzt werden. Schwedische Studierende mit eigenem Auto sind eher eine Seltenheit. Bei der Finanzierung des Studiums setzt der Wohlfahrtsstaat Schweden ebenfalls andere Akzente. Staatliche Studienförderung erhalten nämlich alle Studierenden, unabhängig vom Einkommen der Eltern. Der monatliche Betrag setzt sich zusammen aus Stipendium und Darlehen, das mit Erreichen des Berufsziels in maßvollen Raten mit Zinsen zurückgezahlt werden muß. Staatlicherseits geht man davon aus, daß die finanzielle Zuständigkeit der Eltern für ihre Kinder mit Abschluß der schulischen Ausbildung beendet ist, und betrachtet daher Studierende als wirtschaftlich unabhängige Wesen.

Mit diesem Förderungssystem haben die zuständigen staatlichen Verwaltungsstellen allerdings auch den Überblick über die Studienfortschritte jedes einzelnen Studierenden. Erbringt man die für ein Jahr vorgesehene Studienleistung, die mit Punkten bewertet wird und durch Hausarbeiten oder schriftliche und mündliche Prüfungen nachzuweisen ist, nicht, kommt es sofort zum Zahlungsstop für das nächste Semester, und Gespräche mit den StudienberaterInnen, die an schwedischen Universitäten eine wichtige Vermittlungsfunktion ausüben, werden nötig. Aus der strengen Leistungskontrolle ergibt sich fast logisch ein verschulteres Studiensystem mit allen Vor- und Nachteilen.

Positiv fiel mir dabei vor allem der persönliche Kontakt zwischen Lehrenden und Studierenden auf, was sicher nicht zuletzt damit zusammenhängt, daß in Schweden alle außer der Königsfamilie geduzt werden. Kontakt heißt für das Lehrpersonal aber auch, sich wirklich mit denjenigen Studenten auseinanderzusetzen zu müssen, die den Studienanforderungen nicht genügen. Besteht man nämlich die schriftliche Nachprüfung auch beim zweiten Mal nicht, kommt es zu mündlichen Prüfungsgesprächen mit den jeweiligen DozentInnen. Damit wird ein anonymer Studienabbruch ohne Gewißheit über eigene Schwächen und Stärken erschwert, und ein zusätzlicher Raum für Rückmeldung über die Qualität der Lehrveranstaltungen entsteht fast unwillkürlich. Die Bewertung der Seminare und Vorlesungen durch Studierende ist ohnehin fester Bestandteil des Universitätsalltags und findet meist in schriftlicher und mündlicher Form statt, eine Möglichkeit, die von schwedischen StudentInnen jedoch manchmal eher als unnötiger Aufwand denn als Chance begriffen wird.

Das studentische Sozial- und Kulturleben in Schweden unterscheidet sich schon organisatorisch von dem in Deutschland. Basis dafür sind die "Nationen". Dies sind Vereinigungen, die historisch die gleichen Wurzeln wie die deutschen Verbindungen und Burschenschaften haben, mit denen sie jedoch heute in ihrer äußeren Form und inhaltlich kaum noch etwas gemeinsam haben. Die 'Nationen' stammen aus einer Zeit, als die Verkehrsverbindungen noch unzureichend ausgebaut waren, so daß Heimfahrten während der Studienzeit für viele nicht möglich waren. Dafür war zudem die Tatsache verantwortlich, daß es im 15. und 16. Jahrhundert nur wenige Universitäten in Skandinavien gab, die dann ihrerseits einen enormen Einzugsradius hat-

ten. Damals bestand die Hauptfunktion der 'Nationen' darin, den Studenten ein wenig Heimatgefühl und Wärme zu vermitteln (z.B. an Weihnachten). Dies läßt sich schon aus ihrem Namen folgern. In den verschiedenen 'Nationen' trafen und treffen sich nämlich Studierende, die ursprünglich aus den gleichen Landesteilen kamen und kommen. Es gibt also eine Norrland-Nation, eine Stockholm-Nation usw.

Heute gehört zur Immatrikulation an der Universität obligatorisch der Eintritt in eine solche 'Nation', zumindest in so traditionsreichen Universitätsstädten wie Uppsala oder Lund. Das gilt natürlich schon längst auch für Frauen! Die 'Nationen' verfügen alle über eigene Häuser mit Kneipen, Verwaltungs- und Versammlungsräumen, Festsälen und Wohnheimen für Mitglieder. Die gesamte Organisation und Verwaltung wird von den Studierenden selbst getragen, bei Ausübung einer Leitungsfunktion ist eine semesterweise Beurlaubung vom Studium die Regel. Ein solches Engagement ist gesellschaftlich hoch angesehen und verbessert die späteren Berufschancen in fast allen Fachbereichen. Die Freizeitangebote der 'Nationen' reichen vom allabendlichen Kneipenbetrieb über Sport- und Theatergruppen bis hin zur Veranstaltung von Festen und Bällen (mit Frack- und Abendkleidzwang!).

Durch die 'Nationen' lernt man automatisch Studierende aus anderen Fachbereichen kennen. Sie sind also fast so etwas wie praktizierte Interdisziplinarität in der Freizeitgestaltung.

Das Theologiestudium

An der Theologischen Fakultät in Uppsala werden Veranstaltungen zu fünf Themengebieten angeboten:

1. *Religiongeschichte (Religionshistoria)*: Inhalt des Faches ist das Studium der Religionen neben dem Christentum: Dazu gehören die Weltreligionen (in Uppsala mit Schwerpunkt Judentum und Islam) ebenso wie kleinere religiöse Gemeinschaften (z.B. afrikanische Stammesreligionen) oder Religionsformen, die eher in der Vergangenheit eine Rolle spielten. Für Skandinavien ist natürlich die Glaubenswelt der Wikinger von besonderem Interesse.

2. *Religionsverhaltenswissenschaft (Religionsbetevetenskap)*: Zu diesem Themenbereich gehören zwei Fächer: Religionspsychologie und Religionssoziologie, die für eine vom individuellen Erleben ausgehende bzw. für eine gesellschaftsbezogene Annäherung an das Phänomen Religion stehen.

Im zuerst genannten Fach geht es um die Vermittlung von psychologischen Grundlagen, und zwar sowohl um der Frage nachzugehen, warum Menschen religiös sind bzw. was hinter religiösen Erfahrungen steht, als auch um das Thema Seel-

sorge mit psychologischem Hintergrund bearbeiten zu können.

Die Religionssoziologie untersucht die Kirche und andere religiöse Gruppierungen im Verhältnis zur Gesellschaft unter besonderer Berücksichtigung der durch die Säkularisierung bewirkten Veränderungen.

3. *Bibelwissenschaft (Bibelveenskap)*: Hinter diesem Begriff verbergen sich die exegetischen Fächer Altes und Neues Testament.

4. *Geschichte des Christentums (Kristendomens Historia)*: Dieses Fach umfaßt die drei Teilgebiete Kirchengeschichte, Missionswissenschaft und Kirchen- und Gesellschaftswissenschaft.

5. *Wissenschaft von Glauben und Lebensanschauung (Tros- och livsaskadningsvetenskap)*: Der Themenbereich von 'tros- och livs' deckt sich ungefähr mit dem der Systematischen Theologie, wobei die Schwerpunkte an der Theologischen Fakultät in Uppsala vor allem auf Religionsphilosophie und Ethik liegen. Ein weiteres wichtiges Forschungsgebiet in thematischer Nähe zur Religionssoziologie ist die Untersuchung der Veränderungen von Lebensanschauungen in postmodernen, pluralistischen Gesellschaften.

Für mich waren natürlich vor allem die Themenbereiche interessant, die im Fächerkanon der Theologischen Fakultäten in Deutschland nicht vorkommen - also 'Religiongeschichte' und 'Religionsverhaltenswissenschaft'. Beide Fächer vermitteln wichtige neue Horizonte, die auch das deutsche Modell des Theologiestudiums auf sinnvolle Weise bereichern könnten.

Wie in Deutschland ist die häufigste Motivation für ein Theologiestudium der Wunsch, PfarrerIn bzw. LehrerIn zu werden. Beide Studiengänge sind sogenannte 'Programme', d.h. Mann oder Frau muß bei der Wahl der Veranstaltungen darauf achten, bestimmte Vorgaben zu berücksichtigen.

Für werdende PfarrerInnen ist es üblich, nach den ersten Semestern mit dem Heimatkirchenbezirk und dem zuständigen Bischof in Kontakt zu treten und diese Verbindung während des ganzen Studiums zu pflegen. In diesem Rahmen kommt es zu Eignungsgesprächen (mit dem Bischof!), aber auch zu praktisch orientierten kirchlichen Ausbildungskursen wie liturgischem Gesang (in der schwedischen Kirche wird eine hochkirchliche Liturgie gepflegt) oder Einführungen ins gemeindliche Leben.

Neben den beiden berufsorientierten Studiengängen gibt es noch die Möglichkeit, Religionswissenschaft als 'Programm' zu studieren. Da dieses Studium meist ohne konkreten Berufswunsch begonnen wird, sehen die StudienberaterInnen es als ihre Aufgabe, den Studierenden in Seminaren mögliche spätere Arbeitsfelder aufzuzeigen. Dies ist nur ein Beispiel dafür, daß die StudienberaterInnen an

schwedischen Fakultäten eine zentrale Position innehaben, die sie nutzen, um gestaltend ins universitäre Leben einzugreifen.

Zwei Beispiele für diakonische Arbeit in Uppsala

In Uppsala befindet sich das "Samariterhemmet", eine der fünf schwedischen Ausbildungsstätten für Diakone und Diakoninnen. Es unterhält eine Vielzahl von Aktivitäten im sozialen Bereich, die vom Betreiben eines kleinen, aber hochspezialisierten Krankenhauses über Treffpunkte für Drogen- und Alkoholabhängige bis hin zu einem 'Patientenhotel', also einer Übernachtungsmöglichkeit für Menschen, die von weither anreisen, weil sie sich am Universitätskrankenhaus in Uppsala aufwendigen, mehr-tägigen Untersuchungen unterziehen müssen, reichen.

Auch die Wohngruppe für 'Senildemente', also für ältere Menschen, die den Alltag nicht mehr allein bewältigen, weil ihre Gedächtnisfunktionen stark eingeschränkt sind und sie sich oft an die einfachsten Handgriffe nicht mehr erinnern (z.B. Alzheimer-Patienten), ist organisatorisch ans Samariterhemmet angeschlossen. Hier arbeitete ich einen Monat lang als Praktikantin.

Absicht des Projekts, das vor ungefähr 2 Jahren die Arbeit aufnahm und in Schweden Vorbildcharakter hat, ist es, den PatientInnen ein verlässliches Zuhause zu verschaffen, in dem sie sich trotz ihrer Gedächtnisprobleme zurechtfinden können. An diesem Ziel orientieren sich der Aufbau der Wohnung, deren Einrichtung sowie die Auswahl und der Einsatz des Personals. Auf acht Bewohner und Bewohnerinnen kommen sechs hauptamtliche BetreuerInnen und zusätzliche Aushilfskräfte. Jeder Patient bzw. jede Patientin hat eine Kontaktperson unter den hauptamtlich Angestellten, die als Ansprechpartner/in auch für die Angehörigen zur Verfügung steht und sich für alle privaten Angelegenheiten und die Interessen ihres Schützlings verantwortlich fühlt.

Zum persönlichen Rahmen gehören neben den Einzelzimmern mit eigenen Möbeln und Naßzelle auch die Mahlzeiten, die vom Personal unter Mithilfe der BewohnerInnen selbst zubereitet und von allen zusammen eingenommen werden. Dies bedeutet, daß niemand allein in seinem Zimmer gefüttert wird. Die Hilfestellungen werden direkt an den Gruppentischen, an denen Betreute und BetreuerInnen gemeinsam essen, geleistet. Wenn danach mehrere Hemden und Blusen in die Waschmaschine müssen, - eine Arbeit, für die das Pflegepersonal auch zuständig ist -, wird das gern zugunsten der 'Familienatmosphäre' in Kauf genommen.

Der gesamte Haushalt, vom Kochen über das Einkaufen bis zum Putzen, wird selbständig von

den Angestellten organisiert und auch die Personal- und Finanzangelegenheiten werden autonom verwaltet. Die Vorgesetzte, die maßgeblich an der Entwicklung des Konzeptes dieser Wohngruppe beteiligt war und ist, steht eher beratend zur Seite, vertritt das Projekt in der Öffentlichkeit und versucht, die langfristige Finanzierung zu sichern, mischt sich aber in den Arbeitsalltag in der Gruppe nicht ein. Was dort geschieht, haben die MitarbeiterInnen selbst zu entscheiden. Auch die Zusage für meinen Praktikumsplatz war von der Zustimmung der Angestellten in der Wohngruppe abhängig.

Angesichts der zum Teil schweren Pflegefälle ist es erstaunlich, daß die Vielzahl der Aufgaben vom Personal akzeptiert wird. Doch die Verantwortungsfülle scheint die Motivation eher zu steigern als zu hemmen. Die Stimmung unter den MitarbeiterInnen macht deutlich, daß die Wohngruppe als das Projekt aller verstanden wird - es wird nicht gegen die Uhr gearbeitet, sondern miteinander für die Verwirklichung der gemeinsamen Ansätze und Ideen.

Das Geld zur Finanzierung fließt aus zwei Quellen: Sowohl die Kommune als auch das "Samariterhemmet" leisten ihren Beitrag, um die Arbeit der Wohngruppe zu ermöglichen. Die einzelnen Stadtteile Uppsalas mieten jeweils Plätze für BürgerInnen, die eines solchen Pflegeangebots bedürfen. Die Höhe des Betrags errechnet sich anhand von festgesetzten Tagespflegesätzen. Das Samariterhemmet stellt die Räumlichkeiten zur Verfügung, sorgt für deren Erhalt und zahlt als Arbeitgeber die Gehälter des Personals.

Regelmäßige Fortbildungen, die nicht nur direkt anwendbare Techniken für Pflege und Haushalt zum Inhalt haben, sondern bewußt auf persönliche Entwicklung und Ideen der Angestellten eingehen, sind fester Bestandteil im Jahresrhythmus. Für ihre Finanzierung zeichnet im Falle der Wohngruppe eine staatliche Stelle verantwortlich, deren Aufgabenbereich die Fort- und Weiterbildung im Berufsleben ist. So schrieben die MitarbeiterInnen im vergangenen Jahr ein Buch über sich selbst und ihre Arbeit und durchliefen dabei alle Arbeitsschritte, die zu der Entstehung eines Buches nötig sind: Photographieren, Entwickeln der Photos, Texte verfassen, Layout und Drucken.

Auch in die Auswahl des Personals wird viel Mühe und Arbeit gesteckt, da es erheblich zur Qualität der Arbeit beiträgt, wenn sich die MitarbeiterInnen mit ihrer ganzen Persönlichkeit einbringen und gut in das Team passen. Deshalb wird darauf geachtet, daß sich die Angestellten in Alter, Ausbildungshintergrund und Geschlecht unterscheiden, auch um den BewohnerInnen das Angebot verschiedener Persönlichkeiten machen zu können. Eine Vorgabe im Konzept fordert z.B., daß ein Drit-

tel des Personals männlich sein soll, obwohl es auch in Schweden viel Anstrengung kostet, das geeignete Drittel an männlichen Mitarbeitern zu finden.

Sowohl theoretische Konzeption als auch praktische Ausführung des Projekts haben mich sehr beeindruckt. Selten habe ich eine Altenpflegeeinrichtung erlebt, in der das Wohlbefinden der BewohnerInnen mehr im Mittelpunkt stand. Offen bleibt nur die Frage, ob es den öffentlichen Willen und die Finanzmittel gibt, Einrichtungen mit einem so hohen Personalschlüssel und die zahlreichen Fortbildungsangebote langfristig zu finanzieren. Zudem ist es vorstellbar, daß eine jahrelange Routine die Motivation dämpft. Gerade deshalb halte ich es für eine diakonische Aufgabe, Projekte, die das Wohl ihrer Angestellten als wesentlichen Bestandteil der Qualität ihrer Arbeit einstufen, zu entwickeln und langfristig zu fördern. Immerhin: die hauptamtlichen MitarbeiterInnen in der Wohngruppe sind optimistisch.

Gottsunda ist Uppsalas jüngste Kirchengemeinde. Sie umfaßt fünf Teilgemeinden und liegt in den südlichen Vororten der Stadt, die seit Anfang der 70er Jahre stark expandieren und ist keine schwedische Durchschnittsgemeinde. So liegt die Besonderheit meiner zweiten Praktikumsstelle weniger in der Konzeption der diakonischen Gemeindearbeit als in der Struktur der Gemeinde selbst. Inzwischen leben in Gottsunda ca. 20 000 Menschen, von denen nur etwa ein Drittel Mitglieder der Schwedischen Kirche sind. Zum Vergleich: Von den 8,6 Millionen Einwohnern Schwedens gehören 88 Prozent zur Schwedischen Kirche, die lutherisch ist.

In den zahlreichen Wohnblocks von Gottsunda haben Flüchtlinge und ImmigrantInnen aus der ganzen Welt eine Wohnung gefunden. Das Kirchengebäude liegt mitten auf dem Parkplatz eines riesigen Einkaufszentrums und ist äußerlich auffällig rosa. Innen dominieren große Fenster, helles Holz und der atriumartige Garten. Damit symbolisiert schon der Bau, der 1980 errichtet wurde und einen Umweltpreis erhielt, Stille, Frieden und Zeit zur Einkehr in einer Welt von Beton, anonymen Wohnblocks und Hektik.

In der Gemeinde arbeiten fünf PfarrerInnen und drei DiakonInnen, die sich stark als Team definieren. Gemeinsamkeit entsteht durch den gemeinsamen Arbeitsplatz. Kirchlicher Treffpunkt ist nicht das Pfarrhaus - für schwedische PfarrerInnen gilt keine Residenzpflicht -, sondern die Kirche, deren Gottesdienstraum baulich in das Gemeindezentrum und dann in den Bürokomplex übergeht, in dem jeder Mitarbeiter sein bzw. jede Mitarbeiterin ihr Zimmer hat.

Zu den Aufgaben der DiakonInnen in Gottsunda

gehören viele klassische diakonische Tätigkeiten, wie z. B. Besuchsdienste und Gruppenangebote für die älteren Gemeindegliedern, auf die ich an dieser Stelle nicht genauer eingehen möchte. Stattdessen werde ich jetzt von den Aktivitäten berichten, die sich aus der besonderen Struktur der Gemeinde erklären:

Wichtig ist es allen MitarbeiterInnen, Angebote für die zahlreichen ImmigrantInnen zu machen. Für diesen Zweck wurde ein Klub gegründet, für den die Gemeinde eigens Räume im Keller einer der Wohnblocks angemietet hat. Dort wird gemeinsam gekocht und gebastelt, und es werden eigenverantwortlich Sprachkurse in persönlicher Atmosphäre veranstaltet. Dieses Angebot wird besonders gut angenommen, da einer der Diakone Engländer ist und die Schwierigkeiten des Schwedischen als Fremdsprache aus eigenem Erleben kennt. Oft entstehen gute Kontakte, die auch schon dazu führten, daß die neuen MitbürgerInnen sich, über Konfessions- und Religionsschranken hinweg, mit eigenen kulturellen Beiträgen am gemeindlichen und gottesdienstlichen Leben beteiligten.

Der zweite Treffpunkt der Gemeinde ist der für psychisch kranke Menschen. Aufgrund eines staatlichen Beschlusses wurden nämlich in Schweden fast alle psychisch Kranken aus den psychiatrischen Krankenhäusern entlassen; nur noch wenige werden in stationären bzw. geschlossenen Einrichtungen behandelt. Als Ausgleich richtete man ein dichtes Netz ambulanter Beratungsstellen ein. Auf dem Gebiet der Gemeinde von Gottsunda liegt eine ehemals große psychiatrische Einrichtung. Viele ehemalige PatientInnen wohnen jetzt in den Wohnblocks rings um die Kirche. Einigen von ihnen fällt das Leben "draußen" nach dem langen Aufenthalt in der Anstalt schwer, zumal wenn sie keine Angehörigen in der Nähe haben. Häufig bereitet die praktische Lebensbewältigung Probleme, vor allem die Geldeinteilung. Die meisten der Betroffenen leben von staatlicher Unterstützung, da sie aufgrund der anhaltenden Arbeitslosigkeit in Schweden schlechte Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben. Die DiakonInnen versuchen auf diese Situation einzugehen, indem sie zweimal in der Woche ein Abendessen organisieren, das von allen gemeinsam zubereitet wird. Das regelmäßige Essen bedeutet einerseits eine finanzielle Entlastung und konstituiert andererseits ein kontinuierliches Gruppenerlebnis (nach dem Essen werden Spiele und Gespräche angeboten), das in der anonymen Umgebung einen gewissen sozialen Halt vermittelt.

Die DiakonInnen und PfarrerInnen arbeiten gezielt in ausgewählten, konkreten Projekten, um den vielen Notlagen ringsum entgegenzuwirken. Die bewußte Konzentration auf einige wenige Aktivitäten, in die dann viel Energie investiert wird, er-

schien mir sehr sinnvoll. Gleichzeitig wird dieses Vorgehen durch die Umstände erzwungen. Die Arbeit ist nämlich fast vollständig von den hauptamtlichen MitarbeiterInnen abhängig. Gemeindeglieder, die sich ehrenamtlich an der Arbeit beteiligen wollen, stehen, bis auf wenige Ausnahmen, schlichtweg nicht zur Verfügung. Dies erklärt sich zum Teil daraus, daß in Schweden weite Bevölkerungskreise von der Kirche entfremdet sind, was jedoch nicht so sehr wie in Deutschland mit Kirchengemeinden verbunden ist. Viele Menschen bleiben Kirchenmitglieder, ohne sich mit Gemeinde und Kirche verbunden zu fühlen oder eine christliche Weltanschauung zu teilen.

Die diakonische Gemeinde in Uppsala wird also hauptsächlich von denen getragen, die dafür bezahlt werden. So sehr mir das Engagement und die Ideen der MitarbeiterInnen imponierten, mit der Zukunftsvision einer Gemeindediakonie ganz ohne

Basisbeteiligung möchte ich mich nur ungern zufriedengeben. Daher halte ich es für eine der drängendsten Aufgaben, Konzepte zur Einbindung möglichst vieler Gemeindeglieder in die diakonische Arbeit zu entwerfen und fördern, ohne dabei die Weiterentwicklung der professionellen Diakonie zu vernachlässigen.

Vielleicht merkt man dem Bericht an, daß ich mein Jahr in Schweden in vielerlei Hinsicht als sehr bereichernd empfunden habe. Einen solchen Austausch kann ich nur empfehlen. Skandinavien ist auch landschaftlich wunderschön! Für weitere Informationen stehe ich gern zur Verfügung. Für alle Interessierten die Kontaktadresse der Theologischen Fakultät in Uppsala: Teologiska institutionen, Box 1604, 75146 Uppsala, Schweden - Sverige, Tel.: 0046/18/182500 oder Tel.: 0046/18/182168. Dort antwortet Kay Svensson, ein sehr netter Studienberater, der Deutsch und Englisch spricht.

Witrud Schröder-Ender

Erfahrungsbericht über einen Studienaufenthalt in Riga

Einige Monate liegt es zurück, daß mein Mann und ich Riga und die Republik Lettland verlassen haben. Wie sieht jemand, der aus dem Westen kommt, frisch von der Heidelberger Theologischen Fakultät und gerade examiniert, das Leben, die Uni und die Atmosphäre in der lettischen Hauptstadt? Wir haben viele Erfahrungen gemacht, viel mitbekommen, viel kennen- und liebgelernt. Wir verdanken Lettland die Erkenntnis, wie gut es uns geht, wie existenziell wichtig eine funktionierende Heizung und das Vorhandensein von warmem Wasser sein können. Wie haben die lettischen KollegInnen, StudentInnen und FreundInnen das nur ertragen, die ja oft sehr beengt - 5 Menschen in einer 2-Zimmer-Wohnung - leben und meist kleine Kinder haben? Leben in Riga heißt, sich im täglichen Chaos durchzuwursteln. Alles liegt so nah beieinander: Die Superreichen, deren Geldbeutel überquellen, weil sie die vielen Dollars, DM, Kronen und Pfund kaum fassen können, Luxusautomobile fahrend und mit Bodyguard, und die armen, alten Leuten, die bettelnd vor den Kirchen sitzen, oder auf dem Zentralmarkt Teile ihres armseligen Haushalts zu Geld machen, um sich davon Lebensmittel kaufen zu können; alte SowjetfanatikerInnen und alte, nationalistische LettInnen, junge optimistische Aufsteiger (meist Bankangestellte), Prostituierte, Betrunkene (beängstigend viele!) und StudentInnen, die ums tägliche Überleben kämpfen.

Das Problem der großen russischen Minderheit,

Militärangehörige und andere, ist im Alltag spürbar. Wir konnten es oft erleben, daß viele RussInnen absolut kein Lettisch sprachen - auch keine kleinen Höflichkeitsformeln, die das tägliche Miteinander erleichtern würden. Andererseits sprechen viele LettInnen Russisch nur noch im Notfall, identifizieren diese Sprache mit der Unterdrückung, den Ungerechtigkeiten und dem Leiden, das sie seit 1944 erleben mußten.

Die vergangene Geschichte und die Brüche der heutigen Zeit, die es unmöglich machen, verlässlichen Regeln zu folgen, prägen das tägliche Leben in Lettland. Alles wird improvisiert! Es brachte uns Weissis zuzeiten fast zur Verzweiflung! Man glaubt gar nichts und doch alles, z.B. nehmen alle LettInnen, die wir kennenlernen durften, die kuriosesten Gerüchte mindestens so ernst, wie die tägliche Nachrichtensendung "Panorama". Dabei wird das Kleinste zum Drama; wenn es sich um die russische Außenpolitik dreht, fühlt man den Weltuntergang nahen. Kein Wunder, daß TheologInnen, ob im Amt (inklusive Bischof) oder noch im Studium so eine Vorliebe für die Johannes-Apokalypse haben. Sie ist eine Art theologische Zustandsbeschreibung für das Lebensgefühl vieler LettInnen. Eine Konsequenz der jüngsten Geschichte, angefangen mit der Verschleppung von Angehörigen, schlechter Behandlung lettischer Wehrpflichtiger in der Roten Armee bis hin zu der Erfahrung, von den westlichen Völkern, die die singende Revolution doch so

begrüßt und beklatscht hatten, erneut vergessen worden zu sein - und das ausgerechnet zugunsten Rußlands, des Okkupanten.

Die Menschen wirken resigniert und z.T. sogar hoffnungslos. Der Alltag ist schwierig; zwar gibt es alles zu kaufen, doch insbesondere die Importwaren (von den Cornflakes bis zur Seife) sind unglaublich überteuert. Aber: Sie verkörpern das Lebensgefühl der Freiheit und der Anbindung an den Westen. Zu den eigenen Produkten hat man sowieso kein richtiges Vertrauen mehr, außerdem sind sie nicht so hübsch eingepackt.

Das Bedürfnis nach westlichem "look" der Produkte, bei gleichzeitigem Untergang des alten, sowjetischen Recycling-Systems, erhöht nun spürbar und riechbar die ökologischen Probleme der jungen Republik. Wir konnten das in unserer Wohnblocksiedlung deutlich erkennen: Zunehmend reichten die Containerkapazitäten nicht mehr aus, und immer mehr Plastik quoll aus den Tonnen bzw. lag im Hof herum. Zu unserem Schrecken fand sich im Spätwinter dann eine Lösung des Problems. Ganz einfach: Man gießt etwas Öl in den Container und zündet die ganze Geschichte an. Zur Wasserverschmutzung (die Daugava, aus der das Trinkwasser stammt, ist hochverschmutzt), gesellte sich v.a. in den Trabantenstädten Rigas eine Luft, die manchmal den Wunsch nach einer Gasmasken weckte.

Aus finanziellen und "patriotischen" Gründen haben wir während unseres Aufenthaltes keine Importprodukte gekauft, sondern unseren täglichen Bedarf v.a. auf einem der großen Märkte gedeckt. Dort verkaufen lettische Bauern und Kooperativen (frühere Kolchosen) ihre Erzeugnisse: Kartoffeln, rote Beete, Kraut und nochmals Kraut, Fleisch, Wurst, Eier, Milch, Käse und Äpfel.

Wirtschaftlich und politisch wird in Lettland der Westen bewundert, doch empfindet man ihn gesellschaftlich und kulturell als bedrohlich modern. Diese Spannung spürten wir auch im Umgang der LettInnen mit uns und - unter etwas anderen Vorzeichen - in der lettisch-lutherischen Kirche: Zum einen möchte man gerne eine ähnlich effektive, funktionierende und berechenbare Organisationsstruktur, zum anderen fürchtet man die Liberalität, den Pluralismus und die Meinungsvielfalt in den westlichen Kirchen.

Der Alltag in Lettland ist nicht nur schwierig, weil er viel mehr Zeit- und Kraftaufwand erfordert, sondern auch weil man mehr arbeiten muß. Fast alle unsere Bekannten gehen nicht einem, sondern mehreren Berufen gleichzeitig nach, um überleben zu können; z.B. arbeitet eine Freundin morgens als Lehrerin, nachmittags als Stadtführerin, abends als Übersetzerin. Vielen AkademikerInnen geht das so, da - wie früher in der Sowjetunion - akademische

Berufe sehr schlecht bezahlt sind. Ein Busfahrer erhält dreimal so viel Gehalt wie eine Englischprofessorin. Trotz dieses Mangels wurden wir überall mit großer Gastfreundschaft aufgenommen. Gerade diese liebevolle Aufnahme hat uns unseren Aufenthalt in Lettland erleichtert, und uns einen besonderen Zugang zum Land, seiner Geschichte und seiner Kultur finden lassen.

Nachhaltig und negativ wurde Lettland in den letzten 50 Jahren vom Sowjetsystem beeinflusst. Zwar ist das Land nun unabhängig und versucht, den Weg in das Leben einer normalen, westlich geprägten Demokratie zu finden, doch das ist schwer. Insbesondere, wenn die jüngste Geschichte so sehr von Mißtrauen, innerer Emigration und Unfreiheit geprägt wurde. Die Menschen sind z.B. überhaupt nicht daran gewöhnt, Verantwortung zu übernehmen oder sich ihre eigene Meinung zu bilden bzw. zu äußern. Besonders deutlich wurde uns dies bei unserem Unterricht an der theologischen Fakultät. Zu Beginn mußten wir dagegen ankämpfen, daß die StudentInnen uns nur das sagten, von dem sie dachten, daß wir es dächten. Wer seine Meinung, v.a. eine progressive, kritische, offen ausspricht, hat an der Fakultät nur Scherereien. Also bleibt man weiterhin unter sich, in seinen Bezugsgruppen, wo man geborgen ist. So lebt auch an der theologischen Fakultät das alte System noch weiter. Während unseres ersten Semesters unterrichteten wir sehr viel Deutsch in allen vier Studienjahren (jeweils zwei Gruppen), und boten daneben Lektürekurse für bessere StudentInnen an, in denen wir auch im weiteren Sinn theologischer Texte lasen, z.B. R.Rohr, Der wilde Mann; A.Goes, Das Brandopfer; H.W.Wolff, Einleitung ins AT u.a. Am Anfang kostete die Vorbereitung des Unterrichts sehr viel Zeit und Kraft, so daß wir nicht sehr viel nebenher unternahmen. Außerdem war die Zusammenarbeit und das Zusammenfinden mit dem Kollegen M.Vanags wesentlich schwerer als wir das gedacht hatten. Sowohl theologisch als auch pädagogisch hatten wir in fast allen Punkten entgegengesetzte Ansichten, so daß eine Teamarbeit unmöglich war. Im 2.Semester wurde unser Lehrauftrag für Deutsch gekürzt, doch der Kontakt zu den StudentInnen blieb weiterhin sehr eng. Neben dem Unterrichtswerk "Sprachkurs Deutsch" behandelten wir während unseres einjährigen Aufenthaltes eine große Zahl von Kurzgeschichten (H.Böll, L.Rinser, M.L.Kaschnitz, E.Kishon ...) lasen kleinere Bücher, wie z.B. den Kleinen Prinzen. Außerdem besprachen wir eine Reihe theologischer Texte, die wir zum Großteil analog zum Unterricht im Leistungskurs Religion in der gymnasialen Oberstufe bearbeiteten. Zum Ende des Sommersemesters nahm die bessere Gruppe des 1.Kurses eine ganze Einheit über D.Bonhoeffer durch, in der u.a.

Auszüge aus "Widerstand und Ergebung" gelesen wurden. Auf die Idee des Bischofs der exillettischen Kirche, Herrn Rozitis, hin unterrichteten wir im zweiten Semester auch theologische Fächer. Diese waren: "Martin Luther", "Kirchen- und Dogmengeschichte" (Dirk Ender), "Der Jakobusbrief", neutestamentliches Seminar und "Einführung in die Diakoniewissenschaft" (Wiltrud Schröder-Ender). Die StudentInnen hatten sich in einer Befragung besonders für diese Themen interessiert. Wir hatten als Alternativen auch "Barmen 1934-1994" und "Die Dogmatik Emil Brunners" angeboten, beides gänzlich unbekannte Themen. Während der Jakobusbrief ausschließlich für StudentInnen mit sehr guten deutschen Sprachkenntnissen gedacht war und in der Art eines Proseminars ablief, wurden das Luther-Seminar und die Diakonievorlesung ins Lettische übersetzt. Die Übersetzung machten wir zu einer Pflichtübung für die sehr gut Deutschsprechenden und ermöglichten so auch anderen, des Deutschen unkundigen Menschen, die Veranstaltungen zu besuchen, was auch wahrgenommen wurde.

Die diakoniewissenschaftliche Vorlesung war aufgebaut wie eine Mischung aus Diakonie I und II, ergänzt mit eigenen Erfahrungen. Nachdem in der ersten Stunde - auf mein Bitten hin - Definitionsversuche der StudentInnen zur Frage, was Diakonie sei, gemacht wurden, sah ich mich darin bestätigt, das Thema sehr allgemein und basisschaffend aufzubauen. Fast alle StudentInnen definierten Diakonie als "Weitergabe und Verteilung der Hilfsgüter, die westliche Patengemeinden (nicht Partnergemeinden! W.Sch.) uns schicken." Manche konnten auch noch die sehr katechetisch aufgebaute, Sonntagsschularbeit darunter subsumieren.

Der Ablauf der Vorlesung: 1. Die alttestamentliche Begründung der Diakonie. 2. Diakonie im Judentum. 3. Die neutestamentliche Begründung der Diakonie. 4. Die Geschichte der Diakonie. 5. Diakonie in Lettland, Geschichte und Gegenwart. Dazu wurden StudentInnen mit Befragungsaufträgen in Gemeinden, des Gefängnis Pfarrers oder Leseaufträgen betraut und erstatteten Bericht über ihre Ergebnisse. 6. Anthropologische Grundlagen der Diakonie. 7. Diakonie im Horizont des Reiches Gottes. 8. Beispiele diakonischer Arbeit: Arbeit mit Behinderten und Hospizbewegung.

Gerade der Umgang mit Behinderten ist ein wichtiges Thema, denn die Zustände in lettischen Einrichtungen lehren einen das Grausen. Dies gilt auch für den Umgang mit psychisch kranken Menschen. Die Behinderten und Kranken werden in überbelegten Häusern und unter minimalen hygienischen Bedingungen kaserniert, im Winter in ungeheizten Räumen. Therapie gibt es kaum - auch weil die meisten Therapieformen im alten System ver-

boten waren, so daß nun auch niemand da ist, der oder die sie anwenden könnte. Leider sehen auch die Gemeinden selten Handlungsbedarf. Nur zwei Rigenser Kirchengemeinden haben bisher Besuchsdienste organisiert oder verteilen dringend benötigte Kleidung in einer Einrichtung. Auch viele StudentInnen sahen zwar eine Fürsorgepflicht als eventuelles kirchliches Aufgabenfeld an, nicht jedoch eine therapeutische und seelsorgerliche Pflicht. Dies liegt einerseits am Menschenbild des funktionierenden Arbeiters, das immer noch in den Köpfen herumspukt, zum anderen läßt sich eine über die Versorgung hinausgehende Beschäftigung mit behinderten Menschen nicht mit den Vorstellungen einer bewußten, verbalen Bekehrung unter einen Hut bringen. Außerdem gilt vielen Theologen diese Arbeit einmal mehr als Betätigungsfeld des weiblichen Fußvolkes, also unter der Würde eines Pfarrers und zu guter Letzt: Es fehlt an finanziellen Mitteln. Das Klima an der seit 1991 der staatlichen Universität Lettlands angeschlossenen theologischen Fakultät ist sehr durchwachsen. Zum einen fehlt es überall an DozentInnen, auch wenn exillettische GastdozentInnen mit Blockkursen viel nötige Arbeit leisten, zum anderen sind die StudentInnen praktisch in zwei große Lager, in das konservative und das sogenannte liberale, geteilt. Der stärkste Ausdruck dieser Spannungen ist die erbitterte Diskussion um die Frauenordination. Die meisten Studenten und einige Studentinnen lehnen die Ordination von Frauen mit Vehemenz ab. Argumente sind Bibelzitate und ein auf dem biologistisch verstandenen, Sündenfall aufgebautes Menschenbild. Da Bibelauslegung überhaupt ein strittiges Thema ist, kommen die argumentativen Begründungen der Gegenseite sofort unter den Verdacht, soziologisch oder psychologisch zu sein. Hinter vielen ultrakonservativen Positionen steckt die Angst vor denkenden Frauen, vor verantwortlich mitarbeitenden Laien, vor Neuem; die Angst vor Prestigeverlust und nicht zuletzt die Angst, das Wohlwollen der Kirchenleitung, sprich Bischof J. Vanags, zu verlieren. Während der frühere Bischof Gailitis sich für die Frauenordination und die Zusammenarbeit mit der exillettischen Kirche ausgesprochen hatte (Sein Unfalltod gilt einigen Konservativen als Gottesurteil!), hat sich das Klima unter dem erst 35-jährigen J. Vanags rapide verändert. Die Kirchenzeitung "Sonntagmorgen" z.B., bis vor einiger Zeit eine geachtete Plattform für Gemeindeglieder und interessierte Nichtchristen, in der über aktuelles Geschehen aus lettischen Gemeinden, übernationales geistliches Leben, Bibelauslegungen und Stellungnahmen zum politischen Leben berichtet wurde, darf nun nur noch bringen, was zuvor persönlich vom Bischof abgesegnet wurde. So erschien z.B. ein Bericht über ein Gemeindepraktikum, das einige

StudentInnen in Schweden absolviert hatten, nicht. Die leitende Redakteurin ist inzwischen gegangen. Ökumene und der Kontakt mit der weltweiten Christenheit reduzieren sich zunehmend auf die Beziehungen zur amerikanischen Missouri Synode und die Annäherung an die vorvaticanisch geprägte lettische katholische Kirche.

Natürlich kann Lettland und die lettische Kirche nicht den Westen bzw. die westlichen Kirchen kopieren und imitieren. Sie muß einen eigenen Weg finden. Dazu ist es aber nach unserer Meinung nötig, das Feindbild vom bösen, liberalen und unbiblischen Westen zu überwinden, wenn die Kirche sich nicht in Richtung einer konservativen Sekte entwickeln will. Ein mit dem Deutsch-Lehrauftrag verbundener Aufenthalt junger TheologInnen, die lettisches Leben teilen, zu Gesprächen bereit sind, zu ihrer westlichen Geschichte stehen, sich aber für die Menschen sichtbar auf Lettland und seine Geschichte einlassen, kann ein Schritt zur Überwindung gegenseitiger Feindbilder, eine Brücke, sein.

Nachtrag: *Lettische Kirche schafft Frauenordination wieder ab* (epd 20.4.95 zit.n. Deutsches Pfarrerbblatt, 6/1995)

Als weltweit erste Kirche schafft die evangelisch-lutherische Kirche Lettlands die Frauenordination wieder ab. Die Mehrheit der Pfarrer aus dem baltischen Land wolle keine Pfarrerinnen, begründete Erzbischof Janis Vanags diesen Schritt. Die Zulassung von Frauen zum Pfarramt sei zudem ein Hindernis für ökumenische Kontakte mit der römisch-katholischen Kirche. Nach Angaben von Vanags wird auch in Estland über eine Abschaffung der Frauenordination nachgedacht. Frauen, die bereits ordiniert seien, dürften weiterarbeiten, erläuterte der lutherische Erzbischof. Dies gelte nicht für Theologiestudentinnen. Diese könnten höchstens das Amt einer "Evangelistin" in der Gemeinde übernehmen, dürften aber nicht taufen oder das Abendmahl ausgeben. Janis Vanags hatte bereits mit seiner Ankündigung, Homosexuelle aus der Kirche auszuschließen, für Unruhe in Lettland gesorgt.

II. Exkursionen ins Elsaß, nach Hephata/Treysa sowie nach Görlitz und Prag

1. Exkursion ins Elsaß

Arnd Götzelmann

Diakonie im Elsaß und in Frankreich

Exkursion vom 2. - 5. Juni 1994 nach Colmar, Straßburg und in die Vogesen

Der schnellste Weg von Heidelberg ins Ausland führt über den Rhein ins Elsaß. War dieses zum Kerngebiet der Reformation gehörige Land in seiner Geschichte etlichen politischen Wechseln und Konflikten mit Deutschland ausgesetzt, so findet man dort in den Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin sowie Moselle - im Gegensatz zum restlichen Frankreich - noch heute kirchliche Strukturen, die den deutschen ähneln. Das Konkordat von 1801 und die 'Organischen Artikel' von 1802 (staatliche Anerkennung der protestantischen Kirchen), die bei der Trennung von Staat und Kirche in Frankreich 1905 wie auch 1919 und 1945 nicht angetastet wurden, erhalten den Lutheranern, den Reformierten, den Katholiken und den Juden in Elsaß und Lothringen einige Privilegien. Die Diakonie jedoch hat sich weitgehend unabhängig von den Kirchen

organisiert und eine ungeordnetere Einbindung in die staatliche Sozialplanung gefunden als in Deutschland.

So konnte die Sommerexkursion 1994 des DWI einen Blick über die deutschen sozialstaatlichen und kirchlich-diakonischen Grenzen hinweg bieten, der neue Zugänge zur Begründung und Ausgestaltung der Diakonie eröffnete. Unsere Zwanzigergruppe hatte vier Tage lang die Gelegenheit, ausgewählte Institutionen und Personen elsässischer Diakonie kennenzulernen. Wir wohnten im - frisch renovierten - Obdachlosen asyl (abri de nuit) in Colmar, das eine der Einrichtungen der Association Espoir ist. Der Gründer und heutige Präsident dieser diakonischen Initiative, Pfarrer Bernard Rodenstein, der zugleich Präsident des französischen Verbandes der Diakonie (Entraide Protestante) ist,

war uns ein ebenso charmanter Gastgeber wie kritischer Gesprächspartner. Seine Thesen zur prophetischen Rolle und Funktion der Diakonie im Gegenüber zur staatlichen Wohlfahrtspflege und Sozialverwaltung, die er als Dialogpartner europäischer Diakonie schon mehrfach im Ausland vorgetragen hat, bereichern auch die deutsche Diskussion. Die Werkstätten der Association Espoir zeigten uns positive Möglichkeiten der Beschäftigung und Integration von gesellschaftlich ausgegrenzten Menschen; in der dortigen Kantine, die man wirklich als Restaurant bezeichnen muß, bewirtete man uns freundlich und gut im kulinarischen Ambiente Frankreichs.

Wir hatten ferner die Gelegenheit, Vertreter verschiedener diakonischer Einrichtungen im Elsaß kennenzulernen und von ihnen etwas über die praktische soziale Arbeit und die aktuellen Probleme zu hören. Dazu kamen wir in größerer Runde am Freitag morgen in der evangelischen Privatklinik (Diaconat) von Colmar zusammen. Mit dabei waren B.Rodenstein, Emile Traber, der ehrenamtliche Direktor der Klinik, Pfr.i.R. Marc-André Wolff, der Vorsitzende des Diakoniewerks der Colmarer evangelischen Kirchengemeinden, Samuel Männlein, der Leiter des protestantischen Kinderheims von Mulhouse, und Auguste Gerschheimer, der Leiter des Kinderheims 'La nischée' von Alolsheim und außerdem unsere Colmarer Begleitperson, der Theologe Matthieu Arnold, und eine deutsche Fachhochschulstudentin, die ihr Praktikumssemester im Elsaß verbringt.

Über verschlungene Waldwege holperten wir mit unserem kleinen Bus in die Vogesen, wo die diakonisch-therapeutische Gemeinschaft von Clausmatt lebt. Die 10-12 Mitglieder kommen aus der Psychiatrie, aus Gefängnissen, mit Sucht- und anderen Lebensproblematiken auf diesen zur Association Espoir gehörigen Gutshof, wo sie zusammen leben und in der Landwirtschaft, Viehzucht, im Restau-

rant- und Hotelbetrieb arbeiten. Der Sozialarbeiter Daniel Schneeberger mit seinen Eltern und die Amerikanerin Molly de Maret leiten das Ganze im Sinne einer therapeutischen Großfamilie.

Der Samstagmorgen war für eine historische Reise auf den Spuren J.F.Oberlins vorgesehen, wozu wir ins Steintal fuhren. Dort gab uns die Führung des Straßburger Professors für Religionspädagogik Stüssi durch das Oberlinsche Pfarrhaus, heute ein Museum, einen geradezu greifbaren und zugleich stimulierenden Eindruck von dem diakonisch-pädagogischen Esprit dieses Vorboten des diakonischen Aufbruchs im 19.Jahrhundert. Unser Weg führte weiter nach Straßburg, wo wir im Schwerhörigen-Institut Brukhof mit Präsident Marc Lehning, Generalsekretär Claude Harel sowie dem Pfarrvikar und Diakoniewissenschaftler Fritz Lienhard vom Verband der Diakonie in Elsaß und Lothringen (Fédération des Œuvres Evangeliques) zusammentrafen.

Zum Gelingen der Exkursion haben die genannten Franzosen, allen voran Pfr. B.Rodenstein äußerst gastfreundlich und wohlorganisiert beigetragen, denen auch an dieser Stelle nochmals ganz herzlich gedankt sei. Von unserer Seite waren an der Planung, Durchführung und Auswertung der Exkursion in besonderer Weise die Vikare Martin Wedek und Gerhard Sprakties beteiligt, denen ebenso Dank gebührt. Unsere aus Theologen und Nichttheologen bestehende und auch altersmäßig gemischte Gruppe erhielt wichtige Einsichten und neue Impulse für die diakoniewissenschaftliche Weiterarbeit und die zukünftige diakonische Praxis. Freilich bietet das Elsaß viel mehr, als man in knapp vier Tagen besuchen kann. Wir hoffen, daß diese Studienreise einen Beitrag zum europäischen Forschungsprozeß leisten konnte, an dem das DWI beteiligt ist, und wünschen uns, daß die ökumenischen Impulse über die vier Tage hinaus wirken und Früchte tragen werden.

Claudia Beintner/Sybille Leiß

Einführung in die Diakonie in Frankreich

Zusammenfassung des Referats von Pfr. Bernard Rodenstein und der anschließenden Diskussion

Bernhard Rodenstein ist Präsident des Verbandes der Diakonie in Frankreich und Gründer der Association Espoir (AE) in Colmar, einer mehrere Teilrichtungen umfassenden diakonischen Unternehmung mit dem Schwerpunkt Obdachlosenarbeit. Die AE nimmt die 2/3-Teilung der Gesellschaft in Frankreich und die Ausgrenzung der verarmten Menschen nicht als Schicksal hin. Daher bemüht sie sich nicht nur um Unterkunft und Arbeit für

Menschen mit sozialen Behinderungen sowie um ihre soziale Begleitung, sondern strebt darüber hinaus im politischen Kampf die Beseitigung der soziale Behinderungen verursachenden Unrechtsstrukturen und damit letztendlich die Versöhnung der gesellschaftlichen Gruppen an. Ziel und Idee der AE deuten bereits an, in welcher Weise ihr Gründer, B. Rodenstein, die Diakonie in Frankreich verortet.

Zur Situation der Diakonie in Frankreich

Die Diakonie in Frankreich befindet sich in einer grundsätzlich von der Diakonie in Deutschland verschiedenen Situation. Die Ursachen hierfür sind zum einen in der Zahl der Mitglieder, zum anderen im Trennungsgesetz von 1905 zu suchen. So beträgt die Mitgliederzahl der protestantischen Kirchen in ganz Frankreich ungefähr eine Million (zum Vergleich: Die evangelische Landeskirche in Württemberg hat ca. 2,4 Mio. Mitglieder). Die verhältnismäßig geringe Mitgliederzahl bedingt einen relativ kleinen Einfluß der Diakonie auf gesellschaftliche und politische Entscheidungen. Hinzu kommen strukturelle Vorgaben. Laut Trennungsgesetz von 1905 dürfen sich die Kirchen nur noch mit kirchlichen Fragen im engeren Sinne wie Kasualien, Gottesdiensten und Seelsorge in der Parochie befassen. Sozialarbeit ist den Kirchen durch dieses Gesetz verboten. Der Staat ist laizistisch, der Einfluß der Religion in der Öffentlichkeit soll möglichst gering sein. Soziale Aufgaben liegen weitgehend in der Hand des Staates. Diakonie in Frankreich arbeitet also innerhalb grundsätzlich anderer Rahmenbedingungen, als wir sie in Form des Prinzips der Subsidiarität in Deutschland antreffen.

Rodenstein bewertet diese Situation folgendermaßen. Sie habe den Vorteil, daß sich diakonische Einrichtungen in besonderer Weise offen zur Zusammenarbeit mit - auch weltanschaulich - anderen Einrichtungen zeigen. Als nachteilig könne man die Trennung zwischen Diakonie und Kirche beurteilen, die durch die strukturelle Vorgabe im Lauf der Zeit vollzogen wurde. Angesichts der Situation, wie sie durch das Trennungsgesetz von 1905 hervorgerufen wurde, ergeben sich laut Rodenstein vor allem zwei Aufgaben für diakonische Arbeit: 1. Diakonie ist unabhängig und frei von kirchlichen Vorgaben. Diese Freiheit gilt es zu wahren. 2. Diakonie sollte dennoch das Gespräch mit der Kirche suchen, Brücken bauen hin zur Kirche.

Bernhard Rodenstein begründet diakonisches Handeln theologisch. Dabei verbindet er theologische Gedankengänge mit ethischen Überlegungen. Theologie hat Konsequenzen für die Ethik. Grundlage seiner Argumentation ist das Evangelium, das sich in verschiedenen Bereichen der Wirklichkeit offenbare, z.B. in Kirche und Diakonie. Jeder Teil habe das Seine dazu beizutragen, daß das Evangelium in säkularer Gesellschaft offenbart wird, wobei Rodenstein betont, daß jeder Teil dies in dem ihm zukommenden Bereich vollzieht. Mit dieser Konzeption rezipiert er theologisch die strukturellen Vorgaben des Trennungsgesetzes von 1905. Demnach soll die Kirche die ihr zukommenden Aufgaben wahrnehmen, die Diakonie das ihr zukommende soziale Engagement.

Aufgaben der Diakonie in Frankreich

Diakonie im Rodensteinschen Verständnis hat zwei grundlegende Aufgaben, die er mit den Begriffen 'Lückendiakonie' und 'prophetische Diakonie' benennt. Diakonie solle sich darum bemühen, soziale Not zu erkennen und durch politische Öffentlichkeitsarbeit auf sie aufmerksam zu machen sowie ausreichende Gesetze und deren Umsetzung einzufordern. Solange keine staatliche Stelle sich der Not annimmt, sei die Diakonie - sozusagen im Sinne einer umgekehrten Subsidiarität - aufgerufen, stellvertretend tätig zu werden. In diesem Sinne sei Diakonie 'Lückendiakonie'. Primäres Ziel bleibe die Übernahme der Sozialarbeit durch die Kommune oder das Departement. Die soziale Arbeit eines diakonischen Vereins in Frankreich solle sich auch nicht an 'klassische' Arbeitsbereiche 'festklammern', sondern diese Bereiche (Krankenhäuser, Altenheime, Behinderteneinrichtungen, Schulen) einer staatlichen Fürsorge überlassen. Nur so sei im Sinne einer Prioritätensetzung die Zuwendung zu neuen - aus Sicht des Evangeliums wichtigen - Aufgaben für die Diakonie in Frankreich möglich.

Die Bereitschaft, sich immer wieder neuen und aktuellen Aufgaben zuzuwenden (Arbeitsmarkt, AIDS) und Menschen zu helfen, die ansonsten von keiner anderen Instanz Hilfe erfahren (hier ist zum Beispiel die Sozialarbeit mit Straftatverdächtigen oder auch Obdachlosen zu nennen), führt mitunter zu Konflikten. Diakonie sei vom Evangelium her gerufen, sich kraft ihres prophetischen Amtes unter Umständen auch der öffentlichen Meinung zu widersetzen und sich den entstehenden Konflikten zu stellen. In diesen Bereichen sei Diakonie, nach den Aussagen von Rodenstein, idealerweise Offenbarung des Evangeliums.

In einer allgemeinen Betrachtung sah Rodenstein in der im Vergleich zur deutschen Diakonie sehr kleinen französischen Diakonie, die dezentral in einzelnen Vereinen organisiert ist, auch eine Chance. So wird in dieser Form der Minderheitsdiakonie nicht danach getrachtet, eine Position der Macht in der Gesellschaft einzunehmen. Macht ist nach Rodenstein auch kein Bestandteil des Evangeliums. Vielmehr geht es um inhaltliche Positionen, um inhaltlich gute Arbeit bei gleichzeitiger Unabhängigkeit vom Staat. Weiterhin sei sowohl der Verwaltungsaufwand geringer, als auch eine selbständigere Entwicklung einzelner Einrichtungen möglich. Die freie Art des Denkens und des Handelns stehe weniger in Gefahr, eingeschränkt zu werden. Nur in einem Prozeß des freien Entscheidens sei es letztendlich möglich, sich die nötige Flexibilität angesichts neuer Anforderungen zu erhalten. Erst dann könne eine Einrichtung 'von unten' durch die MitarbeiterInnen permanent reformiert werden und veralte nicht an der Starrheit 'von

oben'. Ein Prozeß der nur durch ein aktives Vereinsleben gewährleistet werden kann, in dem Mit-

arbeiterInnen gut informiert sind und gemeinsam Entscheidungen finden.

Bernard Rodenstein

Die Diakonie - ein vernünftiger Gottesdienst *

Im Zuge der zwischen den verschiedenen Ländern Europas nun unumgänglich werdenden Anpassungen entsteht ein neuer Dialog und eine neue Annäherung zwischen den Gliedern der Diakonie, die den humanistischen Traditionen unseres alten Kontinents entsprechen sollen. Mögen auch einige danach streben, gewisse Erfahrungen auszudehnen, die sich da und dort bewährt haben. Wir gehören dennoch zu denen, die dafür eintreten, daß man auf jene Verschiedenheiten Rücksicht nehme, die mit der Eigenart eines jeden Landes zusammenhängen. Zweifellos wird man um gegenseitige Zugeständnisse nicht herumkommen, aber um den Dialog unter bestmöglichen Bedingungen in die Wege zu leiten, ist es nicht unnützlich, das wahrzunehmen, was die jeweils eigene Diakonie ist und sein könnte.

Heutzutage versucht der Staat seine Aufgaben zu rationalisieren, auch auf Gebieten, auf denen wir - u.a. auch mit öffentlichen Geldern - arbeiten. Die geltenden Bestimmungen schränken unsere Unternehmungsfreiheit ein. Dies ist eine Tatsache, aber nicht unbedingt ein Übel. Wir stimmen mit der Staatsgewalt darin überein, daß Regeln eingehalten werden müssen und es fortan ausgeschlossen ist, die Armutsverhältnisse in einem fort zu bejammern oder im Namen einer falsch verstandenen christlichen Nächstenliebe billige Hilfeleistungen auszuteilen. Jedoch stellen wir mit eben derselben Staatsgewalt fest, daß die gesamten Bestimmungen, Modernisierungsprogramme und Sozialfürsorgemaßnahmen nicht alle Schwächen beheben und nicht allen Bedürfnissen gerecht werden. Es gehört schon ein gewisses Maß an Einfalt dazu, sich einzubilden, daß allgemeingültige Maßnahmen imstande wären, qualitativ und quantitativ die Vorzüge jener unmittelbaren Solidarität zu ersetzen, die sich normalerweise im Familienkreis oder im Rahmen einer Gemeinschaft, eines Stadtviertels oder einer Ortschaft entfalten sollte. Da wir uns dessen bewußt sind, wundern wir uns nicht über die Unzulänglichkeiten, die ein jedes Gesundheits- oder Sozialfürsorgesystem aufweist. Diese Erkenntnis prägt auch einige Merkmale unserer Diakonie. Das erste Merkmal liegt darin, daß wir jederzeit jenen Mitmenschen unsere Aufmerksamkeit widmen kön-

nen, die von keiner Instanz berücksichtigt werden. In einer Gesellschaft, die den Bereich der Rechtsansprüche und die Zahl ihrer Nutznießer bedeutend erweitert hat, gibt es immer noch Menschen, die keinerlei Rechte besitzen oder über keine Möglichkeit verfügen, sie für sich in Anspruch zu nehmen. Eine 'Lückendiakonie' hat nichts Entehrendes an sich, geht es doch um die Ehre und Würde der ganz Kleinen.

Das zweite Merkmal unserer Diakonie besteht darin, daß sie die beziehungsmäßige Ergänzung, die zwischenmenschliche Komponente da einbringen kann, wo man sich allzuoft hauptsächlich um die materiellen Bedürfnisse bekümmert, und dabei das für viele so Wesentliche vernachlässigt, nämlich den brüderlichen und schweesterlichen Blick. Eine solche Diakonie ist zugleich Anfechterin und Prophetin. Sie ficht die Unzulänglichkeiten einer jeden Sozial- oder Gesundheitspolitik an, die einen Menschen zu einem Leistungsverbraucher und die verschiedenen Instanzen zu Laboratorien herabwürdigt, die entsprechende Herstellungsverfahren bewerkstelligen. In diesem System können wir das 'Juckpulver' sein, das die Verwalter daran hindert, ihre Arbeit schon dann als beendet zu betrachten, wenn die notwendigen Ausrüstungen betriebsfähig sind.

Die Art und Weise, wie behinderte oder anderweitig hilfsbedürftige Menschen aufgenommen und begleitet werden, wenn sie sich wegen ihres Zustandes an andere wenden, läßt oft zu wünschen übrig, obwohl man einem jeden beweisen möchte, daß man ihn liebt und daß ihm ein Platz unter den Lebenden eingeräumt ist, egal wie seine derzeitige Not heißen mag. Auch so bezeugt unsere Diakonie auf prophetische Art, daß wir uns keineswegs mit jenen Ausgrenzungen abfinden, die nur allzuoft die treffen, welche die bittere Erfahrung der Krankheit, des Mißerfolges, der Gebrechlichkeit und der Einsamkeit erleben. Es geht nicht nur darum, diesen Männern und Frauen hinsichtlich der Schwierigkeiten entgegenzukommen, die sie auf ihren Schultern tragen und deren Last wir mit ihnen teilen müssen. Wir wissen auch in ihnen Reichtümer verborgen, die man mit entsprechender Geduld fördern muß und deren 'Nutznießer' auch wir sein werden. Es

gäbe für die Menschheit keinen größeren Irrtum, keine größere Gefahr, als die Ausbreitung und Verfestigung einer Anschauung, wonach es einerseits die hilfsmächtigen Menschen gibt und andererseits die, die alles von den anderen erwarten. Dieses Zerrbild, das sich bis in Kirchengemeinden, in Werke und in Dienststellen eingeschlichen hat, gilt es, mit einer Diakonie der Bescheidenheit, des Austauschs und der Gnade zu bekämpfen.

Es geschieht nämlich hier oder dort das Wunder der Heilung, der Rückkehr zur Selbständigkeit, zur Lebenslust, zum Verantwortungsbewußtsein und zur geschwisterlichen Glaubensgemeinschaft, und wir sind außerstande zu wissen, was eigentlich wirklich den Ausschlag dazu gegeben hat. Meist können wir uns nur über das Ergebnis freuen, mit dem Gefühl, ein wenig dabei mitgeholfen zu haben.

Die Gnade hat sich offenbart. Sie hat unter uns gewohnt. Gott sei gepriesen! Ist unsere Diakonie demnach etwas Unwichtiges? Mitnichten! Offenbart sich Gottes Gnade selbst da, wo man sie nicht erwartet, so erwartet Gott uns immer am selben Ort: eben dort, wo wir aus uns heraustreten, um dem anderen entgegenzugehen, und auch, wo wir uns öffnen, um den anderen aufzunehmen.

Zu solchen Begegnungen kommt es aber nicht immer von selbst. Es gibt Menschen, die nicht zu uns kommen - aus Furcht, aus Mißtrauen, aus Schüchternheit. Es gibt andere, von denen wir uns distanzieren - aus Mißgunst, aus Stolz, aus Furcht, aus Gleichgültigkeit. Was für ein heller Wahnsinn! Das Absurdum par excellence!

Gottes Diakonie uns gegenüber besteht darin, daß er uns als erster geliebt hat und liebt. Er hat den ersten Schritt getan, um uns entgegenzukommen und das Leben in seiner Fülle wieder aufleben zu lassen. Auch unsere Diakonie ist für jene von wesentlicher Bedeutung, die am Wegrand stehen und deren Leben erst dann wieder seinen Lauf nehmen wird, wenn jemand es wagt, das Gott Mögliche jedem Menschen gegenüber, wie immer er auch dran sein mag, zu bezeugen. Ich träume von einer solchen Diakonie, und halte sie für möglich.

Denn Gott ist ein lebendiger Gott, und er duldet den Tod seiner Kinder nicht. Ich glaube, sie ist notwendig, weil die Welt sonst allzu leicht 'die Kleinen' vergessen würde, die sie ohne große Bedenken opfert, und weil es ein vollkommener Unsinn wäre, wenn niemand es unternähme, der Welt ihre Schandtaten, ihre Selbstsucht und ihre Grausamkeiten bildhaft vor Augen zu halten. Insofern Diakonie sich nicht des Dienstes schämt, den sie leistet, insofern sie es wagt, 'am hellen Tag' zu wirken, damit niemand in Unkenntnis des Leides bleibe, das die Welt den Ihren zufügt, leistet die Diakonie jenen unermeßlichen Dienst, der in dem Spiegel, den er ihnen vorhält, sich noch an das Leben, an seine Versprechungen, an seine Freuden erinnern und eben dazu zurückfinden kann.

Inmitten der Diakonie haben wir die sehr konkrete Möglichkeit, die Tiefen des Menschen, sei es in seinen Nöten, sei es in seinen Anwandlungen zu Geschwisterlichkeit, abzuschätzen. In ihr erleben wir auch das Geheimnis der An- und Abwesenheit Gottes, das Unendliche seiner Gnade und das Erschreckende seiner Urteile. Der Mensch und Gott nebeneinander und gegeneinander in der Geschichte - eine Geschichte, wo das Erhabene und das Schäßige aufeinanderstoßen; eine Geschichte, deren Darsteller wir mit ihm sind, und wo Verzweiflung und Hoffnung, Tod und Leben sich ablösen.

Die Diakonie ist das Erhoffen der Auferstehung eines jeden Menschen, des ganzen Menschen, trotz des Strudels von Leiden und Tod, denn sie schöpft ihre Kraft aus all denen Leben, die Gott schon der Einsamkeit, der Krankheit, der Ausschließung entrissen hat; sie schöpft ihre Kraft aus der Auferstehung, die Christus uns allen als Wahrzeichen vorhält zum Aufstand gegen Schicksalsfügungen, Resignieren und Verzweifeln, die uns viel bestimmter zerstören als der Tod. Auf diese Art ist die Diakonie zweifelsohne der 'vernünftige Gottesdienst', den zu jeder Zeit und allorts abzuhalten, wir den Auftrag und das Glück haben.

* Überarbeitete Fassung eines 1991 gehaltenen Vortrags.

Agnes Speck/Martin Wedek

Praktische Visionen: Die diakonischen Einrichtungen der Association Espoir in Colmar

Der Grundgedanke von Association Espoir (AE) ist einfach: Die Verantwortung des einzelnen für das gesellschaftlich organisierte Ganze kann dadurch, daß die einzelnen gemeinschaftlich handeln, am

zweckmäßigsten wahrgenommen werden. Praktisch heißt das: Von der unkomplizierten Nachbarschaftshilfe bis zur institutionalisierten Beherbergung, Ausbildung und Arbeitsplatzbeschaffung für Menschen,

die alleine nicht zurechtkommen, werden von der AE gezielte Angebote gemacht, die es einzelnen ermöglichen sollen, sich gemeinschaftlich in die Gesellschaft zu (re)integrieren.

Organisiert haben sich die etwa 60 Angestellten und 150 Unterstützer der AE in Vereinen, die jeweils für ein Projekt zuständig sind. Seit der Gründung 1973 wird von diesen Gruppen basisdemokratisch, d.h. in Vollversammlungen der Vereinsmitglieder, über Fragen der inhaltlichen Ausrichtung sowie über ganz praktische Probleme entschieden. In der Zielsetzung für die Arbeit in den einzelnen Einrichtungen sind sich, trotz mancher Differenzen bei der Realisierung, alle einig: Es beruht weder auf Naturgesetzen noch ist es vom Schicksal bestimmt, daß die Gesellschaft gespalten ist. Wer so denkt, tut auch den nächsten Schritt und arbeitet daran, Folgen dieser Spaltung aufzufangen und die Spaltung selbst zu überwinden. Das Engagement für die Benachteiligten und Armen der Gesellschaft ist damit auch ein politischer Kampf, der allerdings nur auf der Grundlage des Angebots der Versöhnung zu führen ist. Eindrucksvoll sieht man dieses Konzept in die Tat umgesetzt, wenn man einen Rundgang durch die Werkstätten in Colmar macht. Neben Nachtasyl, Wohnheim und Farmprojekt (die diakonische Gemeinschaft Clausmatt) ist dies eine der Einrichtungen der AE; sie trägt den Namen 'Espace 3'.

Auf dem Grundstück und in den Gebäuden eines alten Milchhofs, der von der AE 1985 gekauft und umgebaut wurde, ist 'Espace 3' untergebracht, eine Arbeitsgemeinschaft für Menschen, die Schwierigkeiten haben, sich in das normale Berufsleben einzufügen bzw. Menschen, die auf dem 'freien' Arbeitsmarkt kaum eine Chance erhalten (Menschen, die in Notunterkünften wohnen; ehemalige Strafgefangene; Drogenabhängige, die einen Entzug hinter sich haben). Wer einen Drogenentzug oder eine Haft hinter sich hat, soll dort zuerst die Möglichkeit bekommen, sich durch körperliches Training und Arbeit zu kräftigen. Jugendlichen aus schwierigen sozialen Verhältnissen wird eine Ausbildung angeboten, und Menschen mit langsamem Rhythmus oder schwächerer Auffassungsgabe finden dort Arbeitsmöglichkeiten.

Die Finanzierung deckt sich zu - gemessen an deutschen Verhältnissen: nur - 53% aus öffentlichen Geldern, zu 36% aus den Erträgen der Werkstätten und zu 11% aus Spenden. Die Aufnahmekapazität von 'Espace 3' ist eigentlich mit 60 Personen erschöpft, doch bis zu 100 finden im Winter in den Werkstätten Arbeit und - sofern sie nicht anderswo wohnen - auch Unterkunft. Das Mitarbeiter-team setzt sich aus dreißig hauptamtlichen (15 Angestellte, 10 Betreuer, zwei Fahrer, eine Sekretärin, ein Direktor, ein Buchhalter) und acht ehren-

amtlichen Mitarbeitern zusammen; ein für Frankreich typischer hoher Anteil ehrenamtlichen Engagements, der allerdings in den letzten Jahren in der AE leicht rückläufig ist.

Machen wir nun unseren Rundgang durch die Werkstätten: Neben einer extern gelegenen Werkstatt für Waldarbeiten betreibt 'Espace 3' eine große Schreinerei, in der überwiegend altes Mobiliar (auch als Auftragsarbeit) restauriert, aber auch Neues hergestellt wird; so kann man beispielsweise die Holzarbeiten beim Neubau eines Hauses durch Schreiner von 'Espace 3' ausführen lassen. Prinzipiell könnte die Schreinerei auch ausbilden, doch das Klientel ist mit den üblichen - auch für 'Espace 3' geltenden - Ausbildungsstrukturen überfordert.

Die seit einem Jahr arbeitende Änderungsschneiderei und Wäscherei bietet vor allem Frauen Arbeitsplätze. Neben den privaten Einzelaufträgen einer 'normalen' Wäscherei werden hier Kleiderspenden sortiert und je nach Zustand ihrer Weiterverwertung zugeführt (Verkauf, Abgabe an Bedürftige, Versand in Notgebiete der Erde, in großen Mengen als Lumpen an Kartonproduzenten).

Auch in anderen Arbeitsbereichen von 'Espace 3' wird Weiterverwertung betrieben. All das, was durch Straßensammlungen in und um Colmar in Absprache mit der kommunalen Verwaltung zusammengetragen wird, wird sortiert und 'ausgeschlachtet'. Relativ gut Erhaltenes gelangt unmittelbar in die Verkaufsstelle, die Flohmarkt und zeitgeschichtliches Museum in einem ist. Alles andere wird in der Demontagehalle zerlegt und nach Rohstoffen getrennt im Recyclinghof gesammelt. Probleme bereitet all das, was nicht weitergenutzt werden kann und als Müll kostenpflichtig abtransportiert werden muß.

Ganz andere Arbeitsplätze bietet die Kfz-Werkstatt, in der vom Mofa bis zum LKW alles repariert werden kann. Auch alte Fahrräder werden dort aufgearbeitet und stehen dann wieder zum Verkauf. Kaum zu überschätzen ist die soziale Bedeutung der Kantine mit Restaurantniveau, in der sich alle werktätlich treffen, um miteinander zu essen und Gemeinschaft zu haben: Hier werden Kontakte geknüpft und gepflegt, und auch die Unterstützervereine treffen sich zu ihren Beratungen hier.

An dem Teilprojekt 'Espace 3' wird noch einmal die Einstellung deutlich, die die Arbeit der AE insgesamt prägt. Trotz aller sozialen Unterschiede und Probleme will man Begegnung und gemeinsames Leben wagen. Das ist nicht immer einfach und bringt auch Schwierigkeiten und Konflikte mit sich. Doch die Arbeit der AE ist getragen von der Vision des gemeinschaftlichen Lebens aller Mitglieder der französischen Gesellschaft in Würde. Der Hintergrund dieser Vision bilden bei den einen der christliche Glaube, bei den anderen die Grundprinzipien

der französischen Revolution (Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit), wieder bei anderen sozialistische Ideale. Darüberhinaus zeigt sich im Miteinander von Betroffenen und Verantwortlichen die

große Bedeutung ehrenamtlichen Engagements, wird doch dadurch diakonische Arbeit in der Gesellschaft verankert.

Michael Maier/Bettina Preuß

Die diakonische Gemeinschaft von Clausmatt

Man erreicht die Clausmatt nach etwa fünf kurvenreichen und steil ansteigenden Kilometern auf einem unbefestigten Waldweg, kurz bevor man endgültig davon überzeugt ist, sich gründlich verfahren zu haben. Eine große Lichtung am Hang mit Blick in das Rheintal, darauf ein altes elsässisches Bauernhaus, ein Gästehaus, einige Stallungen, eine kleine Schreinerei mit einem Saal für Feste, alles in allem bewohnt von etwa sechzehn Menschen und einigen Dutzend Tieren - das ist die Clausmatt.

Das Gelände dieser Bergbauerei beträgt 6,5 ha und wird genutzt zum Früchte- und Gemüseanbau sowie zur Tierhaltung. Die Stallungen wurden in Eigenarbeit aus Materialien abgerissener Häuser der umliegenden Ortschaften errichtet und tragen Schilder mit den Namen der jeweils für die Tiere Verantwortlichen. Darüberhinaus unterhält die Clausmatt im Bauernhaus ein Restaurant für Übernachtungsgäste und Ausflügler.

In einem Gespräch mit den beiden einzigen Hauptamtlichen, dem Sozialarbeiter Daniel Schneeberger und der amerikanischen Praktikantin Molly de Maret, klären sich dann die Zusammenhänge.

Die Gemeinschaft wurde 1986 als ein Projekt der Association Espoir gegründet, um Menschen mit sozialen Schwierigkeiten wieder 'auf den Weg zu bringen'. Die 10-12 Personen - vorwiegend Männer, die vorübergehend in der Gemeinschaft mitleben, kommen hauptsächlich aus Psychiatrien und Gefängnissen. Der Aufenthalt auf der Clausmatt stellt für sie eine Zwischenstation auf dem erhofften Weg zurück in die Gesellschaft dar. Im Durchschnitt bleiben sie aber lediglich sechs Monate, so daß mit ungefähr 35 Menschen pro Jahr die Fluktuation relativ groß ist. Zum Teil liege dies an der Lage des Hofes, wird uns erklärt. Für andere wiederum böten der kleine überschaubare Kontext und die Abgeschlossenheit nahezu ideale Bedingungen.

ÄrztInnen und PsychologInnen kommen regelmäßig auf die Clausmatt. Alle BewohnerInnen erhalten dort Verantwortung für bestimmte Tiere oder Aufgaben, und man hilft ihnen z.B. bei der Einteilung ihres Geldes. Dabei wird jedoch betont, daß die Clausmatt keine Resozialisierungseinrichtung,

sondern vielmehr ein 'Lebensort' sein will, der Lebensraum bietet für Menschen vom Rande der Gesellschaft. So finden z.T. auch alte Menschen hier eine Heimat, die nicht alleine leben, aber auch nicht in ein Altersheim gehen wollen.

Man hat den Eindruck, anstelle eines ausgeklügelten Konzeptes steht hier die Überzeugung im Vordergrund, daß der tägliche Umgang miteinander bei der handwerklichen Arbeit und beim Betreuen der Tiere sowie auch einfach im gemeinsamen Leben diesen Menschen hilft. Möglich wird diese Lebensgemeinschaft allerdings erst dadurch, daß Daniels Eltern auch auf der Clausmatt wohnen und ehrenamtlich mitarbeiten. So ist dann auch die Überlastung der MitarbeiterInnen ein großes Problem. Mehr als ein freier Tag je Woche ist nicht 'drin'. Wo Arbeitskräfte fehlen, hilft dann auch die Aufforderung der Vorgesetzten in Colmar, "doch bitte genügend Freizeit zu nehmen", nicht viel.

Da die Gemeinschaft - wie in Frankreich üblich - vom Staat kaum Unterstützung bekommt, ist die Finanzierung ein Dauerproblem. Erst seit zwei Jahren hat sich die Finanzlage etwas konsolidiert, weil die Landwirtschaft und der kleine Gästebetrieb genug Geld einbringen. Der Vorteil der Unabhängigkeit vom Staat liegt auf der Hand: seinerseits gibt es keinerlei Auflagen, die das Projekt behindern. Insgesamt wird das Verhältnis zu den staatlichen Stellen als "in der letzten Zeit sehr gut" bezeichnet; die Gemeinschaft verzeichnet von diesen bedeutend mehr Anfragen als sie freie Plätze bieten kann.

Am Ende unseres Besuches bleiben die Fragen, wie Clausmatt von den häufig wechselnden Bewohnern erlebt wird und ob die Vorzüge eines so unkonventionellen und daher sehr flexiblen Projektes nicht auf Kosten der haupt- und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen gehen.

Arne Bödker/Uwe Mletzko

Rundgespräch mit Vertretern diakonischer Einrichtungen im Elsaß

Im Verlauf der Elsaß-Exkursion fand ein Gespräch mit vier Vertretern von diakonischen Einrichtungen statt. Hierbei stellten Emil Traber, der Präsident des 'Diaconat', einer Klinik mit angeschlossenem Altenheim in Colmar, der Vorsitzende der 'Association d'Entraide Protestante de Colmar', Pfarrer i.R. Marc-André Wolff, sowie zwei Vorsitzende von Kinderheimen, der 'Directeur du Home Saint-Jean', Samuel Männlein, und der Leiter des Heimes für Kinder 'La Nichée', Auguste Gerschheimer, ihre Arbeitsgebiete vor. Nach einer kurzen Vorstellungsrunde zeigten sich unsere französischen Gesprächspartner sowie Bernard Rodenstein, der in das Gespräch einführte, darüber verwundert, daß aus unserem Kreis ein hoher Prozentteil schon berufstätig ist und weitestgehend aus dem theologischen Kontext stammt. Diese Verbindung von Theologie und Diakonie empfanden sie nahezu als widersprüchlich. Die in Colmar betriebene diakonische Arbeit beschäftigt sich mit konkreten sozialen Problemen. Die Kirche dagegen sehe ihre Aufgabe in Verkündigung und Gemeindeaufbau, nicht aber in der Aufnahme von drängenden sozialen Fragen der Mitmenschen vor Ort.

Im folgenden sollen die einzelnen Arbeitsgebiete kurz vorgestellt sowie wesentliche Aspekte dieser Bereiche skizziert werden. Der 'Präsident des Diaconat Colmar', Emil Traber, ist zuständig für eine Klinik in Colmar, die 1934 von einer evangelischen Gemeinde gegründet wurde und seit 1978 auch einen Teilbereich für die Altenpflege nutzt. Dabei liegt der Schwerpunkt nicht in der Langzeitpflege; diese Arbeit mit alten und gebrechlichen Menschen versteht sich eher als 'longe sejours', was sinngemäß übersetzt 'Vorkammer des Todes' heißt, wodurch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in besonderem Maß gefordert und beansprucht sind. Insgesamt sind 150 Personen in dieser Einrichtung beschäftigt. Ihre Gehälter entsprechen denen in vergleichbaren staatlichen Einrichtungen. Lediglich die Ärztinnen und Ärzte verdienen hier durchschnittlich mehr als ihre Kolleginnen und Kollegen in staatlichen Kliniken, gewissermaßen als Ausgleich dafür, daß sie auf die Behandlung eigener Privatpatienten verzichten müssen.

Emil Traber ist daran interessiert, das Spezifische eines evangelischen Krankenhauses in einer 'Charta' herauszustellen. So ist für ihn wichtig, daß in einem Haus der Diakonie ein 'anderer Geist' weht, besonders im Miteinander der Kolleginnen und Kollegen sowie in bezug auf die Patienten. Weiter sieht er die Ehrenamtlichkeit als ein wichti-

ges Moment des christlichen Krankenhauses an. Besuchsdienste und Betreuung durch Mitglieder der Gemeinde ergänzen die pflegerischen und ärztlichen Tätigkeiten des Personals. Hervorzuheben ist ferner, daß im 'Diaconat' auch Obdachlose und sozial schwache Menschen aufgenommen und behandelt werden, die für die Leistungen im Krankenhaus nicht selbst aufkommen können.

Als zweiter Vertreter stellte der Vorsitzende der 'Association d'Entraide Protestante de Colmar', Marc-André Wolff, den Bereich der Familienpflege vor. Zwei Schwerpunkte kennzeichnen diese Arbeit, die sich zu 100% aus Spenden finanziert und aus der Gemeindegemeinschaft heraus erwachsen ist: Einerseits bietet sie Menschen in besonderen Notlagen finanzielle und personelle Unterstützung, so etwa bei Lohnausfall oder bei Krankheit die Begleitung von Familien oder die Organisation von Weihnachtsfesten für ältere Menschen, andererseits mietet die Association Wohnungen an, die sie für Familien zur Verfügung stellt, die auf dem 'freien' Wohnungsmarkt keine Chance haben, eine angemessene Wohnung zu finden. Die Association garantiert den Vermietern die Mietzahlungen. Ziel aber soll es sein, die Mieter in die Verantwortung zu stellen, damit diese später die Mietverträge selbst übernehmen können.

Marc-André Wolff, der lange Jahre als Pfarrer im südafrikanischen Lesotho tätig war, möchte insbesondere einen Aspekt seiner dort gesammelten Erfahrungen für sein jetziges Aufgabenfeld fruchtbar machen: Erst durch das intensive Gespräch, das 'Zuhören und Aussprechen-lassen' des Anderen, kann entsprechende Hilfe gewährt werden. Dieses gilt auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter untereinander in Form einer Supervision. Insgesamt geht es darum, ein gemeinschaftliches Leben aller herzustellen, der Hilfesuchenden wie der Helfenden. Deshalb ist für ihn die Anbindung an die christliche Gemeinde unaufgebbar.

Für Samuel Männlein und Auguste Gerschheimer als Vertreter der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen dagegen ist eine Verknüpfung mit der christlichen Gemeinde nicht vorstellbar. Sie sehen darin keine Bereicherung ihrer Arbeit. Ihre Arbeit verstehen sie prinzipiell als ökumenisch, was sich in der konfessionellen Vielfalt der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie der Kinder und Jugendlichen ausdrückt. Die Kinderheime finanzieren sich zu 100% aus staatlichen Geldern. Hervorzuheben ist, daß sich von den 1.080 Kinderheimen in Frankreich mit 39.000 zu betreuenden Kindern 95% in privater

Trägerschaft befinden. Samuel Männlein hob in selbstkritischer Weise hervor, daß nach einer Untersuchung aus dem Jahre 1988 in Bordeaux festgestellt wurde, daß 75% der in Gefängnissen inhaftierten 15-18jährigen Jugendlichen aus Kinderheimen stammen. Dies heißt für ihn, daß die Arbeit in Kinderheimen die Jugendlichen gerade nicht vor einem Abrutschen in die Straffälligkeit bewahrt hat. Daher ist für seine Arbeit ein Ziel darin zu sehen, die Eltern der Heimkinder in die Verantwortung zu stellen und ihnen das von den Richtern entzogene Fürsorgerecht wieder zuzusprechen, da seiner Meinung nach die Eltern zu ihren Kindern einen qualitativ anderen Zugang haben als die Betreuerinnen und Betreuer.

Urte Bejick/Astrid Giebel

Gespräch mit Vertretern des Diakonieverbandes Elsaß/Lothringen

Im Straßburger Brukhof, einer Ganztagschule für schwerhörige und normalhörende Kinder wurden wir über die Fédération des Œuvres Evangéliques (F.O.E.), in der die evangelischen Werke der Départements Haut-Rhin, Bas-Rhin und Moselle organisiert sind, informiert.

Zur Geschichte der Diakonie im Elsaß und in Lothringen

Die evangelische Diakonie im Elsaß ist in erster Linie durch die Tätigkeit der Straßburger Reformatoren geprägt. Hier wirkten vor allem der Münsterprediger Matthäus Zell, unterstützt durch seine Frau Katherina Schütz, und seit 1523 Martin Bucer im Sinne der Reformation, unterstützt von einer breiten Fraktion im Rat der Stadt, die geführt wurde von dem Stettmeister Jakob Sturm.

Soziale Not sammelte sich auch gerade in der Reichsstadt Straßburg. Zahlreiche Arme und Bettler, auch von auswärts, prägten das Stadtbild, und Pest- und Syphilisepidemien verschärften die soziale Krise. Vor der Reformation setzte sich der katholische Münsterprediger Johann Geiler von Kaysersberg (1445-1510) vehement für eine stadtpolitische Lösung des Armen- und Krankenproblems ein. Mißstände des Spitalwesens wurden in der Folgezeit vor allem von Jakob Sturm und Katherina Schütz angeprangert, wobei durch das Verbot der Beginen ein wichtiges Feld der Krankenfürsorge ausfiel. Soziale Aufgaben standen in Straßburg immer im Spannungsfeld von städtischer und kirchlicher Kompetenz. Bereits 1523 hatte Bucer in seiner Schrift "Daß niemand sich selbst, sondern andern leben solle" auf die materielle Verantwortung

Diakonische Arbeit in Frankreich gibt es mit und ohne Anbindung an die Kirche, aber auch in Abgrenzung oder direkter Kritik zu ihr. Das ist in der Bundesrepublik wohl nicht anders. Nachdenkenswert erscheint uns allerdings die seitens der französischen Vertreter der Diakonie ausgedrückte Verwunderung über die Verbindung von Theologie und Diakonie. Welche Aufgabe kommt im Kontext von Diakonie und Kirche der Diakoniewissenschaft zu? Wie sieht sie ihr Verhältnis zu Kirche und Theologie einerseits, zu Diakonie und sozialer Praxis andererseits?

der Kirche hingewiesen und den Nutzen des Geldes betont. Der Entwurf zur Kirchenordnung Straßburgs enthielt den Hinweis, daß das diakonische Amt von Frauen und Männern Kennzeichen der Urkirche gewesen sei, doch lehnte der Rat eine Erwähnung des Diakonats in der Kirchenordnung ab. 1550, von England aus, erweiterte Bucer den eigenen Ansatz in der Schrift "De regno Christi". Dort wird das Diakonat als Amt erwähnt, das Lektorat, Austeilung der Sakramente, Predigt, aber auch Geldverwaltung umfasse. Individuelle Hilfe lehnte Bucer zugunsten der institutionalisierten ab, da private Nächstenliebe Menschen auch demütigen könne. In Straßburg dagegen betreuten städtische Armenpfleger die Spitäler, während die Pfarrer für die Seelsorge zuständig waren. In späterer Zeit wurde der diakonische Gedanke durch Friedrich Oberlin und im 19. Jh. durch Franz Haerter weitergeführt. Seine diakonischen Predigten in Straßburg motivierten insbesondere junge Frauen zur Alten- und Krankenpflege. 1842 wurde nach dem Vorbild von Kaiserswerth das Straßburger Diakonissenhaus gegründet; Schulen, Altersheime und Schwesternschulen folgten.

Organisation der F.O.E.

Die F.O.E. wurde nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Pfarrer Henri Ochsenbein angesichts der zerstörten Gebäude diakonischer Einrichtungen und der Vereinzelung der jeweils Verantwortlichen gegründet. Ziel war der Austausch von Informationen untereinander, die Weiterbildung der MitarbeiterInnen und die Interessenvertretung unter Achtung der konfessionellen Bindung. Die F.O.E. umfaßt

Kirchen der verschiedenen Regionen der Departements und fünf Freikirchen, wobei die selbständige Verwaltung der einzelnen Werke garantiert ist. Durch Mitgliederbeiträge und gelegentliche Subventionen wird die F.O.E. finanziert. In ihr sind heute 63 Werke und Vereine diakonischer Tätigkeit organisiert, die 93 Häuser und Dienste umfassen; das entspricht 1/3 aller gemeinnützigen Institutionen in den drei Departements neben jüdischen und staatlichen Einrichtungen. Die Häuser und Dienste arbeiten mit Kindern, Asylanten, Obdachlosen, Schwerhörigen, Alkoholikern, Straftlassenen, Drogen-süchtigen und in der Hauspflege. Die bekanntesten Häuser sind der 'Sonnenhof' in Bischwiler, die 'Fondation' in Mulhouse, der 'Neuhof', der 'Brukhof' und das Diakonats Bethesda in Straßburg sowie der mennonitische 'Mont des Oiseaux'.

Standortbestimmung und Zukunftsperspektiven der F.O.E.

Im Gespräch mit Marc Lehning, Präsident des F.O.E. und Claude Harel, 1. Generalsekretär des F.O.E., bedauerten beide, daß die Werke in ihren sozialen Aufgaben sowie theologischen Überzeugungen immer wieder in Konkurrenz zueinander gerieten oder allzusehr auf die Wahrung eigener Interessen bedacht seien. Oft (und meist zu spät) würde das Leitungsgremium des F.O.E. in Anspruch genommen, wenn es Schwierigkeiten mit Ämtern gäbe. Den Austausch und das Gespräch mit den Direktoren der verschiedenen Institutionen gelte es zu intensivieren.

Die Beziehungen der F.O.E. zum Staat seien in der Regel als sehr zufriedenstellend zu bezeichnen. Von Seiten der Behörden käme viel Ermutigung, sich klarer "zur Sache" zu bekennen. Kürzlich hat ein höherer Beamter einem Werk sogar ein Kirchengebäude 'spendiert'. Gemäß Konkordat zahlt im Elsaß (anders als im übrigen Frankreich) der Staat die Gehälter von Rabbinern, evangelischen Pfarrern und katholischen Priestern - ein

Relikt vergangener Zeiten, da die Maxime Napoleons galt, daß ein Priester zehn Polizisten im Staat ersetze. Die F.O.E. ihrerseits strebt eine "kritische Kooperation" mit staatlichen Stellen an.

Neue Aufgaben in sozialer Verantwortung türmen sich auf. Durch zunehmende Armut verlieren immer mehr Menschen ihre Häuser und Wohnungen. Die Arbeitslosenquote liegt bei 10 %, in manchen Gebieten sogar bei bis zu 17 % der Bevölkerung. Etwa fünfzehn in jüngster Zeit gegründete Vereine mit christlichem Hintergrund kümmern sich um obdachlose Menschen, die auf der Straße oder in Bauwagen wohnen, helfen mit bei Wohnungs- und Arbeitssuche, rufen Armenspeisungen ins Leben und anderes mehr. Für die zahlreichen sozialen Aufgaben fehle in manchen Bereichen die nötige fachliche Qualifizierung; Überforderungen seien die Folge. Gemeindediakonie sei gefragt, vor Ort neue und unkonventionelle Wege zu beschreiten und über die Förderung von ehrenamtlichen Mitarbeiter weitere Kräfte zu aktivieren.

Durch die zunehmende Rezession sind einige der durch staatliche Gelder finanzierten konfessionellen Krankenhäuser von der Schließung bedroht. Die Überlegungen von Trägern christlicher Krankenhäuser richten sich zur Zeit auf die Zusammenlegung von Werken oder auf eine fachliche Spezialisierung. Auf die Frage, was das Evangelische an der F.O.E. sei, meinte Claude Harel, daß ein Evangelium, das als Chefsache von oben diktiert würde, problematisch sei. Solange sich andererseits Werke als protestantisch bezeichneten, könne man sie auch darauf ansprechen und hinterfragen. Positiv sei es, wenn z.B. in einem Krankenhaus etwa 10-15 % der MitarbeiterInnen ChristInnen seien. Fritz Lienhard, Pfarrvikar in Kronenburg, berichtete schließlich davon, daß zur Zeit ein kleines Diakoniewissenschaftliches Institut im Aufbau begriffen sei, an dem jährlich etwa 8-10 MitarbeiterInnen der F.O.E. einen Tag pro Woche an Fortbildungen teilnahmen. "Insgesamt", so die F.O.E., "liegen noch große und weite Aufgaben vor uns!"

Gerhard Sprakties

Auf den Spuren Johann Friedrich Oberlins (1740-1826)

An einem sonnigen Samstagvormittag machten wir uns auf den Weg ins wildromantische Steintal, der Heimat des Landpfarrers und Pädagogen Johann Friedrich Oberlin. Die Fahrt in unserem kleinen Reisebus führte uns vorbei an blühenden Gärten und idyllisch gelegenen Dörfern unserem Ziel entgegen, dem im ehemaligen Pfarrhaus von Waldersbach eingerichteten Oberlin-Museum. Dank Ober-

lins unermüdlichem Wirken wurde aus der umliegenden kargen, steinigen Berggegend mit ihren schwer zu bewirtschaftenden Steilhängen eine Landschaft, in der es sich gut leben läßt.

Im Oberlin-Museum erwartete uns bereits Herr Stüssi zu der vereinbarten Führung. Herr Stüssi ist Dozent für Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule in Strasbourg und legte daher

bei seiner Führung einen besonderen Akzent auf Oberlins pädagogisches Wirken. Er wies darauf hin, daß sich Oberlin bei seinen pädagogischen Bemühungen ganz dem "vortrefflichen Vorgänger", Pfarrer Jean-Georges Stouber, verpflichtet sah. Dieser hatte sich neben seiner Tätigkeit als Pfarrer besonders der Reform des Schulunterrichts gewidmet. Sechs Lehrer hatte er eigens für den Kirchenbezirk fest angestellt und zum Teil auch selbst ausgebildet. Er verfaßte ein 'Alphabet méthodique' nach Silben, welches dem Erlernen der französischen Sprache dienen sollte, und führte Kurse für Erwachsene ein. Ferner richtete er im Pfarrhaus von Waldersbach für die lesekundigen DorfbewohnerInnen eine Leihbibliothek ein. Diese umfaßte ca. 100 Bücher und gilt als die älteste Volksbücherei Frankreichs. Er widmete sich neben der Pädagogik auch der Musiklehre, gab ein Gesangbuch heraus und verfaßte einen Katechismus. Schließlich unternahm er landwirtschaftliche Versuche im Steintal, um den Ackerbau zu fördern.

Als Johann Friedrich Oberlin am 30. März 1767 die Nachfolge von Pfarrer Stouber in Waldersbach antrat, setzte er dessen Arbeit fort. Er ließ in jedem Dorf seiner Pfarrei ein Schulhaus errichten, förderte die Weiterbildung der Lehrer, führte regelmäßige Prüfungen der Schularbeiten ein, machte den Schulbesuch bis zum sechzehnten Lebensjahr zur Pflicht und unterstützte arme Eltern beim Kauf der Schulbücher. 1770 gründete Oberlin unter Mithilfe von Sara Banzet und zweier anderer junger Frauen die erste Kleinkinderschule Europas. Mit aktiver Unterstützung seiner Frau Salomé bildete er junge Frauen als 'Leiterinnen der zarten Kindheit' aus. Er mietete für sie geräumige Stuben, die sogenannten 'Strickstuben', wo sie die Kinder vom vierten Lebensjahr ab versammelten. Die Lektüre von Jean-Jacques Rousseaus 'Emile' beeinflusste seine Sicht des Kindes als eigenständige Persönlichkeit. Mit dem Prinzip des Anschauungsunterrichts nahm er Pestalozzis pädagogische Reformen vorweg. Im Oberlin-Museum konnten wir die vielfältigen Unterrichtsmaterialien sehen, mit denen Oberlin seine SchülerInnen mit dem ganzen System der Natur vertraut machen wollte. Die seltsamsten Exponate gab es hier zu bestaunen: Muscheln, Knochen, Mineralien, getrocknete Pflanzen, einen Embryo sowie zahlreiche Pappordner mit Zeichnungen, Landkarten und Studien zu den verschiedensten Themen. Besonders erwähnt sei ein von ihm entworfenes und gebautes kleines Holzmodell eines Gänsehauses, in dem die Tiere zwecks rationeller

Fütterung in nebeneinanderliegenden kleinen Käfigen gehalten werden sollten.

Johann Friedrich Oberlin, der im Spannungsfeld zwischen der systematischen Rationalität des Zeitalters der Enzyklopädisten und der pietistischen Mystik des Oberrheintals aufgewachsen war, sagte einmal von sich selbst: "Ich bin eine sonderbare Mischung widersprechender Eigenschaften." Er war Praktiker und Theosoph in einer Person. Entschieden war sein Einsatz für die Erneuerung der Landwirtschaft im Steintal. Aus Holland führte er Kartoffeln ein, die für die kurzen Vogesensommer geeignet waren, aus der Schweiz Zuchtvieh und aus Riga Hanfsamen. Er gründete eine Baumschule und veredelte Wildobst. Er ließ Straßen und Brücken bauen und gründete eine freiwillige Feuerwehr. Er ließ Erste-Hilfe-Kurse abhalten und richtete im Pfarrhaus eine Apotheke ein, aus der er die Arzneimittel umsonst verteilte. Er gründete für die verschuldete Bevölkerung eine 'Schuldentilgungskasse', die unter bestimmten Auflagen zinslose Kredite vergab, und half bei der Beschaffung von Arbeit.

Oberlin stellte sein Leben ganz in den Dienst am Nächsten. Er konnte sich kein christliches Leben ohne feste Verbindung von Wort und Tat vorstellen. Sein zupackender Einsatz für eine ökonomisch-soziale Erneuerung im Steintal zeigt in hohem Maße rationales Denken, doch blieb Rationalität bei Oberlin immer in einer Spannung zur Spiritualität. Sein Sinn für das Übernatürliche ist Gegenstand von Berichten, die zu erzählen wissen, daß Oberlin fest davon überzeugt war, mit seiner früh verstorbenen Frau Salomé noch viele Jahre nach ihrem Tod in geistiger Verbindung gestanden zu haben. Oberlins Theologie könnte man wie folgt beschreiben: "Stets von einer Welt, die diese übertrifft und in welcher sich unser Schicksal erfüllt, angezogen, sympathisierte Oberlin mit den nicht konformistischen Theologen, welche die Idee des Übernatürlichen verteidigten gegen jede Verflachung der Frömmigkeit, komme sie von Orthodoxen, den Deisten oder den Rationalisten."

Herr Stüssi hat uns bei seiner Führung durch das Oberlin-Museum durch seine lebendigen und anschaulichen Ausführungen zu Werk und Person Oberlins einen Mann vor Augen geführt, den man ohne Übertreibung als einen Wohltäter der Menschheit bezeichnen kann. In Fouday steht auf seinem Grabstein geschrieben: "Il fut pendant cinquante-neuf ans le père du Ban-de-la Roche" (Er war 59 Jahre lang der Vater des Steintals).

Veit Dinkelacker

Die öffentliche Wirksamkeit Johann Friedrich Oberlins

Für die ElsässerInnen, zumindest aber für die protestantischen ChristInnen im Elsaß, spielt Jean-Frédéric Oberlin eine wichtige Rolle. Ein evangelisches Verlagshaus ist nach ihm benannt, neben M. Luther, D. Bonhoeffer, A. Schweitzer u.a. erscheint er in einer Comic-Reihe über berühmte Gestalten des Protestantismus. Auch hierzulande zeigen die vielen Oberlin-Häuser und Louise-Scheppler-Heime, daß seine Wirksamkeit über das Elsaß hinausreicht.

Daß ein abgelegener Landstrich wie die Ban-de-la-Roche (das Steintal) Gegenstand öffentlichen Interesses geworden ist, bewirkte die erstaunliche Tätigkeit Oberlins und seiner MitarbeiterInnen. Schon zu seinen Lebzeiten wurde sein pädagogisches Konzept als Vorbild für ein französisches Schulwesen gehandelt. Als die Revolutionstruppen auch diese entlegenen Vogesendörfer erreichten, konnte ihnen der evangelische Pfarrer Oberlin - unter Hinweis auf seine Alphabetisierungsprogramme in den von ihm in jedem Dorf seines Bezirkes eingerichteten Schulen - plausibel machen, daß er schon längst im Sinne der Revolution wirke. Nur vorübergehend war Oberlin 1794 unter Robespierre als Geistlicher in Haft.

Bis zur Revolution gehörten die Vogesen zu den Gebieten an der Peripherie Frankreichs. Der elsässische Dialekt wurde wie alles, was die Franzosen nicht auf Anhieb verstanden (baskisch, bretonisch, provençalisch usw.), als "patois" bezeichnet. Oberlin ließ in den Schulen im Steintal die Schrift- und Verwaltungssprache Französisch unterrichten. Der Nationalkonvent verstand daher Oberlins Tätigkeit als - durchaus in seinem Sinne - patriotisch hinsichtlich der Verbreitung der französischen Sprache. Der Ruf eines großen Pädagogen eilt Oberlin voraus. Vor allem seine 'Kinderschulen' sind berühmt. Die Idee dazu verdankte Oberlin Frauen aus

seiner Gemeinde und anderen Vordenkerinnen in Frankreich. In seiner Zeit gab es ähnliche Projekte auch in anderen Landstrichen. Vor kurzem wurde in Frankreich jedoch festgestellt, daß die 'écoles maternelles' unter Obhut der 'conductrisses' in Waldersbach die ersten des Landes gewesen seien.

Doch seine Wirksamkeit beschränkte sich nicht nur auf den pädagogischen Bereich. Für einen lutherischen Theologen hatte er ein sehr weites Verständnis von Liebestätigkeit. Er modernisierte das gesamte Leben in seinem Bereich - vom Ausbau der Wege über die Errichtung von Brücken bis hin zur Einrichtung einer Apotheke im Pfarrhaus. Er trat in Kontakt mit Industriellen, die einen Zweig ihrer Industrien vor allem für die Winterarbeit der Bevölkerung in das Steintal verlegten. Auch vermittelte Oberlin Jugendliche (Frauen wie Männer) zur handwerklichen Weiterbildung in umliegende Ortschaften, was auch das berufliche Leben im Steintal bereicherte. Modern gesprochen bemühte sich Oberlin mit seinem Konzept - immer unter Mithilfe zahlreicher MitarbeiterInnen - um die wirtschaftliche Entwicklung eines strukturschwachen Gebiets.

Oberlin zeigt sich also als ein Kind der Aufklärung, wobei seine pietistische Motivation an allen Stellen seiner Wirksamkeit deutlich war. Weist nicht z.B. die Einrichtung einer 'Schuldentilgungskasse' für verarmte Familien der Gemeinden über die Grundsätze der Aufklärung hinaus? M.E. vertrat Oberlin bei seinen Bemühungen um ein gemeinschaftliches Zusammenleben einen spezifisch christlich-biblichen Ansatz, der über humanitäre oder caritative Maßnahmen hinausgeht. Ein derart umfassendes Verständnis von Diakonie wird in der Praxis selten eingeholt. Die Bedeutung Oberlins sollte schon deshalb nicht auf sein pädagogisches Konzept reduziert werden.

Arnd Götzelmann

Literatur zur Diakonie in Frankreich

Zur Geschichte von Diakonie und Kirche:

- Ansaldi, J.: La paternité de Dieu: libération ou névrose?, ETR hors-série 1980.
- Baubérot, Jean: Le retour des huguenots, Cerf-labor et fides 1985.
- Boegner, Carl: Im Dienst des Herrn. Denkschrift zur Jubelfeier der fünfzigjährigen Wirksamkeit des

Diakonissen-Mutterhauses zu Straßburg i.E., Straßburg i.E. 1893.

- Brimelé, André: Art. Frankreich, in: EKL³, Erster Band, Göttingen 1986, Sp.1317-1324.
- Diakonissendienst. Das Straßburger Diakonissenhaus in Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Strasbourg 1936.

- 75 Jahre Innere Mission in Straßburg 1834-1909. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum der Evangelischen Gesellschaft in Straßburg zur Förderung der Inneren Mission, hg. i.A. des Comité von S. Schrenk, Straßburg 1909.
 - Geremek, B.: La potence de la pitié, Paris: Gallimard, 1986.
 - Götzelmann, Arnd: Die Speyerer Diakonissenanstalt. Ihre Entstehungsgeschichte im Zusammenhang mit Kaiserswerth und Straßburg, Diakoniewissenschaftliche Studien Bd. 2, Heidelberg 1994 (darin bes. Kap. 2.2. Franz Haerter und die Straßburger Diakonissenanstalt).
 - Grünberg, Paul (Hg.): Die Reformation und das Elsaß. Festschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Reformation, Straßburg i.E. 1917.
 - Haas, Jean-Paul: Lebensbilder. 150 Jahre Diakonissenanstalt in Strassburg, Straßburg 1992.
 - Hackenschmidt, Christian: Bilder aus dem Leben von Franz Heinrich Haerter. Ein Beitrag zur Geschichte des geistlichen Lebens im Elsaß im XIX. Jahrhundert. Sonderdruck aus dem "Elsässischen evangelischen Sonntagsblatt", Straßburg 1888.
 - Hammann, Gottfried: Martin Bucer 1491-1551. Zwischen Volkskirche und Bekenntnisgemeinschaft, Speyer 1989.
 - Handbuch für die Innere Mission in Elsaß-Lothringen, hg. i.A. der "Evangelischen Gesellschaft in Straßburg zur Förderung der Inneren Mission" in Verbindung mit mehreren Mitarbeiter von Paul Grünberg, Straßburg 1899.
 - Haupt, Heinz-G.: Sozialgeschichte Frankreichs seit 1789, Frankfurt a.M. 1990.
 - Histoire des Protestants en France, Toulouse 1977.
 - Kurtz, John W.: Johann Friedrich Oberlin. Sein Leben und Wirken 1740-1826, Metzingen 1988.
 - Mehl, R.: Le protestantisme français dans la société actuelle 1945-1980, Genf 1982.
 - Ochsenbein, Henry: Die diakonische Tätigkeit der protestantischen Kirchen in Frankreich, in: Krimm, Herbert (Hg.): Das diakonische Amt der Kirche im ökumenischen Bereich, Stuttgart 1960, S.61-99.
 - Pietri, Charles/ Vauchez, André/ Le Brun, Jaques/ Lienhard, Marc: Art. Frankreich, in: TRE Bd.11, Berlin/New York 1983, S.346-385 (dort auch weitere grundlegende Literatur).
 - Psczolla, Erich: Aus dem Leben des Steintalpfarrers Oberlin, Lahr-Dinglingen 1987.
 - Psczolla, Erich: Louise Scheppler und andere Frauen in der Gemeinde Oberlins, Lahr-Dinglingen 1988.
 - Puaux, Frank: Les oeuvres du protestantisme français du 19e siècle, Paris 1893.
 - Reichard, Max: Franz Haerter. Ein Lebensbild aus dem Elsaß, Straßburg 1897.
 - Rosenberg, Alfons: Der Christ und die Erde. Oberlin und der Aufbruch zur Gemeinschaft der Liebe, Freiburg i.Br. 1953.
 - Stephan, Raoul: Gestalten und Kräfte des französischen Protestantismus, München 1967.
 - Voeltzel, René: Service du seigneur. La vie et les oeuvres du pasteur Francois Haerter 1797-1874, Strasbourg 1983.
- Zu aktuellen Strukturen, Organisationsformen und Problemen der Diakonie und anderer Wohlfahrtsverbände:**
- Ake, S.: CIMADE, Information, Paris 1992.
 - Bulletin espoir (Zeitschrift der Association Espoir, Colmar), Colmar.
 - Caldirola, F.: Armée du Salut. Eglise de la Rue, Paris: Edition Rameau, 1992.
 - Christolhomme, M.: Les Petits Frères des Pauvres, Paris: Livret d'accueil, 1991.
 - Christolhomme, M.: Nouvelles des petits frères, Paris 1991.
 - Druesne, D.: Secours Catholique. Rapport d'activité, Paris 1991.
 - Entraide Protestante: Bulletin d'information (Zeitschrift des Französischen Verbandes der Diakonie), Paris.
 - Fabricius, Annegret: Im Zeichen Europas. Überblick über einige caritative Einrichtungen in Frankreich und Ländervergleich verschiedener Aspekte der sozialen Systeme Frankreichs und Deutschlands, unveröffentlichte Diplomarbeit am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg, Heidelberg 1993 (darin u.a. ein Adressenverzeichnis von freien Wohlfahrtsverbänden und diakonischen Initiativen in Frankreich).
 - Lauber, S.: Fédération des OEuvres Evangéliques - Verband Evangelischer Werke, in: Diakonie in europäischer Verantwortung und Wirksamkeit, hg.v. Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Baden, Karlsruhe 1989, S.30-34.
 - Le Restaurants du Coeur (Hg.): Les Relais du Coeur, Paris 1991.
 - Porte, Bernard: L'Abbé Pierre - un prophète de notre temps, Brüssel/Belgien: Pélarin Magazine, Bayard Presse, o.J.
 - Rodenstein, Bernard: Selbstverständnis und Aufgaben der gemeinnützigen Vereinigungen aus der Sicht der Verbände (Vortrag in der Evangelischen Akademie Tutzing am 7.12.1992), in: epd Dokumentation 10/93, S.37-40.
 - Schneider, Jean-P.: Leitbildfragen der Caritas in Frankreich, Freiburg i. Br. 1992.
- Zum Sozialstaat Frankreich und zum Verhältnis von Staat und Kirche:**
- Ferrand-Beckmann, Dan/ Murswieck, Axel: Zur Rolle privater Verbände in der französischen

Sozialpolitik, in: Bauer, Rudolph/ Thränhardt, Anna-Maria (Hg.): Verbandliche Wohlfahrtspflege im internationalen Vergleich, Opladen 1987, S.53-68.

- Campenhausen, Axel von: Staat und Kirche in Frankreich, Göttingen 1962.
- Kaelble, Hartmut: Nachbarn am Rhein. Entfremdung und Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft, München 1991 (bes. Kap. 12: Der Sozialstaat in Frankreich und in der Bundesrepublik: Traditionelle Unterschiede und europäische Annäherungen).

Zur Armutproblematik:

- Brébant, B.: La Pauvreté. Un destin?, Paris: L'Harmattan, 1984.
- Foucault, M.: Folie et déraison. Histoire de la folie à l'âge classique, Plon 1961.
- Dumas, A.: "Pauvreté et communauté humaine" dans prospective et prophétie, Paris 1980.
- Gorz, A.: Les métamorphoses du travail, Paris: PUF, 1989.
- Labbens, J.: Sociologie de la pauvreté, Paris: Gallimard, 1978.
- Mollat, M.: Les pauvres au Moyen-âge, Paris: Payot, 1977.
- Mossé, E.: Les riches et les pauvres, Paris: Edition du Seuil, 1983.
- Ogien, R.: Théories ordinaires de la pauvreté, Paris 1984.
- Sassier, P.: Du bon usage des pauvres. Histoire d'un thème politique (XVIe-XXe siècle), Fayard 1990.
- Wühl, S.: Du chômage à l'exclusion? L'état des politiques, l'apport des expériences, Paris: Syros, 1991.

2. Exkursion nach Hephata/Treysa

Arnd Götzelmann/Michael Söhngen

Exkursion ins Hessische Diakoniezentrum Hephata nach Treysa vom 5. bis 8. Januar 1995

Eine diakonische Großinstitution mit Tradition und Charme wurde von der achtzehn Personen starken DWI-Gruppe vier Tage lang besucht. Hephata bedeutet nach Mk. 7,34 "Tu Dich auf!" Die Taubstummenheilung ist eine von den, wie wir heute sagen würden, "ganzheitlichen" Wundergeschichten Jesu. Der Herr benutzt hier alle Sinne: er legt dem Taubstummen die Finger in die Ohren, berührt ihm die Zunge mit Speichel, richtet seine Augen gen Himmel, seufzt und spricht "Hephata!" Bevor er all diese sinnlichen Dinge tut, nimmt Jesus den Taubstummen "vom Volk weg beiseite". Heilung macht zuweilen eine Absonderung von der Masse, eine Aussonderung weg von den gewohnten Alltäglichkeiten und Bindungen nötig. Dieser Vorgang des Beiseitenehmens ist wohl so eine Art Namensätiologie des Hessischen Diakoniezentrums, wurden doch in der Geschichte Hephatas die "Blöden", die "Idioten", die "Psychopathen", wie man zu verschiedenen Zeiten geistig behinderte Menschen bezeichnete, ausgesondert aus der vermeintlich normalen und gesunden Gesellschaft. Heute spricht man wieder mehr von Integration und Dezentralisierung und versucht, Menschen mit Behinderungen in ihren gewachsenen Sozialstrukturen zu belassen.

Das Hessische Diakoniezentrum geht diesen Trend schrittchenweise mit, hat es doch beispielsweise einen "Familienentlastenden Dienst" gegründet, der einspringt, wenn die Angehörigen von zuhause lebenden behinderten Menschen wegen Krankheit, Urlaub o.ä. vorübergehend ausfallen. Hephata ist auch nicht nur auf dem Berg über Treysa geblieben, sondern hat sich in Stadt und Land ausgebreitet, hat Eingang gefunden in vorhandene Gemeinwesen. Trotzdem ist Hephata ein Diakoniezentrum geblieben, eine Einrichtung, in der Hunderte von behinderten und psychisch kranken Menschen, Hunderte von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern leben und wirken, um eine Art therapeutischer Gemeinschaft zu bilden. Manche Formen des Helfens machen eine vom normalen Leben ausgelagerte Struktur notwendig, um Menschen zu schützen vor den Garstigkeiten der Leistungsgesellschaft. Hephata hat seine eigene Geschichte unter nationalsozialistischer Herrschaft bearbeitet und so eine Transparenz hergestellt, die nicht nur Schulbekenntnis, Buße und Umkehr ermöglicht, sondern auch zukünftige Entwicklungen aus historischer Kenntnis und Sensibilität heraus kritisch beurteilen hilft. Der Band "Verlegt - vernichtet - vergessen ...?"

Leidenswege von Menschen aus Hephata im Dritten Reich¹ gibt davon ebenso Rechenschaft wie das Heft "Abtransportiert aus Hephata - ermordet in Hadamar, Eichberg, Weilmünster, Idstein, Herborn..."², das den Prozeß hin zu dem heute vor der Kirche Hephatas aufgerichteten Gedenk- und Mahnzeichen dokumentiert.

In den letzten Jahren hat Hephata einen starken Wandel in vielerlei Hinsicht erlebt. Die sozialpolitischen Veränderungen machten stete Flexibilität unabdingbar. Die zunehmende Komplexität des deutschen Systems sozialer Sicherung und der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für ein so bedeutendes Diakoniezentrum evokierte auch Meinungsbildungsprozesse bezüglich der Organisations- und Leitungsstruktur, die sich schließlich Anfang 1993 mit der Pensionierung von Direktor Kirchenrat Karl Biskamp³, der 25 Jahre lang allein die oberste Leitung innehatte, manifestierten. Über die neue Leitungsstruktur eines Vorstandes aus drei hauptamtlichen (theologisch, pädagogisch und kaufmännisch) und drei ehrenamtlichen Direktoren sowie die neue Organisationsform Hephatas berichtete uns der pädagogische Direktor Peter Göbel-Braun. Er war auch angefragt, uns etwas über das im Kontext dieses Organisationsentwicklungsprozesses entstandene Grundsatzpapier des Geschäftsbereichs Heilerziehung und Pflege zu sagen.⁴ Die Public Relations Arbeit eines diakonischen Unternehmens wurde uns exemplarisch verdeutlicht an der Multivisionsschau, die sich als eine Selbstdarstellung Hephatas aus acht miteinander koordinierten Diaprojektoren mit Ton entpuppte und sehr offen und freundlich von einer freien Mitarbeiterin der Öffentlichkeitsarbeit eingeleitet wurde.

Einen halben Tag lang hatten wir in Kleingruppen die Gelegenheit, in die Bereiche "Soziale Rehabilitation", "Sozialpsychiatrie", "Familienentlastender Dienst", "Tagesbetreuung für behinderte Menschen", "Tagesförderstätte für außerhalb Hephatas lebende behinderte Menschen" und in zwei Häuser mit Gruppen, in denen behinderte Menschen leben, Einblick zu nehmen und Kontakte mit Behinderten und MitarbeiterInnen zu knüpfen. Dem schloß sich ein Rundgespräch mit in diesen Bereichen verantwortlichen MitarbeiterInnen an. Ein Gespräch, das ein Thema des Vorbereitungsseminars, nämlich das der diakonischen Ausbildung in Hephata, fortführen sollte, jedoch zu einer recht anspruchsvollen philosophischen Diskussion um die kirchlich-ideologische Bindung diakonischer Arbeit ausuferte, hatte abends am Kamin im Brüderhaus mit den Dozenten Rainer Göbel, Dr. Friedrich Martiny, Dr. Horst Schmidt, mit der Referentin der DiakonInnengemeinschaft Birgit Lindner und einer Praktikantin stattgefunden. Herrn Rainer Göbel, Schulleiter und

Dozent an der Fachschule für Diakonie und Sozialpädagogik Hephatas sowie Diplomand am DWI, sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt für seine organisatorische Hilfe, für seine allseits informierte Kompetenz und für die Übernahme einer Brückenfunktion zwischen Hephata und DWI. Der Samstag der Exkursion gehörte Herrn Direktor Pfarrer Gottfried Ringwald, der über das Herrenberger Projekt für Gemeindediakonie⁵ dem Institut schon länger verbunden war und uns nach Hephata eingeladen hatte. Er führte uns in die Problematik der neueren sozialpolitischen Veränderungen und ihres Einflusses auf Hephata ein, referierte über die anstehenden Probleme der Pflegeversicherung und gab uns einen Überblick über die Möglichkeiten einer Verzahnung von gemeindediakonischen und kommunalen Strukturen mit dem Diakoniezentrum Hephata. Für seine freundliche Einladung und für seinen engagierten Einsatz sowie für die gute Organisation sei ihm wie auch allen, die im Hintergrund beteiligt waren, herzlich gedankt. Ein besonderer Höhepunkt der Exkursion war der Gottesdienst in der Kirche Hephatas, der von vielen freundlichen und lebhaften behinderten Menschen und von einigen MitarbeiterInnen besucht und von unserer Gruppe mitgestaltet wurde. Hephata als Stadt auf dem Berge, als Licht in der Dunkelheit, als Begegnungsort verschiedenster Menschen mit seinen fast 1300 MitarbeiterInnen und rund 200 Auszubildenden resp. Studierenden sowie mit seiner Brüder- und Schwesternschaft des Hessischen Brüderhauses und nicht zuletzt mit seinen fast 1000 kranken und behinderten BewohnerInnen wird uns in guter Erinnerung bleiben. Dort gemachte Erfahrungen und dort erkannte Problem- und Fragestellungen werden uns weiterhin bewegen.

Anmerkungen

- 1 Göbel, Peter/Thormann, Helmut E.: Verlegt - vernichtet - vergessen...? Leidenswege von Menschen aus Hephata im Dritten Reich - Eine Dokumentation, hg.v. Hephata - Hess. Diakoniezentrum, Schwalmstadt-Treysa 1985, 88 S.
- 2 Abtransportiert aus Hephata - ermordet in Hadamar, Eichberg, Weilmünster, Idstein, Herborn ..., Das Gedenk- und Mahnzeichen in Hephata - Eine Dokumentation, hg.v. Hephata - Hess. Diakoniezentrum, Schwalmstadt-Treysa 1992, 36 S.
- 3 Karl Biskamp und Gerhard Schmerbach (ehemaliger Leiter der Fachschule für Diakonie und Sozialpädagogik und Mitglied der Geschäftsleitung von Hephata bis 1986) zum 60. Geburtstag erschien der Band: Kompetenz und Teilhabe. Wesen und Aufgabe von Leitung im diakonischen Unternehmen, hg.v. Hephata Hess. Diakoniezentrum, Schwalmstadt-Treysa 1988, 1989².
- 4 Diakonie und Theologie, Heilpädagogik, Pflege, Organisation. Anstöße zur Diskussion von Zielen und Aufgaben unserer Arbeit im Geschäftsbereich Heilerziehung und Pflege, hg.v. Hephata - Hess. Diakoniezentrum, Schwalmstadt-Treysa [1991].
- 5 Vgl. dazu "In Ängsten und siehe, wir leben" (2.Kor.6,4,9), Auf dem Weg zu einer diakonischen Gemeinde. Ein Werkstattheft, hg.v. D.Becker-Hinrichs, S.Krautter, R.Lenz, M.Pahl, G.Renz, G.Ringwald, G.K.Schäfer, Heidelberg u.a. 1990².

Astrid Giebel/Gerlinde Viertel

Hephata/Treysa: Das Hessische Diakoniezentrum 'auf dem Berg' in seinem Verhältnis zu den umliegenden Kirchengemeinden

Diakonische Einrichtungen ermöglichen ungezählten Menschen, die aufgrund einer Behinderung mehr oder minder auf die Hilfe anderer angewiesen sind, die weitgehende Entfaltung ihrer Anlagen und Kräfte. Sie sind aus unserer Welt nicht mehr wegzudenken. Seit der Gründung der ersten Rettungshäuser ist es jedoch häufig zu einer verhängnisvollen Auseinanderentwicklung von institutioneller Diakonie und Kirchengemeinden gekommen. Sahen letztere in den diakonischen Häusern eine willkommene Entpflichtung, so suchten erstere auch ihre Eigenständigkeit gegenüber der Parochie zu gewinnen. Bereits Adelberdt Graf von der Recke-Volmerstein, der 1819 das erste Rettungshaus für verwaiste und verwahrloste Kinder und Jugendliche in Deutschland gründete, bemühte sich um die "geistliche" Herauslösung seiner Düsseldorf-Anstalt aus der Düsseldorfer Kirchengemeinde. Das Düsseldorfer Presbyterium machte damals nicht geltend, daß Diakonie zu seiner grundlegenden Lebensäußerung gehöre. Anstaltsgemeinden tragen häufig zur Stigmatisierung ihrer Bewohner bei, wenn Gottesdienste und andere Veranstaltungen nur noch im Kreis der "Insider" stattfinden. Eine solche Ghettoisierung schädigt beide: Eine Kirchengemeinde ohne Diakonie hat häretische Strukturen - eine diakonische Einrichtung ohne Anbindung an eine oder mehrere Parochien steht in Gefahr, ein "nur" soziales Unternehmen zu werden, in dem der christliche Verkündigungsauftrag nicht mehr wahrgenommen wird. In den letzten Jahren ist dieses Spannungsfeld in Hephata und auch in den umliegenden Kirchengemeinden immer klarer erkannt worden. Von beiden Seiten bemüht man sich, aus dem Nebeneinander oder auch Gegeneinander (Zitat des Theologischen Direktors Gottfried Ringwald: "Es gab Kränkungen durch gegenseitige Belehrungen, was zu tun sei") herauszukommen und zu einem fruchtbaren Miteinander zu gelangen. Solche Schritte des Aufeinanderzugehens, dargestellt aus der Sicht Hephatas, können hier nur skizzenhaft umrissen werden:

Hephata lädt ein: Die Palette der Angebote, die Hephata seit etwa 10 Jahren Besuchern "von draußen" macht, ist breit gefächert: Besucherprogramme und spezielle Informationsveranstaltungen wurden von Öffentlichkeitsreferenten für verschiedene Gruppen erarbeitet (z.B. für Presbyterien, Konfirmanden, Jugendliche oder Senioren). Für einzelne Jugendliche besteht die Möglichkeit, in den beschützenden Werkstätten mitzuarbeiten. Ein Senio-

renkreis von Hephata gewährt älteren Menschen aus Treysa gerne die Teilnahme an seinen verschiedenen Aktivitäten, auch wenn hier die Scheu, sich auf den "Berg" zu begeben, noch groß ist. Ferner gibt es während der jährlich stattfindenden "Hephata-Woche" ein spezielles Angebot für Senioren aus der Umgebung. Von der Bevölkerung aus dem Kurhessisch-Waldeckischen wird der Weihnachtsmarkt gern besucht, auf dem die verschiedenartigsten, in den Werkstätten gefertigten Geschenke erworben werden können. Viele Menschen kaufen auch sonst im Hephata-Shop ein. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich das Sommerfest in Hephata und das Erntedankfest in der Außenstation Richerode. Bei diesen Gelegenheiten entstehen Kontakte, die zu Einladungen an Menschen mit geistiger Behinderung in Familien führen. Kleine Gruppen von acht bis zwanzig Heimbewohnern besuchen manchmal für ein Wochenende eine Kirchengemeinde, oder aber einzelne Heimbewohner machen sich allein auf den Weg, um ihre neuen Bekannten "unten im Dorf" aufzusuchen. "Musik zum Wochenschluß" oder "Konzerte der Hephata-Kantorei" locken viele Musikliebhaber an. Alle diese Angebote ermöglichen es, Kontakte zu Menschen mit Behinderungen aufzunehmen. Viermal jährlich erscheint "Hephata heute" und wird kostenlos in den Kirchengemeinden verteilt. Spendenbitten erinnern ständig an die diakonische Einrichtung und ihre Bewohner.

Hephata geht nach "draußen": Hephata bietet ein breites Angebot für die Kirchengemeinden im Umkreis an: Auf Gemeindeabenden oder im Rahmen von Festen bringen Mitarbeiter und Bewohner den Besuchern das Leben der Menschen mit Behinderung nahe, ihre Freuden, ihre Nöte und Sorgen. Der Handglockenchor von Hephata, die Bläser oder das Sextett gestalten Gottesdienste oder kirchliche Feiern mit. Mitarbeiter/innen bieten Fachvorträge vor Ort an. Schmerzhaft Erfahrungen gab es, als betreute Wohngruppen dezentral in der Stadt angesiedelt wurden. Hier war zu spüren, daß, auch wenn die Mauern und Schranken um das Diakoniezentrum zwar "äußerlich" gefallen sind, doch bei einzelnen Bürgern in Treysa Angst vor "den Unbekannten, Befremdlichen dort oben" aufbrach und "innere" Barrieren errichtet wurden. Positiven Anklang finden dagegen die "Familienentlastenden Dienste" (FeD), die zum festen Angebot der Einrichtung gehören. Im Schwalm-Eder-Kreis berät die "Ambulante Behindertenhilfe" Menschen

mit Behinderung sowie deren Eltern oder Betreuer. Falls gewünscht, können zur Entlastung der Familien "Babysitterdienste" stunden- oder tageweise angeboten werden, außerdem Begleitung bei Arztbesuchen, Fahrten ins Hallenbad, Kinobesuche, Disco- und Spielabende oder auch gemeinsame Wochenenden in der ambulanten Dienststelle. Der große Einzugsbereich mit z.T. bis zu 50 Kilometern Fahrtstrecke läßt gegenwärtig Überlegungen aufkommen, ob hier nicht auf ehrenamtlicher Basis eine engere Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden entstehen könnte. Bisherige Bemühungen seitens des FeD verliefen allerdings erfolglos. Wie steht es um die Resonanz auf die Angebote? Sieht man von den überfüllten Festveranstaltungen ab, so besuchen pro Jahr (u.E. nur) etwa 2000 Menschen - Gemeindegruppen oder auch einzelne Personen - Hephata. Dabei kommt es zu Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung; es entstehen private Kontakte, die leider von den Gastgebern manchmal unvermittelt abgebrochen werden, wenn die euphorische Begeisterung der ersten Stunde abgeklungen ist. Trotz alledem sind diese einzelnen Begegnungen ungemein wichtig, bauen sie doch (seit den 70er Jahren deutlich positiv spürbar) Vorurteile gegenüber "denen da oben auf dem Berg" ab. Mittelbar beeinflußt werden

auf diese Weise wohl auch die umliegenden Kirchengemeinden, unmittelbar aber bleiben sie in der Regel von diesen Begegnungen unberührt. Eine Information, die wir als bestürzend empfanden, war die, daß in den Kirchengemeinden rund um Hephata keine Konfirmationen von Jugendlichen mit geistiger Behinderung stattfinden. "Für diese Menschen" - so die zugrunde liegende Überzeugung - "ist Hephata zuständig!" Ebenso wenig streben benachbarte Gemeinden eine Integration der etwa 90 Menschen mit geistiger Behinderung an, die als Externe in den Beschützenden Werkstätten von Hephata arbeiten. Delegieren Kirchengemeinden ihre diakonische Verantwortung auf den "Berg", weil Hephata ihnen zu viel abnimmt ("Wir machen das für Euch")? Oder ist in den Kirchengemeinden der diakonische Auftrag vergessen, die Nächstenliebe verlernt worden?

Fazit: Noch immer fehlt vielen die Einsicht, daß Menschen mit Behinderungen nicht nur auch zur Kirche gehören, sondern wie jeder andere *"die Kirche sind"*. Sind sie aber Kirche, so ist eine Gemeinde ohne Menschen mit Behinderung unvollständig; beide sind aufeinander angewiesen, sie bedürfen einander. Um noch einmal ein Zitat von Direktor Gottfried Ringwald aufzugreifen: "Die Einrichtung hat sich zu öffnen, aber nicht in belehrender Weise; dasselbe gilt für die Kirchengemeinden."

Martin Keindl

Auf der Suche nach 'dialogischer Existenz' in Hephata

Treue Leserinnen und Leser des DWI-Infos ahnen bereits, was jetzt kommt, neue werden nicht ahnungslos gelassen. 'Dialogische Existenz' ist ein Begriff, der auf der Exkursion zur Gustav-Werner-Stiftung Reutlingen geprägt wurde und mittlerweile zur Chiffre geworden ist für die Frage, welches jeweilige Arbeitsverständnis Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus unterschiedlichen Ebenen bzw. Tätigkeitsbereichen einer diakonischen Einrichtung haben. Grundsatzpapiere sind das eine, welche Arbeitsauffassung die Leute vor Ort haben, ist das andere, und darum soll es im folgenden gehen. Anders als in Reutlingen und Bethel fand ich in Treysa weniger Gelegenheit, mit den befragten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern längere Gespräche zu führen, so daß ich diesmal größtenteils auf Äußerungen zurückgreife, die in Diskussionsrunden gemacht wurden und meist knapp ausfielen, weil von der Exkursionsgruppe noch viele andere Fragen gestellt wurden. Ich konnte Stimmen aus drei Ebenen sammeln: aus dem Vorstand, aus einzel-

nen Geschäftsbereichsleitungen und aus den Tätigkeitsbereichen vor Ort.

Aus dem Vorstand Hephatas konnte ich zwei Vertreter befragen. Peter Göbel-Braun (Dipl.-Päd., Pfarrer) sagte, auf das speziell kirchlich-diakonische Profil Hephatas angesprochen, daß ihm das Profil 'egal' ist, solange den Menschen, die nach Hephata kommen, geholfen wird - dies ist ihm wichtig. Für Gottfried Ringwald (Pfarrer) sind die behinderten Menschen, die in Hephata wohnen, Auftraggeber ihrer eigenen Betreuung - auch die schwerstbehinderten Bewohnerinnen und Bewohner. Die jeweilige Betreuungsform richtet sich nach dem individuellen Hilfsbedarf des behinderten Menschen: für Ringwald ein Ausdruck, den behinderten Menschen als Ebenbild Gottes zu betrachten. Ringwald hat einen partnerschaftlichen Ansatz hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Bewohner(inne)n und Mitarbeiter(inne)n, weshalb auch für ihn 'Pflegeheim' ein 'antiquarischer Begriff' ist. Dementsprechend betrachtet er es mit Vorbehalt, wenn im Rahmen des

am 1.1.1995 inkraftgetretenen Gesetzes zur Pflegeversicherung von 'Pflegebedürftigkeit' die Rede ist, weil damit der behinderte Mensch zum Objekt wird. Neben Partnerschaftlichkeit kommt es Ringwald auf 'kompetenzgebundene Verantwortungsübernahme' der MitarbeiterInnen Hephatas an, d.h. sie müssen auf ihre 'Auftraggeber/innen' mit dem erforderlichen Fachwissen angemessen eingehen können. 'Ohne Kompetenz geht es nicht.'

Was auf Vorstandsebene unter 'Kompetenz' angesprochen wurde, begegnete auf der Ebene der Geschäftsbereichsleitung unter dem Stichwort 'Professionalität'. Diese zu betonen, war besonders dem Bereichsleiter für 'Soziale Rehabilitation' ein Anliegen. Der Bereich 'Soziale Rehabilitation' ist mit seinen Einrichtungen und Werkstätten zuständig für wohnungslose Menschen und für Menschen mit psychischen Behinderungen oder Suchtproblemen (Alkohol, Medikamente); ein weiteres Tätigkeitsfeld stellt die Jugend- und Drogenberatungsstelle in Treysa dar. Der Bereichsleiter machte darauf aufmerksam, daß Helfen ein 'knallharter Markt' geworden ist, was für ihn zur Konsequenz hat, deutlich herauszustellen, daß Hephata professionelle Arbeit mit hochqualifizierten Beschäftigten zu bieten hat. Diakonie hat angesichts des Geschäfts mit dem Helfen ihre Monopolstellung verloren. Ideologien, die diese Monopolstellung voraussetzen, sind zu verlassen. Professionalität ist aber nicht das einzige, worauf es dem Bereichsleiter der 'Sozialen Rehabilitation' ankommt. Ihm ist auch das partnerschaftliche Verhältnis zwischen den BewohnerInnen und den MitarbeiterInnen wichtig. 'Die Bibel sagt viel dazu.' (Leider fehlte die Zeit für weitere Ausführungen.) Der Leiter gebrauchte ein Bild: Für ihn sind beide Gruppen gemeinsam in einem Boot unterwegs. Das alte Bild von Diakonie löste die Leiterin des Bereichs 'Heilerziehung und Pflege' (Begleitung, Betreuung, Förderung und Unterbringung von geistig oder mehrfach behinderten Menschen) in einer anderen Richtung auf. Die 'pure Diakonie' im Sinn einer völligen Selbstaufgabe seitens der Beschäftigten lehnte sie ab. Schließlich bestehen auch feste Arbeitsverträge, die es zu berücksichtigen und einzuhalten gilt, ohne daß damit eine flexible Umgangsweise ausgeschlossen wäre, aber eben nicht zum Nachteil der Beschäftigten. Als dritte und letzte Stimme auf der Ebene der Geschäftsbereichsleitungen konnte diejenige des Leiters der Hephata-Werkstätten (Werkstätten für Menschen unterschiedlicher Behinderung) eingefangen werden. Für den Leiter, selbst Vater eines behinderten Kindes, hat der behinderte Mensch Vorrang. Mit Blick auf den Werkstätten-Bereich soll nicht das herzustellende Produkt im Mittelpunkt stehen, um das die behinderten Menschen dann angeordnet werden, sondern die Menschen mit

ihrer(-en) jeweiligen Behinderung(en) sollen im Mittelpunkt des Arbeitsablaufes stehen.

Auf der Ebene der Tätigkeitsbereiche vor Ort konnten die meisten Stimmen gesammelt werden. Für eine Mitarbeiterin der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit, die mit Besuchsgruppen unterschiedlichen Alters zu tun hat, sind die Bewohnerinnen und Bewohner Hephatas Menschen mit je eigener Individualität, deren Leben im Vergleich zu den sog. normalen Menschen zwar anders, aber nicht untergeordnet oder gar minderwertiger ist. Daß die behinderten Menschen, die in Hephata leben, 'draußen' nicht zurechtkommen, ist für die Mitarbeiterin kein Wunder: Die Umwelt dort ist nicht behindertengerecht. Ein Dozent aus dem Tätigkeitsbereich 'Ausbildung' erzählte, daß er einem behinderten Menschen keine Sonderbehandlung angedeihen läßt, sondern ihn wie jeden anderen Menschen behandelt. Dazu gehört auch, dem betreffenden behinderten Menschen mitzuteilen, wenn er zu einem ungelegenen Zeitpunkt kommt. Ein anderer Dozent eröffnete eine weitere Sichtweise. Für ihn steht in einer diakonischen Einrichtung nicht die Gottesdienstfeier im Mittelpunkt, sondern die Anwaltschaft für die anvertrauten Menschen. An die Adresse der TheologInnen in der Exkursionsgruppe war sein Argwohn gegen 'diesen Drang' gerichtet, 'etwas theologisieren zu müssen'. Beispielsweise lenkt für ihn die 'abstrakte' Frage, ob ein behinderter Mensch von Gott geschaffen oder angenommen sei, eher vom behinderten Menschen ab als zu ihm hin. Einer Gruppenleiterin aus einem der zahlreichen Wohnbereiche Hephatas kommt es wiederum auf ein 'Miteinander' mit den behinderten Menschen an und darauf, ihnen ein 'angenehmes Leben' zu bereiten, wofür als Maßstab die Frage gilt, ob man es sich als nichtbehinderter Mensch vorstellen könnte, in denselben Wohnbereichen zu leben wie die behinderten Menschen. Desweiteren bezeichnete sich die Mitarbeiterin als 'nicht fromm', aber sie steht zum Christentum, ohne daß sie dies aus Mangel an Zeit weiter ausgeführt konnte. Für eine Betreuerin aus der 'Tagesbetreuungsstätte' geht es darum, daß sie bei ihrer Tätigkeit professionelle Arbeit leistet, die dann auch von Außenstehenden als solche anerkannt werden soll, und daß sie sich mit ihren 'Leuten' auf den Weg macht - mit allem Auf und Ab, das dazugehört. Zum Schluß sind noch die Erzieherinnen und der Erzieher der 'Tagesförderstätte' zu nennen. In der 'Tagesförderstätte' werden neun schwerst mehrfach behinderte Menschen betreut, von denen sich vier im Rollstuhl befinden. Die Besatzungsstärke der Betreuenden liegt zwischen vier (vormittags) und drei (nachmittags) Personen. Zum Beschäftigungsprogramm gehören u.a. basale Stimulation und Kommunikation, Musiktherapie - die behinderten Menschen

sprechen auf Rhythmus an, Mal- und Bastelarbeiten und kleine Tätigkeiten wie z.B. Kugelschreiber zusammenstecken. Ein Erzieher schilderte, wie es in der "Tagesförderstätte" früher zugeht und wie es heute zugeht. Früher wurde nach einem minutiösen Wochenplan vorgegangen. Damals war es auch Sitte, daß zuerst die behinderten Menschen gefüttert und gepflegt (z.B. gewindelt) wurden, danach aßen die ErzieherInnen. Heutzutage wird mehr auf die einzelnen behinderten Menschen und deren individuelle Situation eingegangen und auch der Gemeinschaftsaspekt wird betont. Diese Wandlung hat ihren festen Ausdruck darin erhalten, daß der Wochenplan nur noch eine Grobstruktur aufweist, die viel Spielraum für die Bedürfnisse der Menschen mit ihren jeweiligen Behinderungen bietet, und daß die Mahlzeiten gemeinsam eingenommen werden. Neben der individuellen Betreuung und dem Gemeinschaftsaspekt ist für den Erzieher entscheidend, daß die einzelnen ErzieherInnen ein Team bilden, in dem ein gutes Arbeitsklima herrscht. Denn gute Laune im Team färbt auch auf die behinderten Menschen ab. Ferner ist für alle aus dem Team die Zusammenarbeit mit den Eltern der behinderten Menschen wichtig. Beispielsweise sind Elternabende im Dreimonatsrhythmus ange-

strebt. Die Arbeitsphilosophie des Teams äußert sich schließlich auch in der internen Sprachregelung. In den offiziell-sachlichen Berichten wird von den behinderten Menschen als 'Betreute', 'zu Betreuende' oder 'Klientel' gesprochen, ansonsten ist nur von "unseren Leuten" die Rede, wie in der 'Tagesbetreuungsstätte'.

Es ist deutlich geworden, daß sich bei allen Befragten neben einigen Unterschieden eine gemeinsame Linie feststellen läßt. Wenngleich die MitarbeiterInnen hinsichtlich ihrer christlichen Grundlagen zurückhaltend waren, ließ sich ein selbstbewußtes Auftreten feststellen, wenn es darum ging, ihre Professionalität zu betonen. Das mag vielleicht mit der erforderlichen differenzierten Leistungsbeschreibung seit der Änderung des § 93, 2 Bundessozialhilfegesetz (ab 1.7.1994) und mit der Einführung der Pflegeversicherung (ab 1.4.1995) zusammenhängen. Behinderte Menschen werden in Hephata als gleichwertige Menschen mit je eigener Individualität geachtet und behandelt. Das gemeinschaftliche Miteinander zwischen ihnen und den MitarbeiterInnen wird großgeschrieben. Insofern läßt sich abschließend das alte Motto 'ora et labora' mit Blick auf Hephata etwas umformulieren: labora et communica.

Werner Ullrich

Diakonenausbildung in Hephata, früher und heute

In dem 1864 auf Initiative des Treysaer Pfarrers Franz von Roques gegründeten Hessischen Diakonissenmutterhaus, dessen Schwestern sich vor allem der Krankenpflege und später der Heimerziehung für "verwahrloste Mädchen" widmeten, entstand bald auch der Wunsch nach vergleichbarer Pflege und Fürsorge für Jungen und Männer. Da das Diakonissenmutterhaus 1883 nach Kassel verlegt worden war und die in Treysa verbliebenen Diakonissen unterstützt werden sollten, gründete der Landesverein für Innere Mission 1901 das "Hessische Brüderhaus e.V.", auch um für andere Regionen der Provinz Kurhessen dem Mangel an männlichen Krankenpflegern abzuwehren. Wichtig war den Gründern, Mitarbeiter zu gewinnen, die wenig Personalkosten verursachten und die in christlicher Demut bereit waren, auch niedrige und wenig angesehene Arbeiten zu verrichten. Zudem war dem Landesverein daran gelegen, daß die Brüder bereits eine Ausbildung hatten, um eventuell ihre Zöglinge ausbilden zu können, aber auch um im Notfall (besonders auf dem Land) ihren Lebens-

unterhalt zum Teil mit ihrem alten Beruf bestreiten zu können. Dabei diente das Konzept, das Wichern im Rauhen Haus umgesetzt hatte, als Vorbild. Auch das Brüderhaus sollte Diakone ausbilden und danach aussenden. Der erste Vorsteher des Brüderhauses, Pfarrer Schuchard dachte dabei an folgenden Kandidaten:

"Ein Brüderhaus soll keine Bewahranstalt für sittlich gefährdete Jünglinge, auch keine Pflegeanstalt für leiblich gebrechliche oder verkrüppelte junge Männer sein, auch kein Versorgungshaus für arbeitslose Leute, auch kein Übungsfeld für allerlei geistliche Liebhabereien, sondern eine Bildungsstätte für gläubige, nüchterne und dabei körperlich gesunde und kräftige Jünglinge, die ihrem Herrn Jesus Christus dienen wollen an den Ärmsten und Geringsten, an den Verlorenen und Verlassenen mit dem Werk der Liebe ..."

Im Laufe der Zeit veränderte sich die Diakonenausbildung. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde erkannt, daß die Brüder verstärkt auch pädagogisch und sozialarbeiterisch ausgebildet werden

müssen (zum Teil mit staatlichem Abschluß), um auch außerhalb der Diakonie in der Wohlfahrtspflege eingesetzt werden zu können.

Die heutige Ausbildung zum Diakonenberuf, der seit 1973 auch Frauen offensteht, orientiert sich an diesem Grundmuster. Wer sie beginnen will, muß bereits eine abgeschlossene Ausbildung im pädagogischen oder pflegerischen Bereich (z.B. Erzieher/in, Krankenpfleger/in, Altenpfleger/in, Sozialarbeiter/in) vorweisen und kann nach bestandener Auswahlverfahren die einjährige Vollzeitausbildung an der Diakonenschule Hephata antreten. Sie umfaßt Fächer der Theologie und der Religionspädagogik. Nach der Schulausbildung ist eine mindestens einjährige Tätigkeit im kirchlichen oder diakonischen Dienst notwendig, um vom Bischof von Kurhessen-Waldeck zum Diakon bzw. zur Diakonin

eingesegnet zu werden. Daraufhin ist auch die Aufnahme in die "Gemeinschaft der Brüder und Schwestern des Hessischen Brüderhauses" möglich. Sie umfaßt heute 420 Mitglieder (darunter 75 Frauen), die in Hephata selbst und in anderen diakonischen Einrichtungen oder in Kirchengemeinden arbeiten. Organisiert sind sie zudem in 11 Regionalkonventen, die sich mehrmals jährlich treffen.

Nicht unerwähnt bleiben sollen auch die Spannungen, die mitunter in dieser Berufsgruppe auftreten und die sich vor allem zwischen Älteren und Jüngeren auf tun, die das Diakonenamt und seine Rechte (vgl. tarifrechtliche Fragen) und Pflichten (z.B. Arbeitszeit) unterschiedlich definieren. Problematisch ist außerdem, daß sich Diakone auf Grund verschiedener Ausbildungen als Vorgesetzte und Untergebene am Arbeitsplatz begegnen.

3. Exkursion nach Görlitz und Prag

Arnd Götzelmann

Exkursion nach Görlitz und Prag

vom 28. Juni bis 2. Juli 1995

Nach der 'Wende' haben sich erwartungsgemäß auch im Bereich sozialer Arbeit und in den Kirchen epochale Umbrüche vollzogen. Die Goldgräberstimmung der vergangenen Jahre ist auf unserer Exkursion sowohl in Ostsachsen als auch in Tschechien noch deutlich spürbar gewesen. Wer nach dem Fall der Mauer am schnellsten war, konnte die meisten Fördermöglichkeiten beanspruchen und seine Arbeit am besten ausdehnen - das galt für den gewerblich-industriellen Bereich ebenso wie für den diakonisch-sozialen. Der Anspruch, etwas von dem Wandel in der sozialpolitischen Landschaft in den neuen Bundesländern zu erfahren und zugleich wesentliche kirchlich-diakonische Traditionen aufzunehmen, hatte im April 1992 das DWI schon einmal im Rahmen einer Exkursion nach Ostdeutschland geführt. Waren es damals schwerpunktmäßig die Traditionen der Herrnhuter Brüdergemeine, die die Tagesordnung der Exkursion bestimmten, so interessierten diesmal die Einrichtungen des Diakonissenmutterhauses bzw. des in Neuorganisation befindlichen Diakoniewerkes Salem, die aktuellen Probleme und Aufgaben der Diakonie im Bereich der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz sowie die Diakonie der Evangelischen Kirche der böhmischen Brüder.

Daneben hatten wir Gelegenheit, Einblicke in die Herrnhuter Diakonie der Diakonissenanstalt Emmaus in Niesky und in die Zinzendorf-Gemeinde Herrnhut zu nehmen.

Daß nicht nur der geographische Weg vom ganz im Westen der Republik gelegenen Heidelberg bis zum äußerst östlich platzierten Görlitz weit ist, sondern auch die gesellschaftlichen und sozialpolitischen Bedingungen weit auseinanderliegen, wurde uns nach der langen nächtlichen Anfahrt schon beim ersten offiziellen Gespräch greifbar. Ludwig Ammer, der Landesdiakoniepfarrrer bzw. Direktor des Diakonischen Werkes der schlesischen Oberlausitz, hat uns wesentliche Elemente heutiger Diakonie in dieser Region Deutschlands deutlich gemacht. Besonders das Verhältnis der sehr kleinen Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz mit ihren etwa 70.000 Gemeindegliedern und 350 kirchlichen Bediensteten (davon rund 70 PfarrerInnen) zu der recht großen und weiterhin boomenden Oberlausitzer Diakonie mit ihren ca. 2000 MitarbeiterInnen läßt Fragen von grundlegender Art aufkommen. Johannes Degens These vom Überleben der Volkskirche als Volksdiakonie gewinnt in diesem Umfeld aktuelle Denkwürdigkeit.

Das Diakoniewerk Salem in Görlitz beschäftigte

uns am Donnerstag und Freitag der Exkursion. Das Diakonissenmutterhaus Salem wurde im Rahmen der 1899 einsetzenden Bemühungen um eine gemeinde- und kirchennahe weibliche Diakonie als schwesterliche Zentrale der "Schlesischen Synodal-diakonie" im Bezirk der Oberlausitz im Jahre 1910 errichtet. Obwohl die "Schlesische Synodal-diakonie" eine Organisationsform innerhalb kirchlicher Strukturen im Gegenzug zur vereinsmäßigen und zentralisierten Mutterhausdiakonie gesucht hatte, kam es unter den gesellschaftlichen Bedingungen der Jahrhundertwende zu dieser und anderen Mutterhausgründungen und dann unter dem Druck des NS-Regimes 1942 zum Beitritt des Salem zum Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser. Letztere Verbindung mußte 1968 mit der Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR gelöst werden. Eine weiterbestehende Verbindung wurde über die internationale Kaiserswerther Generalkonferenz ermöglicht. 1948 wurde das Görlitzer Mutterhaus mit dem Altenheim Luisenstift zum Diakoniewerk Salem vereinigt. Alte Einrichtungen wie das Säuglingsheim und die neurologische Klinik verschwanden mit den Jahren, jetzt sollen neue hinzutreten wie z.B. zwei Kinderheime, die bisher in kommunaler Trägerschaft waren. Auch der Neubau eines "Dörfchens" für behinderte und alte Menschen, gefährdete Jugendliche und andere, für das verschiedene Modelle aus einem Architektenwettbewerb der Technischen Universität Dresden hervorgingen, wird derzeit geplant. Wir durften in den beiden Altenheimen Salem und Luisenstift, sowie in den beiden städtischen Kinderheimen hospitieren und lernten fünf von den sechs, alle im Ruhestand befindlichen, Diakonissen, einige MitarbeiterInnen und BewohnerInnen kennen. Ein Abschlußgespräch mit Hauptamtlichen aus der diakonisch-sozialen Arbeit in den Bereichen Kinder-/Jugendhilfe (Frau Elke Drewke, Kinderheimleiterin, Görlitz), Altenpflege (Frau Andrea Leideler, Leiterin der evangelischen Altenpflegeschule, Bautzen, und Schwester Elisabeth Lorenz, Luisenstift) sowie Jugendsozialarbeit (Herr Harald Lämmel, Leiter eines diakonischen Projekts für Skinheads, Hoyerswerda) führte unsere frischen Erfahrungen mit neuen Informationen zusammen. Herrn Karl-Friedrich Bretz, dem Leiter des Diakoniewerkes Salem, gebührt Dank für die Hilfe bei der Organisation unserer Exkursion vor Ort und für seine Hintergrundinformationen. Seiner Gattin, Frau Martina Kitzing-Bretz, sind wir dankbar verbunden für ihre kunsthistorische Stadtführung, die uns in einer Mittagspause einige Eindrücke von den reichen Tradition und Schönheit Görlitz' gewinnen ließ. Unterbracht waren wir in einer Gründerzeitvilla, die als Gästehaus der Diakonischen Bildungsakademie Sachsen derzeit wohl ausgemustert wer-

den muß, da fast alle kirchlich-diakonischen Gäste in das neugebaute Tagungshaus der Görlitzer Kirche abwandern. Ob aus der "diakonischen Villa" einmal ein Frauenhaus o.ä. werden wird, findet gerade Erwägung.

Am Samstagvormittag durften wir Gäste beim Vorsteher der Diakonissenanstalt Emmaus in Niesky sein, die zur Brüderunität gehört. Herr Pfr. Garve machte uns anhand von Holzmodellen, Architektenplänen und Anstaltsführungen die Wandlung und Vergrößerung der Diakonissenanstalt mit ihren vielfältigen diakonischen Arbeitsfeldern anschaulich. Im Neubau der Kantine wurden wir mittags gut versorgt, der im Oktober einzuweihende Krankenhausneubau glänzte im Sonnenlicht und die Altenheimpläne versprechen zur architektonischen Touristenattraktion zu werden, soll das neubarocke alte Krankenhaus doch durch Anbauten in postmodernem Jugendstil kombiniert mit Hundertwasser-Elementen zum Altenpflegeheim umgebaut und erweitert werden. Damit wird die seit der Wende von 170 auf 350 MitarbeiterInnen angewachsene Dienstgemeinschaft weiteres Wachstum erfahren. Das macht Neustrukturierungen auch in der Leitung notwendig, die durch eine erst kürzlich erfolgte Gründung einer diakonischen Gemeinschaft geistlich begleitet und befruchtet werden könnten. Mehr von der Tradition der Gründungen des Grafen von Zinzendorf wurde uns bei einem Rundgang durch Herrnhut greifbar.

Unser Weg führte uns schließlich weiter nach Prag, wo wir am Sonntag vormittag die Gelegenheit hatten, den Gottesdienst der Gemeinde Prag-Strasnice der Evangelischen Kirche der böhmischen Brüder unter Leitung von Pfr. Pavel Klinezky zu besuchen. Beim anschließenden Gespräch begegnete uns der Leiter der neugegründeten evangelischen Fachschule für Sozialpädagogik und Krankenpflege, Herr Knapp, der uns über die tschechischen Aufbrüche in der diakonischen Ausbildung berichtete. Von den 27 diakonischen Einrichtungen Tschechiens in evangelischer Trägerschaft lernten wir die Tagesstätte für behinderte Kinder und Jugendliche in Prag-Strasnice näher kennen. Die Leiterin und die Referentin für Auslandsangelegenheiten des tschechischen Diakonischen Werkes erzählten uns von der aktuellen Diakonie der Evangelischen Kirche der böhmischen Brüder und von der Arbeit dieser speziellen Tagesstätte. Dabei wurde klar, daß mit der Auflösung des altkommunistischen Systems neue Chancen auch für die kirchlich-diakonische Arbeit erwachsen sind, die zunächst zum Aufbau von verschiedenen neuen diakonischen Initiativen geführt hat, und daß man in Tschechien dazu z.T. an diakonische Traditionen der Kaiserswerther Prägung anknüpfen kann. Daß die tschechischen Protestanten - wie sie sagten - in

Sachen Diakonie vieles aus Deutschland gelernt und auch finanzielle Unterstützung bekommen hatten, wirft die Frage auf, in welchem Maße deutsche diakonische Strukturen übertragbar sind. Zugleich ist deutlich, daß es einen erheblichen Bedarf nach Förderung der Diakonie in Tschechien wie auch in anderen osteuropäischen Ländern gibt. Die Evangelische Kirche der böhmischen Brüder wird in nächster Zeit ihrerseits in neue Schwierigkeiten geraten, da die neue Regierung das System staatlicher Besoldung der Pfarrer abschaffen will und die Kirchen eigene Finanzierungssysteme einführen werden müssen. Das wiederum wird nicht an der böhmischen Diakonie vorbeigehen.

Die Exkursion hat uns facettenreiche Einblicke in die diakonische Praxis und in die kirchlichen und

sozialpolitischen Probleme Ostdeutschlands und Tschechiens gegeben. Sie hat uns um menschliche und fachliche Kontakte bereichert und uns neue Fragen finden lassen. Wünschenswert wären kontinuierlichere Kontakte mit der Diakonie in den östlichen Bundesländern und Staaten. Glücklicherweise gehören Studierende aus diesen Regionen immer wieder zu den Eingeschriebenen an unserem Institut und MitarbeiterInnen aus Kirche und Diakonie zu unseren Besuchern. Besonders zu danken ist Herrn Pfarrer Thomas Löffler, der als badischer Pfarrer im Heidelberger Kontaktstudium einer von 18 Teilnehmern der Exkursion war, für seine Organisations- und Durchführungshilfe bezüglich unserer Tschechienkontakte.

Ulrike Nitsche

Aktuelle politische Fragen und Zukunftsperspektiven der Diakonie

Begrüßung und Einführung durch Landesdiakoniefarrer Ludwig Ammer

Sichtlich erfreut über den Besuch von Studierenden des DWIs, insbesondere über das Interesse von "Wessis" an ostdeutschen diakonischen Unternehmen, zeigte sich Landesdiakoniefarrer Ludwig Ammer beim Empfang im Gebäude des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz in der Grenzstadt Görlitz. Nicht als eine "kleine Kirche" möchte Pfr. Ammer seine nur noch circa 70.000 Gemeindeglieder zählende Kirche bezeichnen, sondern als "amputierten Riesen", denn ihre Kirchenverwaltung war vor 1945 für die gesamte, etwa zehnmal so große Kirchenprovinz Schlesien zuständig. Heute verwaltet sie nur noch die 6 Kirchenkreise Görlitz, Hoyerswerda, Niesky, Reichenbach, Weißwasser und Ruhland, in denen eine sehr umfangreiche und hervorragende diakonische Arbeit geleistet wird. Über 2.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind in den zahlreichen stationären und offenen Einrichtungen der Diakonie in den Bereichen Alten-, Behinderten-, Jugend- und Sozialhilfe angestellt und arbeiten in Altenheimen und -pflegeheimen, Kindergärten, -tagesstätten und -heimen, Stadt- und Bahnhofsmission, psychosozialen Beratungsstellen, Ausbildungsstätten und Sozial- und Selbsthilfestationen. Bis zu 80% der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der einzelnen Institutionen gehören nicht (mehr) der Kirche an. Dies resultiert aus einer Verquickung von Umständen: In den alteingesessenen diakonischen Einrichtungen arbeiten heute fast keine Diakonissen mehr, und in den zahlreichen Einrichtun-

gen, die nach 1989 von der staatlichen oder kommunalen Trägerschaft in die diakonische übergingen, wurden nahezu alle - kirchenfernen - Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter übernommen. Außerdem eskalieren die in der gesamten Bundesrepublik verbreiteten säkularisierenden Tendenzen der Kirchenaustritte. Aufgrund des gesonderten geschichtlichen Hintergrundes sind diese in den fünf neuen Bundesländern frappant, in Sachsen gehören beispielsweise nur noch 20% der Bevölkerung einer Kirche an. Auch ist ein Großteil des Klientels diakonischer Einrichtungen nicht mehr Mitglied der Kirche. Als eine große Chance für die Kirche, missionarisch und werbend tätig zu sein, sieht Pfr. Ammer die diakonische Arbeit. Denn ein Großteil der Bevölkerung assoziiert mit der Präsenz der Diakonie, auf die allein schon die über das Land fahrenden, beschrifteten Einsatzwagen der mobilen Pflegestationen hinweisen, die Präsenz und das Engagement der Kirche. Zudem üben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonie aufgrund der Identifikation des Diakonischen Werkes mit der Kirche ihren Beruf in der Überzeugung aus, bei der Kirche angestellt zu sein, und ein Arbeitsplatz ist besonders hier im Osten der Bundesrepublik ein teures und geachtetes Gut. Um als diakonische Einrichtung auch in Zukunft dem immer stärker werdenden Konkurrenzdruck von Einrichtungen anderer Träger standhalten zu können, ist es vor allem wichtig, das diakonische Profil zu wahren und weiter zu entwickeln. Das Besondere und Eigene

diakonischer Arbeit sieht Pfr. Ammer in der Motivation, ein "Haus der Barmherzigkeit" zu sein. Diese Zielvorstellung beinhaltet, Sozialarbeit im Sinne und Namen Jesu zu tun und die Liebe, die wir von Gott empfangen, den Menschen weiterzugeben. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter heißt dies, daß eine des anderen Last tragen wird und daß sie die Hoffnung für das Leben eines Menschen niemals aufgeben werden. Diese Barmherzigkeit ist unbezahlbar; sie ist keine zusätzliche Leistung, sondern die Einstellung und die Zielvorstellung, mit der eine Arbeit getan wird. Diakonische Einrichtungen sind "Modelle für christliches Handeln". Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen sagen können: "Wir wollen hier und nicht mehr woanders arbeiten". Dies bedeutet auch, daß die Möglichkeit des Besuchs von

Personalgottesdiensten gegeben sein muß, in denen die Hoffnung, die diese Barmherzigkeit trägt, gespendet wird. Als ein Markenzeichen der diakonischen Arbeit seiner Kirche sieht Pfr. Ammer die Sterbebegleitung. Aber gerade in diesem Bereich wird nun eines der Spannungsfelder diakonischen Handelns betreten. Sterbebegleitung wird wie viele andere Leistungen nicht von den Krankenkassen getragen, wie Karl Friedrich Bretz, Leiter der beiden Altenheime des Diakoniewerkes Salem (Görlitz), dem Luisenstift und dem Diakonissenhaus Salem, an dieser Stelle einwenden mußte. Inwieweit darf oder muß eine christliche Motivation von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gefordert werden, insbesondere, wenn diese nun doch Extraleistungen erwartet?

Sabine Hofer

Diakonie im Umbruch - Geschichte und Gegenwart der Görlitzer Diakonie.

Gespräch mit dem Leiter des Diakoniewerks Salem, Karl Friedrich Bretz

Die Görlitzer Diakonie wurde und wird vom Diakoniewerk Salem geprägt, das eine Einrichtung der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz in Görlitz ist. Es besteht aus zwei Ursprungsinstitutionen: der sog. "Oberlausitzer Synodaldiakonie, Diakonissenhaus Salem" und dem Luisenstift. Die "Oberlausitzer Synodaldiakonie, Diakonissenhaus Salem" (Synodaldiakonie bedeutet, daß die Diakonie hier von der Gemeinkirche, also von der Kirche der betreffenden Region getragen wird) liegt am Rande der Stadt, nahe bei einem Naturschutzgebiet am Hausberg Landskrone. Sie umfaßt heute ein Feierabendheim (Altenpflegeheim). Die Rückgabe eines bis 1938 bzw. 1948 von Salemer Diakonissen bewirtschafteten Kreiskinder- und Jugendheims sowie die Zusammenführung eines sich anschließenden Kindergartens mit einer heilpädagogischen Tagesstätte für schwer geistig und mehrfach behinderte Kinder zu einer integrativen Einrichtung sind beschlossen und warten auf ihre Verwirklichung. Das Luisenstift ist ein ehemaliges Feierabendheim. Das idyllisch in einem Park nahe der Innenstadt gelegene Altenheim soll zukünftig als Pflegeheim eine gerontopsychiatrische Ausrichtung erhalten. 1993 wurden die beiden Einrichtungsteile "Oberlausitzer Synodaldiakonie, Diakonissenhaus Salem" und Luisenstift zum Diakoniewerk Salem zusammengeschlossen.

Geschichte des Diakoniewerks Salem

Das Luisenstift wurde ursprünglich durch eine Stiftung als Wohnraum für alleinstehende Frauen gegründet und ging erst nach dem 2. Weltkrieg in die Hände der Inneren Mission über, die es als Altenwohnheim weiterbetrieb. 1909 hatte der schlesische Landadel ein Diakonissenhaus gebaut, um dort Gemeindeschwestern für den Dienst in den dem jeweiligen Gutsherren unterstehenden Dörfern auszubilden. Es bestand jedoch nie ein großes Diakonissenhaus vor Ort, sondern die Diakonissen befanden sich nur während der Ausbildung im Görlitzer Stammhaus. 1927/28 entstand zusätzlich für die aus dem aktiven Dienst ausgeschiedenen Diakonissen ein Feierabendheim, das heute als Alten- und Pflegeheim geführt wird. Aus der Kinderarbeit entwickelte sich ein Kindergarten und 1970/71 das oben erwähnte Kinder- und Jugendheim, das von Diakonissen betrieben und vom DDR-Staat geduldet wurde, da es sich um sog. "nicht bildbare" Kinder handelte. Die Geschichte des Diakoniewerks Salem ist eng verflochten mit der Geschichte der Regionen Schlesien und Sachsen. Die alte "Oberlausitzer Synodaldiakonie" umfaßte vor 1945 einen sächsischen sowie einen niederschlesischen Teil, der sich teilweise über die Neiße nach Osten erstreckte. Nach 1945 brach das östliche Hinterland dieses Gebietes weg. Dadurch kam es zu einer Verlagerung von Osten nach Westen, die in der Görlitzer Diakonie besonders am starken Zuzug von Diakonissen spürbar wurde.

Gegenwärtige Situation des Diakoniewerks Salem

Die Situation des Diakoniewerks Salem ist derzeit besonders durch den Umbruch in der ehemaligen DDR gekennzeichnet. Seit 1945 kamen keine neuen Diakonissen mehr nach, so daß die "starke Säule" der diakonischen Arbeit in Görlitz nun zunehmend von neuen, zeitgemäßen Strukturen ersetzt werden muß. Das Diakonissenhaus Salem kam nach der "Wende" direkt in die Trägerschaft des Diakonischen Werkes. Mit der Gründung des Diakoniewerks Salem 1993 wurden alte Einrichtungen wie die duale Leitung und eine 1945 gegründete Neurologische Klinik aufgelöst und neue Projekte angegangen. Seit Ende 1994 gibt es Mittel für die begrenzte Sanierung der Häuser. Allerdings machte ihre schlechte architektonische Beschaffenheit eine Neuplanung erforderlich. Der Sanierungsbeginn ist 1995/96 angesetzt. Für das Luisenstift ist 1996 eine komplette Rekonstruktion mit teilweisem Neubau geplant. Zum 01.01.1996 soll das Diakoniewerk Salem wieder als eigenständiges Diakonisches Werk gegründet werden, mit Spitzenträgerschaft des Diakonischen Werkes Sachsen. Daher werden derzeit Mitglieder für den Trägerverein gesucht, die inhaltlich die Arbeit des Werkes tragen sowie über bestimmte z.B. betriebswirtschaftliche Erfahrungen verfügen. Allerdings sind die Ressourcen nicht sehr groß.

Gegenwärtig ist im Diakoniewerk Salem folgende Kapazität vorhanden: 50 Plätze in der Altenpflege im Salem, 36 Kindergartenplätze, ca. 30 Plätze für die Arbeit mit behinderten Kindern und 60 Plätze in der Altenpflege im Luisenstift. Die Finanzierung der Einrichtungen ist in der Regel eine Mischfinanzierung, wobei ein Anteil von 90-95% aus staatlichen Mitteln kommt. Der Rest wird in der Altenhilfe zu 2/3 durch Versicherungsleistungen und zu 1/3 direkt durch die Heimbewohner bzw. durch das Sozialamt gedeckt. In der Jugendhilfe werden die Restkosten durch Elternbeiträge gedeckt. Auf die Frage nach der Zusammenarbeit des Diakoniewerks Salem mit staatlichen Stellen beschrieb Herr Bretz den folgenden, m.E. sehr zutreffenden Grundsatz: je höher desto besser, aber wirkungsloser. Hierbei bedauerte Herr Bretz insbesondere die vielen Hürden, die manchen Initiativen des Diakoniewerks in den Weg gestellt werden und die verzögerte Bearbeitung von Anträgen in staatlichen bzw. städtischen Behörden, die die Arbeit erheblich erschwert.

Probleme der diakonischen Arbeit in Görlitz

Generell kann man sagen, daß die großen Probleme der Diakonie in der ehemaligen DDR auf der durch die Wende verursachten, schlagartig neuen Situation beruhen. Kirche und Diakonie wuchsen

mit einem Mal neue und größere Aufgaben zu, teils durch die nun auch für sie staatlicherseits freigegebene, meist sogar gewünschte Arbeit in diakonischen Aufgabenfeldern, teils infolge der "Rückführung" enteigneter Einrichtungen in ihre Hände. Dies bedeutet für die wenigen bisherigen Mitarbeiter meist eine starke Überlastung, da sie nun auch die hinzugekommene Arbeit tun müssen. Die kleinen Kirchengemeinden, denen bisher offiziell diakonische Arbeit untersagt war, fühlen sich oft inhaltlich und finanziell überfordert, wenn sie plötzlich neue, ihnen zugewiesene Einrichtungen tragen sollen. Zudem befinden sich die meisten Gebäude in einem äußerst schlechten, oft für die betreffende Arbeit ungeeigneten baulichen Zustand. Es fehlt häufig am den einfachsten, für uns Westdeutsche eher selbstverständlichen Dingen, wie z.B. (ausreichenden) sanitären Anlagen, Fahrstühlen im Altenheim etc. Gesellschaftlich ist ein starkes Mißtrauen gegenüber freien Trägern vorhanden. Das konkretisiert sich v.a. in der Angst der MitarbeiterInnen bisher städtischer bzw. staatlicher Einrichtungen, bei der Übernahme durch den freien Träger entlassen zu werden. Eng verknüpft ist diese Befürchtung mit dem Vorwurf an die Arbeit der freien Träger, nach eigenen Kostengrundsätzen zu arbeiten. Hinzu kommt hier und da ideologisch motivierter Widerstand im Bereich der kommunalen Verwaltung und Gremienarbeit gegenüber Plänen eines freien christlichen Trägers. Aus den genannten Gründen ist es derzeit sehr schwer, die Vorbereitungen für die geplante erhebliche Vergrößerung des Diakoniewerks Salem Anfang 1996 durchzusetzen (Übernahme von zwei städtischen Einrichtungen der Jugendhilfe und große bauliche Vorhaben in der Altenhilfe).

Ein weiteres Problem ist, den bisherigen MitarbeiterInnen ein Verständnis für Lobby- und Gremienarbeit zu vermitteln. Zudem wird es von zahlreichen Angestellten als Defizit empfunden, daß die "Nische", die die kirchliche Arbeit im DDR-Staat bot, und die daran geknüpfte Abgrenzung nicht mehr vorhanden ist. Darüberhinaus treten ihnen überall völlig neue Einflüsse, Vorschriften und Gesetze gegenüber, was zu Überlastung und Unzufriedenheit führen kann. Ebenso wenig Verständnis können sie den personellen Kürzungen aus Kostenersparnisgründen entgegenbringen, die die wenigen übriggebliebenen MitarbeiterInnen an die Grenze ihrer Belastbarkeit bringen, da zu DDR-Zeiten wegen der geringen Personalkosten viele Arbeitskräfte angestellt werden konnten.

Chancen für die Zukunft

Die Chance dieser vollkommen neuen Situation - sowohl auf politisch-rechtlich-sozialem wie auch auf ideologischem Gebiet - liegt in der Neugestaltung

von Inhalten und Konzeptionen. In der Görlitzer Diakonie werden für jeden Bereich - Jugend- und Altenhilfe - neue Konzeptionen entwickelt, zum Teil sogar in Zusammenarbeit mit MitarbeiterInnen der noch in städtischer Trägerschaft arbeitenden Jugendhilfeeinrichtungen. Durch MitarbeiterInnen-schulungen zur Höherqualifizierung und vielfältige Initiativen (wie z.B. Baumaßnahmen, Aufbau eines mobilen und fördernden Hilfswerks für behinderte Kinder oder Förderung von betreutem Wohnen in überschaubaren Wohngruppe anstelle von Heimen) soll die Eigeninitiative der MitarbeiterInnen gestärkt und sowohl ein besseres Arbeitsumfeld als auch bessere Arbeitsbedingungen geschaffen werden.

Alles in allem ist das Ziel für die nächsten Jahre die Steigerung der wirtschaftlichen Rentabilität einerseits und v.a. die Verbesserung der konzeptionellen Arbeit andererseits. Daher soll das Diakoniewerk Salem eine bestimmte Größe halten, und es wird großen Wert auf gut ausgearbeitete Konzepte für die diakonische Arbeit gelegt. Der Hausvater der Diakonieanstalt ist also nicht mehr ausschließlich Leiter und Seelsorger, sondern seine Arbeit hat infolge des politisch-gesellschaftlichen Umbruchs viele neue Handlungsfelder hinzugewonnen. Seine Tätigkeit besteht daher hauptsächlich aus juristischer, politischer und konzeptioneller Arbeit sowie Interessenvertretung in Gremien.

Florian Lampadius

"Diakonie im Umbruch - Erfahrungen nach der Wende im Kinder-, Jugend- und Bildungsbereich"

Rundgespräch am 30.6.1995 in Görlitz

Der Sozialarbeiter Harald Lämmel berichtete von seiner Arbeit mit Skinheads in Hoyerswerda, in der er seit drei Jahren tätig ist. Zwei Monate vor den gewaltsamen Ausschreitungen 1991, die durch die Medien gingen, hatte er mit 15 Mitarbeitern durch eine Aktion von "Kirche unterwegs" Kontakte mit den Skinheads geknüpft. Ein großes Zelt auf einem nahe gelegenen Campingplatz diente als Begegnungsstätte. Nach einer "Warmwerdephase" von einer Woche öffneten sich manche Skinheads und erzählten ihre Lebensgeschichte. Harald Lämmel setzte sich als Streetworker nach den Ausschreitungen dafür ein, die Isoliertheit der Skinheads zu durchbrechen; ein Beschäftigungsprojekt lief an. Da die Stadt jedoch ihr Versprechen, den Skinheads einen Raum zu stellen, nicht hielt, kam es erneut zur Eskalation. Eine Rathausbesetzung mündete in ein Gespräch. Später drohte jedoch eine offene Auseinandersetzung zwischen der Polizei und den Skinheads, bei der sich Lämmel als Wanderer zwischen den Fronten empfand. Letztlich wurde ein Kompromiß, eine "Lösung ohne Verlierer" gefunden und es konnte ein Raum eingerichtet werden. Um zu einem gegenseitigen Verständnis zu gelangen, wurde zu einem Bürgerforum eingeladen, bei dem die Skins ihre Wünsche artikulieren konnten. Ein Photo aus dieser Phase ist mit einem für sich selbst sprechenden Kommentar versehen: "Wir wollen endlich Freizeiträume, wo wir uns treffen und das Bier bezahlen können. Die ganze kapitalistische Freizeitindustrie könnt ihr euch an den Arsch kleben. Und dann wollen wir Arbeit und keine Sozialalmsen." Harald Lämmel führt das Problem

gewalttätiger Jugendlicher in den neuen Bundesländern auf mehrere Faktoren zurück. Dazu gehören das sozial negative Wohnumfeld (Hoyerswerda entstand erst in den 50er Jahren als Betonstadt mit zahlreichen "Arbeiterschließfächern"), die Verunsicherung nach der Wende, die hohe Jugendarbeitslosigkeit und die mit ihr verbundene Perspektivlosigkeit. Heute ist das Phänomen der Skinheads eher rückläufig, was wohl auch daran liegt, daß die "Betreuungsstrukturen" inzwischen etabliert sind. Es gibt jetzt in Hoyerswerda acht Jugendsozialarbeiter, eine bessere Ausstattung der Jugendämter usw. Dennoch besteht das Problem des latenten Neofaschismus weiterhin.

Besonders eindrücklich bleiben in diesem Zusammenhang zwei Kernsätze aus Lämmels Bericht: "Die Sache des Neofaschismus ist zu verdammen, aber nicht der junge Mensch." "Hinter der Maske steht ein Mensch."

Andrea Leideler berichtete von der Entstehung der diakonischen Bildungsakademie in Sachsen nach der Wende und insbesondere von der Entstehung der Altenpflegeschule in Bautzen. Zur Jahreswende 1991/92 war der finanzielle Spielraum auf einmal so groß, daß der Vorstand der Bildungsakademie, Dr. Scholze, vor der Notwendigkeit stand, Einrichtungen zu schaffen, um das Geld nicht verfallen zu lassen. Auf diese Weise bekam eine Idee von Frau Leideler, die ausgebildete Krankenschwester und diplomierte Medizinpädagogin ist, auf einmal den nötigen Rückenwind. Gemeinsam mit einer Kollegin konnte sie eine Altenpflegeschule aufbauen, die sich inzwischen als erfolgrei-

che Bildungseinrichtung etabliert hat. Sehr engagiert vermittelte Andrea Leideler die Grundinhalte ihrer Altenpflegeschule, die 1800 Pflichtstunden - und damit 200 mehr als in einer durchschnittlichen Schule - für die Altenpflegeausbildung vorschreibt. Besonderen Wert wird dabei auf eine zusätzliche Qualifikation in den kreativen, theologischen und sozialtherapeutischen Fächern gelegt. Der Konkurrenzdruck für Altenpflegeschulen in Sachsen ist hoch. Von 60 Einrichtungen werden wohl nur 25 "überleben". Dennoch ist Andrea Leideler zuversichtlich, was das zukünftige Schicksal der Altenpflegeschule angeht, weil die Überschaubarkeit (100 Schüler), die konfessionelle Bindung und die qualifizierte Ausbildung sowie die hohe Übernahmequote - 80% der Schüler werden übernommen - für die Altenpflegeschule Bautzen sprechen. Negative Erfahrungen mußte Frau Leideler mit der neuen Fachschulordnung machen, die die gute Grundkonzeption ihrer Schule gefährdet. Die wohl aus finanztechnischen Motiven eingeführte Festschreibung der Altenpflegeausbildung auf 2 Jahre drängt die Ausbildung in unerträglicher Weise zusammen. Eine finanzielle Absicherung ist so nicht mehr möglich. Es bleibt zu hoffen, daß Frau Leideler die Kreativität, Lösungen zu finden, in dieser Situation nicht verloren geht!

Aus der Arbeit in einem - noch - staatlichen Kinderheim berichtete Frau Drewke. Auch hier gestal-

tete sich der finanzielle Handlungsspielraum im Herbst 1991 auf einmal so großzügig, daß in kurzer Zeit viel Geld verbraucht werden mußte, um nicht zum Jahresende zu verfallen. So wurde im Kinderheim in der Otto Müller-Str. im November 1991 eine dreiwöchige Grundrenovierung durchgeführt. Zu DDR-Zeiten war dieses Heim ein reines Hilfeschulheim. Eine Novellierung des Schulgesetzes brachte die Neuerung: Durch das Recht aller auf Schulbildung hatten auch 3 Kinder aus der Kinderpsychiatrie auf einmal die Chance, dort einen Platz zu finden. Um anstelle der großen Gruppen kleinere Wohngruppen schaffen zu können, wird jetzt mehr Wohnraum gebraucht. Die Stadt versprach sogar einen Neubau, zog dieses Versprechen aber zurück, als die Diakonie Interesse für das Wohnheim zeigte. Inzwischen ist es klar, daß die Diakonie das Heim ab dem 1.1.1996 übernehmen wird, ein Ereignis, dem Frau Drewke mit Freude entgegenseht, weil die Zusammenarbeit mit der Stadt durch bürokratische Umständlichkeiten sehr erschwert war - und noch ist. Der Trägerwechsel wird nicht zuletzt mit einer räumlichen Verbesserung verbunden sein. Der Umzug steht kurz bevor.

Das Gespräch mit diesen drei engagierten MitarbeiterInnen der Diakonie bereicherte unser Repertoire an Eindrücken von den Wandlungen diakonisch-sozialer Arbeit seit der deutschen Einigung.

Michael Gerhard

Einblick in die Arbeit des Altenheims Luisenstift in Görlitz

Eine kleine Gruppe Studierender besuchte an zwei halben Tagen das Altenheim Luisenstift in Görlitz. Das Luisenstift ist ein Alten- und zunehmend auch Pflegeheim des "Diakoniewerks Salem", eines ab 01.01.1996 selbständigen Rechtsträgers des Diakonischen Werks der Schlesischen Oberlausitz. Das heute noch den Kern des Hauses bildende "alte Gebäude" wurde 1847 erbaut. Ein Anbau erfolgte im Jahr 1895. Ursprünglich war das Haus mit seinen großzügigen Grünanlagen für ledige Töchter aus "gutem Hause" konzipiert. Seit 1948 befindet sich das mit 65 Heimplätzen ausgestattete Anwesen in Trägerschaft der Evangelischen Kirche. Beginnend mit dem freundlichen Empfang durch die Pflegedienstleiterin am Nachmittag erwartete uns auch am nächsten Vormittag ein freundliches und gerne zu Auskünften bereites Team von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Durch die zwanglose Teilnahme an einem Mitarbeiterfrühstück erga-

ben sich Gespräche über die Situation der Menschen in den neuen Bundesländern im allgemeinen, aber auch über die Situation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie im speziellen. Fragen, angefangen bei der Kirchenmitgliedschaft von Angestellten der Diakonie, über die Finanzierung der Hilfemaßnahmen, bis hin zur schlechten baulichen Situation von diakonischen Einrichtungen, wurden aufgegriffen. Etliche nachdenkliche Töne waren zu hören, z.B. "... und nach der Wende sind so viele Schwestern in den Westen gegangen ...", aber auch viel Ermutigendes klang an. Zwischen dem Hauptproblem, nämlich der Finanzierung, d.h. der Angst um die Erhaltung der Arbeitsplätze einerseits und der Sorge um den baulichen Zustand des Luisenstifts andererseits, entdeckten wir viel ehrliche Zuneigung des Personals den Bewohnerinnen und Bewohnern gegenüber, aber auch ein erstaunliches Maß an Anerkennung

der Bewohner für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Mangelnde technische Ausstattung (z.B. kein Aufzug, in den meisten Zimmern keine sanitären Anlagen) wurde, so war mein Eindruck, durch hohe Einsatzbereitschaft, teils freiwillig, teils durch die Verhältnisse erforderlich, ausgeglichen bzw. oft überboten. In einem Gespräch mit Bewohnerinnen und Bewohnern in dem sehr schön angelegten Garten des Hauses war von der Entscheidung der am Gespräch beteiligten alten Menschen zu hören, bewußt in ein kirchliches Heim gegangen zu sein, "... weil man ja in anderen Heimen nicht so viel gilt ...". Auch wenn diese Aussage sicherlich eine einseitige Sicht der Dinge wiedergibt, läßt sich das positive Empfinden, denke ich, als Verdienst der Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern werten. Dagegen bietet die Leistungsvergütung, die in vielen Fällen im Widerspruch zum Wohlbefinden der Bewohner steht, den Mitarbeitern Grund zur Anfrage. Schwer zu akzeptieren ist nämlich, daß für Bewohner, die durch gute Betreuung ihr körperliches und psychosomatisches Befinden verbessern konnten, eine Überprüfung der Pflegegruppe ansteht, die für das

Altenheim oft mit einer geringeren zukünftigen Vergütung verbunden ist. Das Verhindern eines Dekubitus rechnet sich nicht so gut, wie das Versorgen eines offenen Dekubitus. Die Bewohner des Luisenstifts, jedenfalls die, mit denen wir im Gespräch waren, setzten sich stark mit der Tatsache auseinander, daß sich die Kosten für Unterbringung, Verpflegung und Pflege seit der Wende vervielfacht haben. Hier ist vom Personal viel Überzeugungs- und Aufklärungsarbeit zu leisten. Auch die dem allgemeinen Trend folgende Entwicklung des Luisenstifts vom Altenheim zum Pflegeheim ist für die Bewohner, besonders für die, die schon länger im Haus leben, ein aktuelles Thema. Die damit verbundenen Veränderungen in der Gestaltung von Freizeitprogramm und Aktivitäten wurden beklagt. "Früher wurden mehr Feste gefeiert." Durch das Teilnehmen an gemeinsamen Mahlzeiten mit Bewohnern war uns ein weiterer Einblick in die Atmosphäre des Hauses gestattet. Die dort und bei anderen Gelegenheiten gewonnenen Eindrücke von der Art des Umgangs und vom Stil des Hauses lassen mich dankbar auf die Zeit, in der wir zu Gast im Luisenstift sein durften, zurückblicken.

Peter Trittenbach

Besuch in einem Kinderheim

Im Rahmen der Exkursion hospitierten wir in einer Kindertagesstätte in Görlitz. In einer Kleingruppe von vier KommilitonInnen konnten wir zweimal die Einrichtung besuchen und hatten dadurch auch die Möglichkeit mit verschiedenen Erzieherinnen zu sprechen. Am Donnerstag zwischen 17.00 und 20.00 Uhr machten wir unsere erste Bekanntschaft mit Erzieherinnen, Kindern und der Einrichtung. Während einer Führung durch das Haus erklärte uns eine Erzieherin den Rahmen, in dem die Kindertagesstätte arbeitet bzw. arbeiten muß.

Grundsätzlich läßt sich sagen, daß die Räumlichkeiten - in Anbetracht der Möglichkeiten - sehr schön gestaltet waren. Das Haus war jedoch von seinem Bau her nicht für die Bedürfnisse eines Kinderheimes konzipiert. So mußte der gemeinsame Speiseraum ins Halbpaterre gelegt werden, das entsprechend dunkel war, um die Wohn- und Schlafzimmer der Kinder in den oberen Etagen unterbringen zu können. Ferner waren die Zimmer von der Größe so bemessen, daß sich Kinder zu viert oder zu fünft ein Zimmer teilen mußten. Man kann nicht sagen, daß sie dadurch zu wenig Platz gehabt hätten, aber der ganz individuelle Freiraum und eine Rückzugsmöglichkeit waren nicht mehr

gegeben. Dessen war sich auch die Erzieherin, mit der wir sprachen, bewußt, aber ohne sehr große Umbaumaßnahmen wäre dieses Problem nicht zu beheben gewesen, da zudem vier Zimmer so angeordnet waren, daß man durch die ersten drei hindurchgehen mußte, um in das vierte zu gelangen. Der Grund für diesen Mißstand liegt noch in der Zeit vor der Wende. Mit dem zukünftigen Träger, dem Diakonischen Werk, ist ein weiterer Unsicherheitsfaktor angesprochen, der sich vor allem auf die Erzieherinnen bezieht. Einerseits wird dem neuen Träger eine positive Haltung entgegengebracht, da man sich erhofft, daß sich das Arbeitsklima verbessert - vor allem zwischen Arbeitgeber und Erzieherinnen und zwischen Verwaltung und Erzieherinnen. Andererseits gehören viele Erzieherinnen keiner Glaubensgemeinschaft an. Das betrifft vor allem die älteren Erzieherinnen, die als Mitglied einer christlichen Gemeinde zu Zeiten der DDR keinen Arbeitsplatz bekommen hätten und im tiefsten Sinne "entchristlicht wurden" (so eine Mitarbeiterin über sich selbst). Für sie steht ein großes Fragezeichen vor einem christlichen Träger: Werden wir übernommen werden? Wenn nicht, haben wir in unserem Alter noch eine Chance auf eine

neue Stelle? Zu all den Unsicherheiten kommt hinzu, daß mit dem Ende des Jahres das Kinderheim nicht länger im gewohnten Haus bleiben kann und die neue Trägerschaft zwar in Sichtweite, aber noch gar nicht sicher ist. Hier stellen sich nun auch die Fragen: Wer wird die neue Unterkunft bezahlen? Wie wird sie aussehen?

Nach all den äußeren Faktoren sollen nun auch die Kinder und die Pädagogik nicht zu kurz kommen. Im Kinderheim leben während der Schulzeit vierundzwanzig Kinder in drei Gruppen zusammen. Zur Betreuung stehen momentan acht Erzieherinnen zur Verfügung, was nicht viel ist, wenn man berücksichtigt, daß sowohl geistig als auch körperlich behinderte Kinder in den Gruppen leben. Der Tagesablauf strukturiert sich durch gemeinsame Mahlzeiten morgens, mittags und abends. Die geistig und lernbehinderten Kinder werden nach dem Frühstück zu einer Sondereinrichtung gefahren, die anderen Kinder gehen in die örtliche Schule. Nach der Hausaufgabenbetreuung ist Frei- und Spielzeit für die Kinder, die sehr individuell gestaltet werden kann. Dazu bieten Brettspiele, ein Garten mit hinreichender Fläche und eine Tischtennisplatte viele Möglichkeiten. Gemeinsame Ausflüge erweitern die Freizeitangebote. Einen solchen Ausflug in den Tierpark von Görlitz unternahmen wir am Freitag Morgen von 9.00 bis 11.30 Uhr. Dort besuchten wir die Patenziege Lili. Die Eindrücke, die ich während dieser beiden Tage von den Kindern wie auch den Erzieherinnen sammelte, ergaben für mich ein sehr

positives Bild. Dies überraschte mich besonders in bezug auf das pädagogische Konzept. Denn ich fand dort den heilpädagogischen Ansatz wieder, den ich während meines einjährigen Praktikums in einem Heim für verhaltensauffällige Kinder (in Westdeutschland) kennen- und schätzengelernet hatte. Auf die Frage, ob sich nach der Wende am Konzept etwas geändert habe, wenn man vom ideologischen Überbau absieht, konnte man nur schwer eine Antwort bekommen. Den Erzieherinnen fehlte offensichtlich Information für eine neue Orientierung. Die Leiterin des Heimes brachte es aus ihrer Sicht etwa so auf den Punkt: Die meisten ihrer Mitarbeiterinnen seien es gewohnt und hätten sich daran angepaßt, daß Weisung von oben kam. Daher habe es sehr lange gedauert, bis erste Eigeninitiativen und Orientierungsversuche entstanden wären. Diese seien eigentlich erst seit einem Jahr zu beobachten.

Der positive Eindruck, den die Arbeit mit den Kindern bei mir hinterließ, hat ihren Ursprung vermutlich v.a. in dem oft anklingenden Selbstverständnis, daß man füreinander und miteinander lebt. Dies drückte sich in Formulierungen aus, in denen nie von "meiner Arbeit im Heim" oder nur selten von "meiner Arbeit" gesprochen wurde, sondern von "meiner Arbeit für die Kinder". Am besten lassen sich die positiven Erfahrungen mit einer Aussage einer Pflegerin aus einem Altenheim zusammenfassen: "Wir wollen, daß die Menschen es schaffen, wieder in eine niedrigere Pflegestufe zu kommen."

Judith Kiehnel/Werner Ullrich

Diakonie der Kirche der Böhmisches Brüder

Besuch der Tagesstätte für behinderte Kinder im Prag

Die Diakonie der evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder hat eine recht junge Geschichte: 1903 wurde der erste diakonische Verein im damaligen habsburgerischen Böhmen gegründet, angeleitet durch Kaiserswerth. Bis zum 2. Weltkrieg bestanden dann 5-6 Einrichtungen. Die kommunistische Machtübernahme 1948 führte zu einer selbst im Vergleich mit den meisten anderen Ostblockstaaten (DDR, Polen, Ungarn) harten Unterdrückungen aller Aktivitäten der christlichen Kirche: 1950 wurden alle diakonischen und caritativen Einrichtungen verboten und aufgelöst. In der Folgezeit war diakonische Arbeit lediglich als Privatinitiative einzelner Kirchenmitglieder möglich. Erst im Juni 1989 kurz vor der Wende gestattete die noch kommunistische CSSR den Kirchen wieder, diakonisch tätig

zu werden. Das neu gegründete Diakonische Werk der Kirche der Böhmisches Brüder nahm in wenigen Jahren eine rasante Entwicklung, auch dank finanzieller und personeller Hilfe aus dem Westen. Es zählt heute 400 hauptamtliche Mitarbeiter/innen in 27 Einrichtungen, die rund 2000 Menschen betreuen: hauptsächlich Behinderte und alte Menschen. Erschwerend kommen unklare Eigentumsverhältnisse hinzu. Der Staat hat bislang nur die ehemals beschlagnahmten Heime zurückgegeben. Auch gibt es Schwierigkeiten mit staatlichen Geldzusagen, die manchmal nicht eingehalten werden. Zudem fehlt immer noch die rechtliche Grundlage für diakonische Einrichtungen, was sich am 1.1. 1996 ändern soll. Allgemein kann man sagen, daß die diakonische Arbeit für die relativ kleine Kirche

der Böhmisches Brüder eine große Herausforderung ist, sowohl finanziell als auch personell. Auch ist die Zuordnung Diakonie und Kirche nicht ganz geklärt. Die Diakonie konkurriert mit dem "Christlichen Dienst", dem kirchlichen Sozialdienst für die eigenen Mitglieder, während die Diakonie sich bewußt auch um Kirchenferne bemüht und auch nichtkirchliche Mitarbeiter/innen hat. Zur lokalen Kirchengemeinde bestehen allerdings im allgemeinen sehr gute Beziehungen. Die Diakonie der Böhmisches Brüder setzt für die von ihr betreuten Menschen bewußt auf Tages- und Wocheneinrichtungen und versucht sich von der Arbeit in Heimen zu lösen. Hierfür sind auch die schlechten Erfahrungen im kommunistischen Staat ein Grund, wo die wenigen großen Heime (meist in Grenznähe) lediglich Aufbewahrungsorte ohne pädagogische oder psychologische Betreuung waren. Nach der Wende waren es dann Elterninitiativen oder die Kirchen, die stattdessen kleine Einrichtungen (als Tages- oder Wochenstätten) schufen.

Eine solche Einrichtung besuchten wir während unserer Exkursion in Prag-Strasnice: die Tagesstätte für Kinder und Jugendliche mit mehrfacher

Behinderung (v.a. Autismus, Kinderlähmung, Epilepsie). Die Einrichtung ist seit Oktober '90 in Betrieb und umfaßt derzeit 18 Kinder und Jugendliche, die von insgesamt 16 Mitarbeiter/innen betreut werden. Jeweils 3-4 Kinder werden in eigenen Gruppenzimmern betreut. Dank der Unterstützung der deutschen Diakonie ist die Ausbildung der Mitarbeiter/innen und die materielle Ausstattung recht gut. Die Kinder werden morgens von ihren Eltern gebracht oder von zu Hause abgeholt. Nach einer kurzen Andacht findet dann am Vormittag Schulunterricht in den Gruppen statt, wobei jedes Kind seinen eigenen "Lehrplan" hat. Nach der Mittagspause, die manche Kinder zu Hause verbringen, wird hauptsächlich gespielt oder gebastelt. Einmal pro Woche wird schwimmen oder reiten gegangen, einmal im Monat gehen Kinder und Mitarbeiter/innen ins Theater oder in ein Konzert. Bei der Gestaltung der Tage wird Wert darauf gelegt, daß sich der Tagesablauf so wenig wie möglich von dem gesunder Kinder unterscheidet. Wichtig ist den Mitarbeiter/innen auch der enge Kontakt zu den Eltern, die regelmäßig über den Ausbildungsstand ihrer Kinder unterrichtet werden.

III. Aus Studium und Forschung am Institut

Jürgen Stein

Impulse des Sozialen Protestantismus 1890-1935 für die Diakonie an der Schwelle des 21. Jahrhunderts

Die historische Kommission des Diakonischen Werkes der EKD hat im Februar 1995 im Stuttgarter Diakonissen-Mutterhaus gemeinsam mit der Diakonischen Akademie und dem Diakoniewissenschaftlichen Institut eine Tagung abgehalten, die Historiker der verschiedenen Fachrichtungen mit Verantwortlichen in Kirche und Diakonie zum Gespräch über den "Sozialen Protestantismus und Sozialstaat" zusammenführte. Der zeitliche Rahmen des Themas sollte vom gescheitert abgebrochenen Versuch eines "Sozialkaiseriums" in Deutschland (1890) bis an die Schwelle des völkischen Anti-Sozialstaates (1935) führen, in dem schließlich auch solche Vertreter von Kirche und Innerer Mission den prinzipiellen Gegner christlicher Verantwortung in Staat und Gesellschaft erkannten, die in den ersten Jahren die NS-Herrschaft begrüßt und bejubelt hatten. Die historische Aufarbeitung dieser Epoche hat die

Aufgabe, die Zeit aus ihren eigenen Verflechtungen zu verstehen und an ihren eigenen Ansprüchen zu messen. Sie fragt aber auch, wie die im Kaiserreich eingeleiteten Prozesse und eingeübten Denkschemata die Menschen schließlich zum Widerstand unwillig oder unfähig an die Schwelle des sogenannten "Dritten Reiches" und in den totalen Krieg gegen die europäische Zivilisation trieben. Am Ende eines weiteren Jahrhunderts kann aber auch nach Impulsen und Wegweisungen für den sozialen Protestantismus und die Diakonie der heutigen Zeit gesucht werden. Die zur Tagung gehörigen Publikationen mit den Überblicksvorträgen von Theodor Strohm (Apologetik und Volksmission), Klaus Erich Pollmann (Innere Mission 1890-1914), Jürgen Reulecke und Jochen-Christoph Kaiser (Innere Mission 1914-28) und Christoph Sachße (1928-35) sowie weiteren Referaten und Workshopbeiträgen¹ wer-

den die Bearbeitung der ersten Aufgaben erleichtern - zum dritten Ziel können bereits Eindrücke von der Tagung selbst, aus den Vorträgen und Gesprächen am Rande weiterhelfen.

Angst, so kann die erste "Lehre aus der Geschichte" lauten, ist auch für den sozialen Protestantismus und die Diakonie eine schlechte Lehrmeisterin. Die Zeit von 1890 bis 1935 erscheint als Epoche emphatischer, aber trügerischer Hoffnungen. Mehrfach sah es so aus, als könnte eine in protestantisch-wertkonservativen Traditionen und Glaubensformen fußende, aber für die Wahrnehmung der sozialen Leiden und Probleme der Zeit offene Geistesströmung zur maßgeblich prägenden Kraft der deutschen Politik und des deutschen Sozialwesens werden. 1890 erweckte die Frühjahrsbotschaft Kaiser Wilhelms II. den Eindruck, als wolle der junge Monarch sich ganz besonders der sozialen Fragen annehmen und als würde er dabei auf die Kompetenz des Protestantismus und seiner Inneren Mission bauen. Ein anderer euphorischer Moment voller Tragik und Schuld war der Kriegsausbruch 1914, von dem angeblich Reinigung, Kräftigung und Erneuerung der moralischen Werte in Deutschland (und durch den erwarteten Sieg in ganz Europa) ausgehen sollte. Die Gründung der Republik und ihre Sozialgesetze dagegen lösten keine Begeisterung auf protestantischer Seite aus; praktische Mitwirkung blieb von Distanz und Verachtung geprägt. Auf Hitler und seiner Bewegung ruhten 1933 wiederum Hoffnungen. Von dort würden ihre sozialen und volksmissionarischen Grundsätze nun eine Schlüsselstellung erhalten. In der gesamten Zeitspanne zeigen die Gründungen neuer Träger, neuer Einrichtungen, neuer und umgestalteter Verbände ein Hoffen auf beträchtliche Handlungsmöglichkeiten (Beiträge Matthias Benad - Bethel, Michael Klein - Raiffeisengenossenschaften, Wilfried Koch - Fichte-Gesellschaft, York Herwarth-Meyer - Ev. Reichs-Erziehungsverband). Andere Erwartungen waren schließlich auf Eugenik und "präventive Fürsorge" gerichtet (Beitrag Michael Schwartz); in den Zwanziger Jahren kam die Bereitschaft hinzu, nach dem Verlust von einst mündelsicherem Stiftungsvermögen in der Inflation finanzwirtschaftlich aktiver zu operieren. Auch diese Erwartungen sollten katastrophale Folgen haben: betriebswirtschaftliches Versagen führte zu Skandalen und zum Zusammenbruch der verbandlichen Eigenständigkeit - die Identifikation mit der Erbanlagenforschung und ihren höchst diffusen "Erträgen" schwächte die Widerstandskraft gegen die Lebensvernichtungspolitik nach 1933. Wie die Zeit also reich an Hoffnungen war, so war sie noch reicher an Ängsten: vor dem industriellen Strukturwandel, den Wissenschaften, dem Geburtenrückgang, vor Sexualität und kultureller Freiheit (Beitrag Almuth

Püschel), vor der katholischen Kirche, der Arbeiterbewegung und "weltlicher" Sozialarbeit. Die trügerischen Hoffnungen waren Resultate und Projektionen solcher Beklemmungen. Sich aus diesen Ängsten vor der realen modernen Welt nicht ausreichend befreit zu haben und aus solcher Befreiung heraus die sozialen Herausforderungen der Gesellschaft nicht angenommen zu haben, bleibt das tragische und schuldige Versäumnis des deutschen Protestantismus dieser Jahre. Aus der protestantischen Theologie traten offenbar noch besonders verunsichernde Elemente zum allgemeinen Kulturpessimismus, der den "Untergang des Abendlandes" befürchtete, hinzu: eine krass individualisierende Betrachtung des Menschen ohne Beachtung seiner sozialen Bezüge, eine Betonung seiner Verworfenheit und Verlorenheit unter Außerachtlassung der Gnadenzusage göttlicher Versöhnung oder eine Verabsolutierung jeglichen Obrigkeitsanspruches.

Das heutige Nachdenken über die Rolle des sozialen Protestantismus in der Zukunft enthält auch Impulse für die Rolle, welche seine Vertreterinnen und Vertreter in der Politik spielen können. Die Geschichte hält hier verschiedene Modelle bereit: da ist der Politiker Theodor Lohmann mit seinem sozialem Gewissen, der Arbeitsschutz und Risikoversicherung erreichen und verbessern will, der mit seinem Kanzler und seinen Ministern zu ringen hat und der in Fachgremien und Fachkongressen von Kirche und Innerer Mission ebenso sein Anliegen vertritt (Beitrag Renate Zitt). Andere, allen voran Ex-Hofprediger Adolf Stoecker, wollen selbst mit ihrem Anliegen Partei sein und polarisieren die Öffentlichkeit und die Führungsschicht. Von Bodelschwingh ist Mitglied des Reichstages und Leiter seiner Anstalten und versucht Notstände, die er aus seiner politischen Arbeit als ungelöst wahrnimmt, in seinen Einrichtungen exemplarisch zu lösen. In der Weimarer Zeit ist dann ein Mann wie Friedrich Mumm ein neuer Typ des Sozialpolitikers: mit festen Grundsätzen, aber letztlich durch seine Präsenz in Ausschüssen und Unterkommissionen, sein Wissen um Fördertöpfe und politische Ressourcen für Einzelfragen wirksam und bedeutsam (Beitrag Norbert Friedrich). In der Sozialdemokratie und im Zentrum aber gewannen seit der Ära Wilhelms II. in kommunaler Verantwortung im Kleinen, dann im Größeren geschulte Menschen Gewicht durch ihr praktisches, fachlich untermauertes Wissen (das teilweise die weltanschaulichen Vorgaben "revisionistisch" in Frage stellte) und auch durch ihre erweiterte Kooperationsbereitschaft. Ein solcher Effekt, der etwa von den Einrichtungen der Inneren Mission oder ebenfalls von der kommunalen Ebene hätte ausgehen können, fehlte dem sozialen Protestantismus als Korrektiv zu den alten

theoretischen Entwürfen. (Auch die neue Dialektische Theologie blieb ohne einen Unterbau konkreter sozialer Kompetenz.) Vater und Sohn von Bodenschwingh waren Ausnahmen, was das Engagement in Politik und Sozialwesen angeht, aber sie hatten, wie das Beispiel der Obdachlosenhilfe in Berlin zeigte, markante Probleme im Dialog mit Andersdenkenden: Von Bodenschwingh war durchaus bereit, mit dem Leiter des sozialdemokratisch geprägten Asyls zu sprechen, konnte sich ein sinnvolles Ende des Gesprächs aber nur in der Bekehrung des Gegenübers vorstellen (Beitrag Jürgen Scheffler). Stoecker war Stadtmissionsleiter in Berlin, aber die *soziale* Arbeit dieser Institution spiegelt sich in seinem Denken nicht wieder. Ohne diese Erdung blieben auch wichtige Erkenntnisse, in denen man "Wurzeln der sozialen Marktwirtschaft" gesehen hat, in der wertkonservativ fundierten Theorie stecken und waren mit politischen wie sittlichen Anliegen machtlos gegen gewichtige Interessengruppen: so, als der Evangelisch-Soziale Kongreß über Mißstände auf den ostelbischen Gütern berichtete und ins Sperrfeuer der Junker geriet oder wenn Sittlichkeitsvereine und Mägdeherbergen auch in gut christlichen Häusern keine Möglichkeit hatten, die Dienstmädchen vor den sexuellen Übergriffen der Herren und ihrer Söhne zu schützen (Beitrag Isabell Lisberg-Haag). An der Tür der Frontbordelle fand dann auch jede moralische Reinigung des Volkes im Kriege ihr Ende, wie auch die Vereinnahmung der Frauen für die Rüstungsindustrie alle angeblich fraulichen Lebenswerte im Heim und am Herd schlichtweg ignorierte. Durch diese Distanz auf der praktischen Ebene gelang es dem Protestantismus auch nicht, einzelne soziale Fortschritte im Kaiserreich für sich zu verbuchen. Es ist nicht überraschend, daß dies in Weimar so blieb: breite Skepsis gegenüber dem neuen Staat, zugleich Abhängigkeit von dessen Förderung und viele innere Probleme mit Konzepten und Finanzen sorgten weiter für politische Ab-

stinenz der Fachleute. Politische Phantasie erwachte erst kurz vor Ende der Republik, als man mit freiwilligen Arbeitsdiensten (Beitrag Christian Illian) oder der Winterhilfswerksammlung (Vortrag Christoph Sachße) Neuland zu betreten wagte. Die NS-Bewegung sollte nicht zulassen, daß daraus eigenständige Ansätze freier Verbände wurden.

Die soziale Kompetenz des Protestantismus im 21. Jahrhundert kann, so mag die Lehre der Geschichte sein, maßgeblich gestärkt werden, wenn die Erfahrungen aus den Diensten und Einrichtungen der Diakonie in den sozialpolitischen Diskurs eingebracht werden. Ähnliches gilt für die internationale und ökumenische Offenheit. Die Einsicht in die Notwendigkeit überstaatlicher Arbeitsschutz- und Sozialbestimmungen, die von Deutschland ausging, oder die kirchliche Friedensbewegung am Vorabend des Weltkrieges und die Internationale Konferenz für Praktisches Christentum in Stockholm mit ihren Folgetreffen und -publikationen waren Höhepunkte für den sozialen Protestantismus, auf die unglücklicherweise immer wieder Rückfälle in die nationale oder regionalkirchliche Abgeschlossenheit folgten. Kontinuierliche Begegnung oder Erfahrungsaustausch, der noch Wichern oder Fliedner selbstverständlich gewesen war, gelang nicht mehr. Erst die massive internationale Solidarität, die das schuldige und geschlagene Deutschland nach 1945 von Christen in aller Welt erfuhr, konnte diese Abkapselung zunächst brechen; an der Schwelle des 21. Jahrhunderts liegt es ganz besonders in der Verantwortung der deutschen Diakonie, eine ökumenische Perspektive zu finden.

Anmerkung

¹ Eine Publikation der Tagungsbeiträge ist vorgesehen: M.Greschat/J.-Chr.Kaiser (Hg.), Sozialer Protestantismus und Sozialstaat (Arbeitstitel), Konfession und Gesellschaft, Stuttgart 1996. Ferner ist zum Thema angekündigt: Th.Strohm/J.Thierfelder (Hg.), Diakonie im Deutschen Kaiserreich (1871-1918). Neuere Beiträge aus der diakoniegeschichtlichen Forschung, Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 7, Heidelberg 1995.

Ursula Schoen/Renate Zitt

"Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland" Stellungnahme von Teilnehmern und Teilnehmerinnen des DoktorandInnen-Kolloquiums des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg

I. Würdigung der Absicht und des Anliegens der Kirchen

Der Text der evangelisch-katholischen Arbeitsgruppe ist vor dem Hintergrund der gegenwärtigen tiefgreifenden und besorgniserregenden Veränderun-

gen in Wirtschaft und Gesellschaft entstanden. Er soll zu einem Konsultationsprozeß einladen, an dessen Ende ein gemeinsames Wort der Kirchen steht. Diese Initiative der beiden großen christlichen Kirchen in der Bundesrepublik ist anerkennenswert.

Die Resonanz, die die vorgelegte Diskussionsgrundlage in Presse und Medien allgemein, im deutschen Bundestag und bei vielen kirchlichen und gesellschaftlichen Gruppierungen und Organisationen gefunden hat, zeigt, daß die Fragestellungen, die hier aufgegriffen werden, von weiten Kreisen der Bevölkerung als zentrale Problembereiche eingeschätzt werden.

Im Blick auf die öffentliche Wahrnehmung der christlichen Kirchen ruft die allgemeine Würdigung des Textes darüber hinaus ins Bewußtsein, daß kirchliche Stellungnahmen zu sozialetischen und wirtschaftsethischen Fragen nach wie vor als diskussionswürdig angesehen werden. Es ist daher gut, daß mit der vorliegenden Diskussionsgrundlage zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland der Versuch unternommen wurde, einen Konsultationsprozeß zu initiieren, der gerade auch Menschen bzw. Vereinigungen außerhalb der Kirchen miteinbeziehen will.

Zu begrüßen ist, daß der Text den Konsultationsprozeß unter drei entscheidende Optionen stellt: Die Option für die Schwachen, für eine soziale Friedensordnung und für die soziale Gestaltung der Zukunft in der einen Welt. Die Optionen finden ihre Ausdifferenzierung in drei Dimensionen der Verantwortung, die bei der Beurteilung der wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland nicht vernachlässigt werden dürfen: die Vollendung der inneren Einheit, die gemeinsame europäische Zukunft und die Verantwortung für die eine Welt. Hier leistet der Text eine wichtige Orientierungshilfe.

Unter der Überschrift "Herausforderungen zum Handeln - Problemfelder" werden konkrete Probleme benannt, Zusammenhänge analysiert und Perspektiven für Veränderungen gewiesen. Akzentuiert werden Grundrechte - wie das Recht auf Arbeit und einen angemessenen Lebensunterhalt - postuliert, die trotz der vielfältigen Sachzwänge, unter denen sich soziale und wirtschaftliche Veränderungen vollziehen, nicht aufgegeben werden dürfen. Die Achtung der personalen Würde wird als kritisches Korrektiv gegenüber der vermeintlichen Totalität der sozialen und wirtschaftlichen Realitäten eingebracht. Eben diese Realitäten sind daraufhin zu befragen, inwieweit sie menschenwürdiges Leben ermöglichen. Der Text macht an dieser Stelle wie auch im Folgenden deutlich, daß menschliches Zusammenleben sittlicher Prinzipien bedarf. Mit Freiheit und Gerechtigkeit werden zwei zentrale Prinzipien benannt.

II. Kritische Anmerkungen und Anregungen

1. Die Textgestalt der Diskussionsgrundlage ist teilweise problematisch. Das Sprachniveau ist zu abstrakt. Die häufige Begründung der Aussagen aus dem "Willen der Väter" (z.B. Nr. 103, 104, 110)

verleiht dem Text an zentralen Stellen einen rückwärtsgewandten, patriarchalischen Tonfall. Die pauschale Rede von "Privilegien", "Besitzstandswahrung" und "falscher Bequemlichkeit" (Nr. 123), ohne Roß und Reiter zu nennen, ist diffamierend und verschleiern. Zu leicht kommen z.B. Sozialleistungsbezüge - selbst der untersten Stufe - auf diese Weise in den Geruch, unangemessene Hilfeleistungen zu sein. Die Rede von den "Betroffenen" und den "Mühseligen und Beladenen" läßt Menschen in Notlagen zu Objekten patriarchalischer Fürsorge werden und sie als Last der Gesellschaft erscheinen. Der Aufruf zu Solidarität und zum Teilen und der Appell, niemanden auszugrenzen, wird damit um seine Wirkung gebracht. Sprachlich wird jene Spaltung der Gesellschaft vertieft, die der Konsultationsprozeß eigentlich überwinden soll. (Z.B. Nr. 78, 117, 123 gegenüber Nr. 14 und 33.) Für wichtig halten wir folgende Gedanken, die auch in der Art der Formulierung zum Ausdruck kommen sollten:

a. Kirche und Gesellschaft sind nicht Subjekt und die sog. Betroffenen Objekt, sondern von der anstehenden Sozialreform sind wir alle betroffen. Alle Menschen sind Subjekte und gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft. Das zu erarbeitende Wort sollte Anregungen dazu geben, was miteinander getan werden kann.

b. Die Zuwendung der Kirche zu Menschen in Notlagen besteht nicht vorrangig in der Bewegung von oben nach unten, sondern im modellhaften Miteinanderleben.

2. Gliederung und Aufbau der Diskussionsgrundlage sind zum Teil nicht klar strukturiert. Grundsätzliche Aussagen, wie sie die Kapitel 3.3 (Reform und Konsolidierung des Sozialstaats) und 4 (Erneuerung der sozialen Marktwirtschaft) enthalten, sollten nicht einer Aufzählung von Arbeitsfeldbefunden subsummiert werden. Die Abschnitte 3 und 4 bringen ethische Grundkriterien und Maximen aus der christlichen Tradition ein. Diese Grundkriterien und Maximen - Personwürde (Nr. 85), Freiheit und Gerechtigkeit (Nr. 120), menschenwürdiges Leben, soziale Gerechtigkeit, sozialer Friede, soziale Sicherheit, Selbstverantwortung, Selbsthilfe, Subsidiarität und Solidarität (Nr. 72) - sollten in ihrer grundsätzlichen Bedeutung für die Bewältigung der Herausforderungen gesondert benannt und an den Anfang des Textes gestellt werden.

3. Die Familie wird positiv, fast ideal gesehen (Nr. 55-56). Ihre Belastungen werden nicht genügend zur Geltung gebracht. Die Veränderungen von Struktur und Funktion der Familie, ebenso wie andere Formen des Zusammenlebens und der Gemeinschaftsbildung werden nicht in die Überlegungen einbezogen. Die Bedeutung anderer Instanzen der Wertevermittlung wie z.B. Lebensge-

meinschaften, Vereine oder Bürgerinitiativen werden nicht ausreichend gewürdigt (Nr. 60).

4. Aussagen zur Familienhilfe und zum Wohnungsbau sollten in einem Kapitel zur Armutsbekämpfung zusammengefaßt werden. Auf eine - nicht durch fundierte Armutsberichterstattung in Deutschland untermauerte - Selbstzufriedenheit gegenüber vergleichbaren Staaten (Nr. 79) sollte verzichtet werden. Andere Konzepte zur Armutsbekämpfung - wie das einer sozialen Grundsicherung -, die von Menschen im Raum von Kirche und Gesellschaft vertreten werden, sollten mutiger eingebracht werden (Nr. 71).

5. Die Solidarität mit den Fremden sollte nicht utilitaristisch (Nr. 101), sondern allein mit der Personwürde begründet werden.

6. Das Modell der sozialen Marktwirtschaft wird unhinterfragt übernommen.

Der Text berücksichtigt von den Funktionselementen der sozialen Marktwirtschaft zwar die Preisregulierung, erweckt aber über weite Strecken den Anschein, als könnte dieses Wirtschaftssystem nur bei einem moralisch einwandfreien Verhalten des Einzelnen funktionieren. Wirtschaft, Moral und Kultur werden hier unklar harmonisiert und Spannungen nicht benannt (Nr. 127). Sowohl in der Sozial- und Wirtschaftspolitik wie auch in der Ökologie wird die Verantwortung des Staates zu klaren Rahmenregelungen - die über das Wettbewerbsrecht hinausgehen - zu undeutlich und an zu entlegener Stelle formuliert (Nr. 109). Folgende Punkte halten wir für wichtig:

a. Die Begrenztheit und Vorläufigkeit dieses wirtschaftlichen Ordnungssystems sollte benannt werden.

b. Benannt werden sollte auch die Notwendigkeit 'umzudenken': z.B. Entwicklungs- und Sozialpolitik zu Dimensionen aller Politik zu machen und nicht nur als Sektoren- oder 'Reparaturressorts' für die zu handhaben, die 'unter die Räder' kommen. Zu diesem Umdenken motiviert die weltweite Interessengemeinschaft für ein ökologisches und soziales Überleben.

c. Gerade in der Entwicklungspolitik geht es um ein gemeinsames, partnerschaftliches Überleben in und ein Gestalten der einen Welt. Im Blick auf den Umgang mit Leben und Ressourcen muß die besondere Verantwortung der Industrienationen betont werden.

d. Für den Bereich der Ökologie muß vor einer Linie gewarnt werden, die ausschließlich über die Preise von Verbrauchsgütern das Verhalten steuern will (Nr. 89, 90).

7. Die Einordnung des Ehrenamts in der Diskussionsgrundlage muß hinterfragt werden. In ihr ist eine leider häufig in kirchlichen Äußerungen anzutreffende Kombination von Überhöhung und gleich-

zeitig unzureichender Einsicht in die konkreten Bedingungen ehrenamtlicher Arbeit anzutreffen (Nr. 11). Der Text (Nr. 74) fällt hinter teilweise seit Jahrzehnten festgelegte Positionen zurück (z.B. Leitlinien zum Diakonot 1975 und zahlreiche Leitlinien zum Ehrenamt von verschiedenen Landeskirchen), die den Respekt gegenüber dem Ehrenamt und die uneingeschränkte Bereitschaft zur Erstattung aller den engagierten Frauen und Männern entstehenden Kosten unabdingbar fordern. Die Hervorhebung des Ehrenamtes darf nicht überdecken, daß die Option für die Schwachen auch in Beruf, Arbeit und Alltag gelebt werden kann. Der Einsatz hauptamtlich Mitarbeitender in Diakonie, Caritas und sozialen Diensten ist unverzichtbar und bedarf einer eigenen Würdigung.

III. Grundlegende Defizite

1. Die Diskussionsgrundlage hebt sowohl in Zusammenhang mit den Optionen als auch den Dimensionen der Verantwortung hervor, daß die Gestaltung der Zukunft eine zentrale Aufgabe für Wirtschaft und Gesellschaft ist. Die Zukunft als Dimension gegenwärtigen Handelns zu begreifen, ist eine Sichtweise, die durch die christliche Eschatologie grundgelegt und in ihrer bleibenden Aktualität immer wieder ins Bewußtsein gerufen werden muß. Dieser Aspekt fehlt im vorliegenden Text.

Die Dimension der Zukunft fehlt in den unter 3. genannten einzelnen Herausforderungen zum Handeln fast völlig. Absehbare Entwicklungen - wie etwa das Ansteigen der Migrationsbewegungen, die Auflösung traditioneller Lebensformen, die Folgen der Technologie für traditionelle Arbeitsprozesse und ökologische Zusammenhänge - kommen als Anfragen an die Zukunftsfähigkeit der gegenwärtigen sozialen und wirtschaftlichen Strukturen kaum in den Blick. Der Text erhält dadurch - vielleicht ungewollt - eine rückwärtsgewandte Dynamik. Die Frage nach der Zukunftsfähigkeit unserer Lebensform sollte jedoch, gerade im Blick auf das Zusammenleben in der einen Welt, zum zentralen Thema eines auf der Grundlage des Textes zur wirtschaftlichen und sozialen Lage zu führenden Dialogs gemacht werden.

2. Der vorliegende Text will zur Diskussion einladen und einen Dialog eröffnen. Wo ist dieser Dialog jedoch institutionell verortet, und wer sind die PartnerInnen dieses Dialogs? Zunächst werden die Gemeinden, kirchliche Verbände und Initiativen usw. genannt, die den Text unter Einbeziehung der "Betroffenen" und sachkundiger Ratgeber aus allen Fachbereichen überarbeiten sollen. An späterer Stelle heißt es, daß mit "verantwortlichen Menschen und gesellschaftlichen Gruppen" eine Verständigung über einen gemeinsamen Verhaltenskodex erreicht werden soll. Auffallend ist, daß der

Staat, der als demokratisch legitimierte Repräsentation der Volkssouveränität in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht eine wichtige und unbestrittene Steuerungsinstanz darstellt, nicht als Dialogpartner in den Blick kommt. Klärende Zusätze sind notwendig, wenn nicht das basisdemokratische Anliegen des Textes im Umkehrschluß dahingehend gedeutet werden soll, daß ihm eine minimalistische Staatsauffassung zugrundeläge. Darüber hinaus muß sowohl im Blick auf den Konsultationsprozeß selbst als auch auf sein angestrebtes Ziel - das Wort der Kirchen zur Lage - klarer herausgestellt werden, wer mit wem bzw. zu wem spricht und welche Rolle hierbei die Kirchen einnehmen. Der Text enthält, um als Ausgangspunkt eines Diskussionsprozesses zu fungieren, zu ausgewogene Formulierungen. Diese lassen die Kirchen als moralische Leitinstanz erscheinen, weniger als Dialogpartner. Ist das intendiert?

3. In der Diskussionsgrundlage werden zwei Hinweise auf den Auftrag der Kirchen angesichts der gegenwärtigen Veränderungen und Probleme gegeben. Ein Hinweis auf ihren pastoralen Auftrag: die Kirchen wollen "Mut machen zur Zukunft und Vertrauen in die Möglichkeit ihrer Gestaltung wecken", und ein Hinweis auf ihren sittlichen Auftrag: die Kirchen wollen "Bedingungen gelingenden Lebens aufzeigen und versuchen, ihre Erfahrungen im Ringen um das Verständnis und die Verwirklichung der biblischen Botschaft mit den daraus gewonnenen Wert- und Leitvorstellungen in den gesellschaftlichen Dialog einbringen" (Nr. 4). Sowohl der

pastorale als auch der sittliche Auftrag der Kirchen haben eine prophetische Dimension, indem es nicht nur gilt, Überkommenes zu bewahren, sondern auch kritisch zu hinterfragen und neue Wege - auch modell- und beispielhaft - aufzuzeigen. Diese prophetische Dimension muß klarer herausgestellt werden.

Im Blick auf den Auftrag der Kirchen sind darüber hinaus weitere klärende Hinweise nötig:

a. der Hinweis darauf, daß auch zwischen den Kirchen Konvergenzprozesse nötig waren, um die zunächst unterschiedlichen sozialetischen Positionen einander anzunähern. Punktuell könnten auch Positionen als spezifisch katholisch oder evangelisch identifiziert werden (z.B. Nr. 119), ohne daß das Dokument dadurch seinen ökumenischen Charakter verlöre. (In der Begleitinformation zur Durchführung des Konsultationsprozesses wäre eine namentliche Nennung der an der Ausarbeitung des vorliegenden Textes Beteiligten wünschenswert gewesen.)

b. der Hinweis darauf, was die Kirchen in den Dialog mit nichtkirchlichen gesellschaftlichen Gruppen einbringen und auf welcher Grundlage bzw. unter welchen Prämissen sie den Dialog - auch zwischen christlichen und säkularen Traditionen - führen wollen. Der gesellschaftliche Standort der Kirchen muß klarer in den Blick kommen.

c. der Hinweis darauf, wie die Kirchen selbst beabsichtigen, die von ihnen intendierten Prinzipien und Reformen exemplarisch und modellhaft zu verwirklichen.

Arnd Götzelmann

Die linke Hand des barmherzigen Samariters - Social Sponsoring im Zeichen der Muschel

Es war einmal eine Muschel, die wollte barmherziger Samariter spielen. Sie erhoffte sich, dadurch noch beliebter und goldener zu werden. Also schwang sie sich auf ein großes Schiff, schrieb sich in riesigen Lettern auf das Segel "Ich werde euch helfen!" und machte sich auf die Suche nach Not. Zuerst traf sie in der kalten Ostsee auf Schiffsbrüchige, die sich zitternd an einem Floß festhielten. Da rief die Muschel das Kamerateam von RTL, SAT 1 und einer Reihe anderer Sender und verkündete dem begierigen Publikum "Wir halten sie auf dem laufenden". In aller Ruhe - denn das bringt Sendezeit - zog die Muschel mit ihren Leuten nun die Verunglückten an Bord und rettete sie. Dann kam die Muschel auf eine bessere Idee, wie man noch mehr Menschen helfen könnte. Sie würde die Massen zur Hilfeleistung mobilisieren und ließ auf

bunten Blättern verkünden: "Wer Großes bewegen will, muß im Kleinen anfangen: dieses Jahr wird das Jahr der Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft sein." Und in die Zeitungen druckte sie mit großen Buchstaben: "Die Not ist groß. Wir wollen etwas ändern. Wir brauchen Sie und Ihre Hilfe. Der Einzelne ist gefragt, zum Beispiel Sie." Deshalb verschenkte sie auch an alle Menschen bunte Mahnzeichen, die sie sich aufkleben sollten, mit der Aufschrift "Ich auch". Und die Muschel sagte, wir werden Alten und Jungen helfen, Einsamen und Verlassenen, Behinderten und Unfallopfern, und natürlich auch der Natur. Und alle Menschen wurden aufgefordert, der Muschel zu schreiben, daß auch sie helfen wollen. Und die Muschel gab ihnen Tips, wie sie es tun könnten und an wen sie sich in welchem Fall wenden sollten. Und die Muschel ließ

immer mehr bunte Hilfsinformationen und Zeitungsannoncen, Erfolgsberichte und Werbetexte veröffentlichten. Schließlich sprach man nicht mehr vom Helfen, sondern vom Muscheln. Und alle, die halfen, wie auch die, denen geholfen wurde, trugen das gelb-rote Zeichen der Muschel. Währenddessen verseuchte die Muschel mit ihren Exkrementen lachend die Meere, ruinierte die Wälder wegen des Holzverbrauchs zur Werbepapierherstellung und vergrößerte auf ihre Weise die Not, nur um die Möglichkeiten der Hilfe noch größer machen zu können.

Manche Industrieunternehmen machen Werbung mit ihrem Produkt, wie etwa die Automobilhersteller. Andere Konzerne werben mit den Verbesserungen ihrer Produktionsformen und Produktpaletten, wie z.B. die mit ökologischen Argumenten werbende chemische Industrie. Wieder andere Firmen setzen als Werbemittel etwas ein, das weder mit ihrem Produkt noch mit der Art der Produktion zu tun hat, z.B. sexuelle Reize. Der Ölmulti Shell hat nun eine - allerdings gravierende - Variante letzterer Public Relations- Strategie entwickelt, er wirbt mit sozialer Veränderung, mit karitativem Hilfshandeln. Die vielbeschriebene 'Krise des Helfens'¹ ist in ein neues Stadium getreten. Schon länger hatte man entlarvt, daß Helfer aus eigenen psychischen Defekten heraus altruistisch handeln, daß Hilfsinstitutionen einen Hang zur Selbsterhaltung haben, ja, daß Hilfe meist nur vordergründig zugunsten der Hilfsbedürftigen geleistet wird um des eigenen Vorteils willen, heiße er nun Überspielen oder Ausgleichen von Minderwertigkeitskomplexen, Machtzuwachs oder Finanzierungssicherung. Hierher gehören Einsichten in die intrapsychische Dynamik der professionellen Helfer im medizinisch-psychotherapeutischen Bereich², die Analyse und Kritik des 'Psychobooms'³ wie die Kritik jeglicher Professionalisierung⁴. Daß der Arzt im Grunde kein Interesse an der Gesundheit seiner Patienten haben kann, weil er sie als Kunden braucht, daß Wohlfahrtsinstitutionen kein Interesse an der 'Normalisierung' bzw. sozialen Integration ihrer Klientel haben können, weil sie sie als Beschaffer von Pflegesätzen u.ä. brauchen, ist vielen, die sich im psychosozialen Bereich auskennen, als Problemanzeige klar. Soziale Hilfstätigkeit ist auf einer neuen Stufe aber neuerdings zum Instrument von Wirtschaftsinteressen des sog. primären Bereichs geworden, so daß man wohl von einem fortgeschrittenen Stadium der 'Krise des Helfens' sprechen muß.

Unter der Werbephase "Wir wollen etwas verändern" wirbt besagter Ölkonzern mit seiner sozialen (und ökologischen) Hilfstätigkeit, die man - wie es die Süddeutsche Zeitung getan hat - unter das Motto "Wir tun Gutes und reden darüber" stellen

könnte; zugleich wird 1995 zum "Jahr der Freundlichkeit" erklärt. Die traditionellen Hilfsorganisationen Staat, Kirchen und soziale Einrichtungen, so liest man in der Shell-Werbung, können ja nicht allein das Maß an Hilfe leisten, das zur Beseitigung der gesellschaftlichen Mißstände nötig ist. Die Wirtschaft als Ersatzcaritas, als Reservediakonie? Kehrt Shell zurück zum gerne verbreiteten Bild vom christlich-sozialen Unternehmer des 19. Jahrhunderts? Das Ganze ist subtiler. Da will die Deutsche Shell AG Hamburg im ersten Jahr der PR-Kampagne 30 Mio. DM ausgeben. Wozu diese großen Finanzmittel? Es geht um eine Werbestrategie, die "das Produkt ignoriert und statt dessen Ausbau und Profilierung der Marke im Fokus hat"⁵. D.h. grob gesprochen sollen wir Konsumenten immer, wenn wir mit Shellprodukten in Kontakt kommen, an die große, hilfsbereite und sozial engagierte Marke mit der Muschel denken. Schließlich gibt es sonst keine qualitativen oder preislichen Produktunterschiede zwischen Aral, DEA, BP, Shell und anderen. Und wer tankt schon nicht gerne bei einem Team, das sich das "Jahr der Freundlichkeit" auf die Fahnen geschrieben hat und karitativ tätig ist, wo es nur immer geht? Der postmoderne Samariter des Profits im Zeichen der Muschel? Die Werbepsychologie beschreitet immer trickreichere Wege. In diesem Fall baut sie auf eine geradezu archetypische menschliche Qualität: die Hilfsbereitschaft. Und da man weiß, daß Hilfsbereitschaft und Ehrlichkeit um der Glaubwürdigkeit willen ganz eng zusammen gehören, gibt Shell zu, daß diese Strategie nicht selbstlos ist, sondern "daß hinter dieser Aktion auch eigennützige Interessen stehen, die Kampagne somit zugleich Werbung für Shell ist". Aber eben in einem so vermeintlich irrelevanten Wörtchen wie "zugleich" offenbart sich die Wahrheit dann doch ganz anders. Natürlich geht es einem kommerziellen Unternehmen zuerst und zuletzt um die Werbung als Mittel des Unternehmenserfolgs. Denn, um die eigenen ehrlichen Worte des Werbetextes zu zitieren, "selbstverständlich ist auch, daß die Shell bleibt, was sie ist: ein leistungsstarkes, innovatives Wirtschaftsunternehmen, das seinen Kunden, seinen Mitarbeitern und nicht zuletzt auch seinen Aktionären verpflichtet ist". Und natürlich geht es gemäß der marktwirtschaftlichen Logik ausgesprochenermaßen um das Eine, was zählt: "Insofern wird es unser oberstes Bestreben sein, auch in Zukunft geschäftlich erfolgreich zu sein und angemessene Gewinne zu erzielen." Nichts anderes erwarten wir ja. Diese oberste Prämisse, in deren Pflicht die Werbung genommen wird, soll nun gleichzeitig einen positiven diakonischen Nebeneffekt abwerfen, denn: "Unser Ziel ist es ..., diese [Werbung; A.Gö.] mit einem sinnvollen Beitrag zu verknüpfen." Ist es der verkappte barmherzige

Samariter, der in jedem Unternehmerherzen latent wirkt, oder weiß man einfach, daß Werbung mit Sex und Erotik zunehmend verpönt ist, Humor auch nicht alles bewegen kann, die Hilfsbereitschaft hingegen immer noch das beste Werbemittel ist?

Das Prinzip kennen wir ja aus der Missionsgeschichte der vergangenen Jahrhunderte: man schicke den christlichen Buscharzt voraus und nehme dann mit den nachfolgenden Missionaren das Land in einem Streich für die christliche Welt ein. Früher: Diakonie und Mission, heute in der säkularisierten Version: Social Sponsoring und Markenprofilierung. Und Shell hat eine lange Tradition im Social Sponsoring, mit der sie bis heute Werbung macht: Finanzierung von Jugend- und Verkehrsstudien seit 1949 und langjährige Unterstützungen sozialer Institutionen, wie z.B. der Evangelischen Stiftung Alsterdorf⁶. Wo aber soziales Handeln als Mittel zu einem fremden Zweck, hier der Durchsetzung einer Marke gegen die Konkurrenz anderer Marken auf dem Markt, instrumentalisiert wird, da wird die gesamte Kultur des Helfens unterminiert. Denn wenn es Schule macht, daß einem nur mit gewissen Hintergedanken und einem ganz anderen Ziel geholfen wird, dann wird sich keiner mehr gern helfen lassen. Und was bedeutet das für die Helfenden? Wird es nur noch Hilfe auf Gegenseitigkeit geben - eine Hand wäscht die andere? Wir wissen heute, daß Selbsthilfegruppen frei von solchen Entfremdungseffekten und -ängsten agieren und die wohl effizienteste Art der Hilfe leisten. Aber nicht alles kann in Selbsthilfegruppen vollzogen werden. So etwas wie Erste Hilfe wird es weiterhin auch ohne direkte Reziprozität geben müssen, ebenso wie professionelle Hilfe. Oder wird es Hilfe nur noch geben gegen ganz klares Entgelt? Wo aber bliebe da die Spontanität, die familiäre und nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft? Wer Hilfshandeln als Werbemittel mißbraucht, der baut mit an einer hilflosen oder besser gesagt hilfsvergessenen Gesellschaft, denn der Lerneffekt wird sein: Traue keinem, der dir helfen will, denn er will eigentlich etwas anderes von dir! Hilf keinem, der es nötig hat, denn er wird meinen, du wollest nur etwas anderes von ihm! Nimm am besten gar keine Hilfe an, denn sie ist nur Mittel zu einem anderen, fremden Zweck! Hilf am besten selbst nicht mehr, denn du wirst nur mißtrauisch angeguckt! Ergo: Verkrieche dich in deiner Muschelschale und vergiß den barmherzigen Samariter!

Für die Kirchen und ihre Diakonie bzw. Caritas als traditionelle Hilfsinstitutionen ergeben sich aus solcher Art von Werbung und Social Sponsoring mindestens zwei Fragen. Zum einen: Was bedeutet es, wenn man sich von solchen Geldgebern sponsern läßt? Zum anderen: Welches Verhältnis hat diese Art von kommerzieller Werbung mit der Hilfs-

bereitschaft zu der Werbung, die die Kirchen zum Erhalt oder zur Gewinnung von Mitgliedern mit ihrem eigenen sozialen Handeln machen, etwa nach dem Motto: "Es spricht vieles für die Kirche, allem voran ihr karitatives und soziales Engagement..."? Nach dem Matthäusevangelium (6,1-4) soll bekanntlich die linke Hand beim Almosengeben nicht wissen, was die rechte Hand tut. Die deutsche Shell AG und andere 'soziale Sponsoren' lassen ihre Rechte überhaupt nur mildtätig wirken, um ihre 'Wohltaten' mit der Linken werbewirksam publizieren zu können. Die linke Hand dieser neuzeitlichen vermeintlichen barmherzigen Samariter weiß sehr genau, was die Rechte tut bzw. tun soll. Die Rechte tut nichts ohne die Linke. Was unser lieber himmlischer Vater, der ins Verborgene sieht, hier im gleißenden Licht medialer Öffentlichkeit erkennen muß, wird ihn - das ist jedenfalls mein Glaube - in Schrecken und Ärger versetzen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hermann Steinkamp: Christliche Diakonie angesichts der "Krise des Helfens", in: Wege zum Menschen 40 (1988), 306-316.
- 2 Vgl. z.B. W.Schmidbauers Analysen über die Krise der helfenden Berufe in seinen Publikationen "Hilflose Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe", Reinbek 1977, und "Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe", Reinbek 1983.
- 3 Vgl. etwa H. von Hentig: Gruppenverführung, in: psychosozial 3 (1980), 79-98; H.Nagel: Therapie als Ende der Politik, in: H.Nagel, M.Seifert (Hg.): Inflation der Therapieformen, Reinbek 1979; H.Keupp: Helfer am Ende? Subjektive und objektive Grenzen psychosozialer Praxis, in: D.Kleiber/B.Rommelspacher (Hg.): Die Zukunft des Helfens, Weinheim/Basel 1986, 103-143.
- 4 I.Illich u.a. (Hg.): Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe, Reinbek 1979; H.Keupp ebd.
- 5 Süddeutsche Zeitung Nr. 52, vom 3. März 1995, 31.
- 6 Vgl. Wir wollen etwas ändern. 24seitige Hochglanzbroschüre der Deutschen Shell AG, Hamburg, 13.

Nachbemerkung:

Dieser Artikel wurde infolge der Shell-Werbe-Kampagne 'Wir wollen etwas ändern' im März/April 1995 abgefaßt. Erst danach, im Mai/Juni 1995, wurde der Plan des Shell-Konzerns, den verseuchten Öltank 'Brent Spar' in der Nordsee zu versenken, öffentlich. Dieses Versenkungsvorhaben der Shell, das als Präzedenzfall für die Versenkung weiterer ca. fünfzig Öltanks bzw. Bohrsenseln die Reaktion der Öffentlichkeit testen sollte, hat im Nachhinein vieles von dem bestätigt, was in diesem Beitrag vorher erahnt worden war. Mit den heftigen öffentlichen Reaktionen in Deutschland gegen diese Öltankversenkung wurde die oben beschriebene Shell-Werbung plötzlich obsolet und kontraproduktiv. Die Shell AG hat sie deshalb vorübergehend ausgesetzt. Der verbleibende Rest von den insgesamt veranschlagten DM 30 Mio. Werbeetat könnte ja zur ordentlichen Entsorgung der 'Brent Spar' an Land verwendet werden. Damit wäre der Kultur des Helfens durch den Wegfall der Werbung ebenso geholfen wie der Nordsee durch Vermeidung von Giften und Radioaktivität. Ob sich allerdings beides dann noch unter dem Motto "Wir tun Gutes und reden darüber" werbewirksam vermarkten ließe, wird bezweifelt werden dürfen.

Helmut Talazko

Über die Geschichtsschreibung der Inneren Mission und das Archiv des Diakonischen Werkes der EKD

Diakonie und Geschichte

Historische Forschung kann nicht zu den vordringlichen Aufgaben des Diakonischen Werkes gehören; unter denen, die ihm im ersten Paragraphen seiner Satzung zugewiesen werden, sucht man sie vergebens. Trotzdem hat es in seiner Geschichte, zu der auch - wie die Präambel zur Satzung feststellt - die des Central-Ausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche gehört, immer wieder Bemühungen um geschichtliche Orientierung gegeben.

Schon in den Anfängen der Inneren Mission hat geschichtliche Besinnung große Bedeutung gehabt. Wenn Wichern, der ein verhinderter Historiker genannt worden ist, die Notwendigkeit der Inneren Mission begründen wollte, tat er es gern mit einem Blick in die Geschichte, und es gelang ihm, der nach eigenem Bekunden die Theorie nicht liebte, dann am besten zu erläutern, was er unter Innerer Mission verstand. Er greift bis zu Konstantin zurück, der die Wende von der Verfolgung zur Duldung der Kirche gebracht hat; er begrüßt es, daß die antike Welt damals Einzug in die Kirche hielt und deren ungehindertem Wirken zugänglich wurde, aber er beklagt es, daß die Kirche diese Möglichkeit nur unzulänglich wahrnahm. Ähnlich war es später bei der Christianisierung der germanischen und slawischen Völker. Es ist Gottes gnädiger Wille gewesen, daß sie geschlossen christlich geworden sind; es ist aber wieder zu beklagen, daß es nicht zur wirklichen Bekehrung der einzelnen und zu einem wahrhaft christlichen Volksleben gekommen ist. So war es auch bei der Entstehung der deutschen Reformationskirchen. Es waren die Obrigkeiten, welche sich dafür entschieden, ihre Territorien mit der ganzen Bevölkerung und allen bestehenden Ordnungen dem Evangelium nach reformatorischem Verständnis zuzuführen. Zu einem Beitritt einzelner aufgrund persönlichen Glaubens kam es jedoch nicht, und das Volksleben blieb wie es war. Wichern erblickt darin eine Schuld der Kirche und leitet daraus die Notwendigkeit der Inneren Mission ab: Es geht darum, eine lange versäumte Arbeit in Angriff zu nehmen und sowohl den nur äußerlich der Kirche Angehörigen zu wirklichem Glauben zu helfen als auch die sozialen Ordnungen dem Evangelium gemäß zu gestalten.

Tatsächlich ist Wichern der Auffassung gewesen, daß die Notwendigkeit der Inneren Mission nur geschichtlich begründet werden kann; im ersten Abschnitt seiner 1849 erschienenen Denkschrift

über "Die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche" hat er dazu gesagt: "Die volle Bedeutung und höhere kirchliche Berechtigung der Inneren Mission, aber auch die volle Verpflichtung zu ihr wird erst aus ihrer Geschichte entnommen werden können. Aber der Schreiber ihrer Geschichte fehlt noch." Er denkt dabei nicht an eine Geschichte der organisierten Inneren Mission, wie sie mit der Konstituierung des Central-Ausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche im Januar 1849 beginnt, sondern an die ganze Geschichte der Kirche als eine Geschichte des Verfalls und der Erneuerung, die er als Geschichte der Inneren Mission sieht. Als Versuch, eine solche umfassende Darstellung zu bieten, kann die souveräne "Geschichte der christlichen Liebestätigkeit" gelten, die der hannoversche Oberkonsistorialrat und Abt von Kloster Loccum Gerhard Uhlhorn ab 1882 erscheinen ließ. Er hat die Anregung dazu allerdings nicht von Wichern, sondern - wie er im Vorwort berichtet - von Fliedner erhalten, der ihm in einem Gespräch gesagt hat: "Sie sollten eine Geschichte der Liebestätigkeit schreiben; ein solches Buch könnte dazu dienen, das Interesse für die Werke der christlichen Liebe in weiteren Kreisen zu erwecken und zu mehren."

Uhlhorns Werk beginnt mit der apostolischen Zeit und endet mit dem 19. Jahrhundert. Hier wird also auch schon die Innere Mission, die im Central-Ausschuß ihr Zentrum gefunden hat, zum Gegenstand der Darstellung. Daß es nicht einfach sein würde, für eine solche Darstellung das erforderliche Material zu finden, ist Wichern deutlich bewußt gewesen. Am Schluß des ersten Abschnittes der Denkschrift führt er aus, daß derjenige, "welcher der geschichtlichen Quelle der Innern Mission in ihrer neuesten Gestaltung, wie sie sich namentlich in freien Gesellschaften ausgebildet hat, nachgehen wollte, einen mühevollen Weg betreten" muß. Diese Quellen - so fährt er fort - befänden sich zum größten Teil in unübersehbaren Mengen von Broschüren, Jahresberichten und Zeitungsartikeln, die sehr schwer zu erlangen seien. Schon im Juni 1849 richtete deshalb der Central-Ausschuß an die etwa 90 Vertrauensleute in den Ländern und Provinzen, die sich ihm inzwischen als "Agenten" zur Verfügung gestellt hatten, in einem Rundschreiben unter anderem die Bitte, die Jahresberichte der in ihrem Bereich befindlichen Vereine und Anstalten zu sammeln und ihm zu übersenden, weil sie "für jetzt und für die Zukunft von unschätzbarem Wert" seien.

Diese Sammlung gehört heute zu der umfangreichen diakoniegeschichtlichen Bibliothek, die sich in der Dienststelle Berlin des Diakonischen Werkes der EKD befindet.

Zu den Rechenschaftsberichten treten später die zahlreichen Fest- und Jubiläumsschriften, die einen Überblick über einen ganzen Zeitraum geben. Sie wollen nicht geschichtswissenschaftlichen Ansprüchen genügen, sondern dankbar von Bewahrung und Bewährung berichten, und wenn sie aus Unterlagen schöpfen, die nicht mehr erhalten sind, haben sie für die Geschichtsschreibung der Inneren Mission durchaus ihren Wert. Es wäre aber schlecht um diese bestellt, wenn es nur solche Festschriften gäbe. Das ist glücklicherweise nicht der Fall. Es ist nämlich auch vorgekommen, daß Einrichtungen aus Anlaß eines Jubiläums einen Fachhistoriker mit der Erarbeitung umfangreicher historischer Darstellungen beauftragt haben. Auf diese Weise sind die Wichern- und die Fliednerbiographie Martin Gerhardts entstanden, und auch die Geschichte des Central-Ausschusses hat er in dessen Auftrag zu seinem 100jährigen Bestehen geschrieben.

Mit Martin Gerhardt, einem Kirchenhistoriker aus der Schule Karl Holls, beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichtsschreibung der Inneren Mission. Er forderte mit Nachdruck, daß die Geschichte der Inneren Mission in die Gesamtgeschichte der Zeit hineingestellt wird und daß ihre Erforschung sich der historisch-kritischen Methode zu bedienen habe, was die Erschließung der Quellen und die Einrichtung von Archiven voraussetzt. Er selbst hat das im Rauhen Haus in Hamburg und in Kaiserswerth getan, ehe er die Wichern- und die Fliednerbiographie schrieb, und 1928 die Anstalten und Vereine aufgerufen, ihre archivalische Überlieferung möglichst lückenlos zu ordnen und zu verzeichnen. Er begründet das mit der Feststellung, die Innere Mission sei an einem Punkte angelangt, wo es gelte, sich auf ihre Geschichte zu besinnen, und sie habe geradezu "die Pflicht, ihre Vergangenheit zu erforschen, und zwar mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln streng wissenschaftlicher, historisch-kritischer Arbeit". Wenn nicht alles täuscht, hat dieser Aufruf kaum Wirkung gezeitigt. Auch der Central-Ausschuß konnte sich nicht dazu entschließen, ein Archiv zu schaffen. Erst das Diakonische Werk hat 1968 begonnen, ein solches einzurichten; es hat inzwischen für zahlreiche, überwiegend geschichtswissenschaftliche Arbeiten Material zur Verfügung gestellt.

Das Archiv des Diakonischen Werkes der EKD

Zum Diakonischen Werk der EKD gehören zur Zeit 25 Landes- und 89 Fachverbände, in denen rund 28.000 Einrichtungen mit 325.000 voll- und teilzeit-

beschäftigten hauptamtlichen Mitarbeitern zusammengeschlossen sind. In den Einrichtungen und den Geschäftsstellen der Verbände entstehen gewaltige Mengen an Schriftgut, das - wenn es archiwwürdig ist - zu gegebener Zeit archiviert werden muß. Das ist jedoch nicht die Aufgabe des Archivs des Diakonischen Werkes der EKD. Einige Landesverbände und Einrichtungen haben selbst Archive eingerichtet, gelegentlich haben landeskirchliche Archive das Archivgut der Geschäftsstelle ihres Landesverbandes übernommen. Nur zu oft ist diese Aufgabe aber überhaupt noch nicht in Angriff genommen worden.

Das Archiv des Diakonischen Werkes der EKD, mit dessen Aufbau - wie bereits erwähnt - 1968 begonnen wurde, ist lediglich für die Geschäftsstellen des Werkes und die seiner Vorgängerorganisationen zuständig; das sind der im Januar 1849 konstituierte Central-Ausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche (= CA) und das im August 1945 in das Leben gerufene Hilfswerk der EKD, die sich 1957 zu dem Werk "Innere Mission und Hilfswerk" zusammengeschlossen haben, an dessen Stelle 1975 das Diakonische Werk der EKD als eingetragener Verein getreten ist. Das Archiv befindet sich in seiner Dienststelle Berlin (Altensteinstr. 51, 14195 Berlin).

Die Akten des CA sind nahezu vollständig erhalten. Von denen aus dem 19. Jahrhundert sind besonders wertvoll die Berichte der sog. Reiseagenten, die der CA seit 1863 beschäftigte; das waren Theologen, welche die evangelischen Gebiete Deutschlands bereisten und ihn ausführlich über den Stand der Inneren Mission an den besuchten Orten und über ihnen bekannt gewordene soziale Notlagen informierten. So verfaßte einer von ihnen 1866 eine Denkschrift über die Wanderarbeiter beim Rübenanbau und in den Zuckerfabriken der Provinz Sachsen, die so inhaltsreich ist, daß sie 1982 vom Zuckermuseum der Technischen Universität Berlin veröffentlicht worden ist. Die Reiseagenten beteiligten sich gelegentlich auch an der vom CA organisierten kirchlichen Betreuung der deutschen Arbeiter in den Niederlanden, der sog. Hollandgänger. Auch darüber gibt es umfangreiche Berichte, deren Edition vorbereitet wird. In der Weimarer Zeit wird der CA zu einem der vom Reich anerkannten Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege. Das schlägt sich in seinen Akten ebenso nieder wie die Einflüsse, die von der wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung der Weimarer Republik auf die Innere Mission ausgegangen sind. Der CA begann damals auch eine systematische Öffentlichkeitsarbeit; die Akten darüber enthalten umfangreiches Material über die Benutzung der neuen Medien Rundfunk und Film. Das 1926 gebildete Referat Gesundheitsfürsorge griff die Ende

der 20er Jahre stark anschwellende eugenische Diskussion auf und veranstaltete Fachkonferenzen, deren Erklärungen die wichtigsten Stellungnahmen des deutschen Protestantismus zu diesem Problemkreis darstellen. Im "Dritten Reich" kam es zum Konflikt mit der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, der in den Akten des CA ebenfalls dokumentiert ist. Eine für die Zeit der Weimarer Republik wie des "Dritten Reiches" sehr wichtige Quelle bilden Akten und Sammlung der Apologetischen Centrale. Sie waren bei deren Schließung durch die Gestapo im Jahre 1937 beschlagnahmt worden und galten Jahrzehnte hindurch als verschollen. Es stellte sich heraus, daß sie nach dem Kriege in die Sowjetunion verbracht und von dieser 1959 zusammen mit weiteren Akten an die DDR zurückgegeben worden waren. Anfang 1990 wurden sie vom Bundesarchiv an das Archiv des Diakonischen Werkes abgegeben. 1945 tritt neben die alte Berliner Geschäftsstelle des CA eine weitere für die westlichen Besatzungszonen. Während die Berliner Akten die neuen Probleme reflektieren, die sich der Arbeit der Inneren Mission in der SBZ/DDR gestellt haben, lassen die des CA West die überraschend schnelle Rückkehr zur Normalität erkennen.

Ein ausgesprochenes Produkt der Nachkriegszeit war das Hilfswerk. Das Archiv verwahrt die Akten seines Zentralbüros, das sich in Stuttgart befunden hat, und des Zentralbüros Ost, das seit 1953 Berliner Stelle hieß. Auffällig ist, daß hier wesentlich größere Verluste zu verzeichnen sind als bei den Akten aus der Zeit vor 1945. Die erhaltenen Akten zeigen, wie das Hilfswerk von der Lebensmittel-, Bekleidungs-, Medikamenten- und Literaturhilfe bis zum Wohnungsbau den Nöten der Nachkriegsjahre zu begegnen suchte und sich für Flüchtlinge und heimatlose Ausländer ("displaced persons"), für Gefangene und Kriegsversehrte einsetzte und daß dies nicht zuletzt durch die ökumenische Hilfe möglich war, die es erhielt. Gut belegt ist auch der Bau der Notkirchen Otto Bartnings.

Aktenabgaben der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes erstrecken sich bis in die 80er Jahre. Zur Kennzeichnung ihres Inhaltes mag der Hinweis genügen, daß das Diakonische Werk nicht nur kirchliches Werk ist, sondern auch Spitzenverband der Freien Wohlfahrtspflege, und zu den Merkmalen eines solchen gehört es, daß er sich bundesweit nicht nur auf einzelnen Arbeitsfeldern, sondern grundsätzlich auf dem ganzen Gebiet der Freien Wohlfahrtspflege - Jugend-, Familien-, Kranken-, Alten-, Behinderten-, Gefährdetenhilfe - betätigt. Darüber hinaus geht das Aufgabengebiet Ökumenische Diakonie, zu dem die Aktion "Brot für die Welt" gehört; das Archiv hat von ihr bisher etwa 10.000 Projektakten übernommen. Nach dem Beitritt der ostdeutschen Landes- und

Fachverbände zum Diakonischen Werk der EKD im März 1990 erhielt das Archiv auch die Akten der Geschäftsstelle des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirchen in der DDR und ihres Bauberatungs- und Planungsbüros sowie die des Bevollmächtigten der Landes- und Freikirchen in der DDR für "Brot für die Welt"; für die Untersuchung von Möglichkeiten und Grenzen der diakonischen Arbeit in der DDR sind sie eine unverzichtbare Quelle.

Außer dem bisher genannten Archivgut der zentralen Geschäftsstellen hat das Archiv eine ganze Reihe weiterer Bestände übernommen, die von diakoniegeschichtlicher Bedeutung sind, ohne daß ihre archivische Sicherung gewährleistet gewesen wäre. Dazu gehören etwa die Akten des Provinzial-Ausschusses für die Innere Mission in der Provinz Brandenburg; sie sind auch deshalb von besonderem Wert, weil die Akten zahlreicher anderer Landes- und Provinzialverbände der Inneren Mission im Kriege vernichtet worden sind. Darüber hinaus besitzt das Archiv die Akten wichtiger Fachverbände wie die des Evangelischen Reichs-Erziehungs-Verbandes, in dem die Einrichtungen und Vereine der geschlossenen und offenen Jugendhilfe zusammengeschlossen gewesen sind, der Deutschen Diakonenschaft und des Evangelischen Diakonikerverbandes in der DDR, des Komitees für deutsche evangelische Seemannsmission, des Verbandes der Deutschen Evangelischen Bahnhofsmission und der Hauptbüros Berlin und Brandenburg des Hilfswerkes. 1992 wurden die Akten des von Stoecker gegründeten Kirchlich-Sozialen Bundes vom Bundesarchiv an das Archiv des Diakonischen Werkes abgegeben; er war dem CA angeschlossen und im "Dritten Reich" aufgelöst worden. Insgesamt verwahrt das Archiv jetzt etwa 50 Bestände im Umfang von rund 2.000 Regalmetern.

Das Diakonische Werk wirkt aus dem Binnenraum der Kirche weit in den gesellschaftlichen Bereich hinein. Das gibt seinem Archiv das besondere Profil, welches es von den Archiven der verfaßten Kirche unterscheidet, und ist die Ursache dafür, daß es deutlich mehr Benutzer aufweist, als die meisten anderen Kirchenarchive; seine Quellen sind nicht nur für viele Arbeiten zur Kirchen- und Diakoniegeschichte, sondern auch zur Sozial- und Kulturgeschichte unentbehrlich.

York-Herwarth Meyer

Zum Projekt "Aufarbeitung der Geschichte des Evangelischen Erziehungsverbandes e.V. (EREV)"

In der Zeit knapper werdender Mittel mag es den einen oder anderen verwundern, daß ein Fachverband im Diakonischen Werk zu seinem 75jährigen Bestehen eine wissenschaftliche Aufarbeitung seiner eigenen Geschichte in Auftrag gibt. Haben wir nicht andere Probleme und dringendere Aufgaben, die bearbeitet werden müßten?

Viel zu sehr ist diakonische Arbeit in gegenwärtigen Fragen, Problemen und Aufgaben gefangen, so daß keine Zeit für geschichtliche Rückbesinnung vorhanden zu sein scheint. Jedoch kann gerade sie hilfreich und notwendig sein, um die Gegenwartsprobleme richtig einschätzen und meistern zu können. Jörg Schadt und Michael Caroli haben mit einer oft zitierten Sentenz auf die Notwendigkeit einer historischen Rückbesinnung in ihrem Buch über den Nationalsozialismus in Heidelberg hingewiesen: "Wer die Geschichte nicht zur Kenntnis nimmt, ist oft verdammt, sie noch einmal erleben und erleiden."¹ Sicherlich wäre es blauäugig zu behaupten, daß alle Problemstellungen in der Geschichte wiederkehren, so daß sich aus der Vergangenheit eine Antwort für die Gegenwart übernehmen ließe. Dennoch sind Parallelen zwischen heutigen und vergangenen Problemsituationen nicht zu übersehen,² und es ist wichtig, geschichtliche "Erfahrungen" in die Analyse der Gegenwart und die Überlegungen für zukünftige Handlungsperspektiven mit einzubeziehen. Weil in der Gegenwart immer auch die Vergangenheit "aufgehoben" ist, darf sie hier nicht unberücksichtigt bleiben. Eine wesentliche Frage für das eigene Handeln und die Bestimmung des eigenen Standortes ist das Selbstverständnis der eigenen Institution bzw. Organisation. Auch hier kann die Identität der Vergangenheit und ihre Entwicklung nicht gering geachtet werden. Insofern ist es sinnvoll und notwendig, daß der Evangelische Erziehungsverband sich um eine wissenschaftliche Aufarbeitung seiner Geschichte bemüht.

Im folgenden möchte ich das Projekt zur Erforschung der Geschichte des EREV vorstellen. Ich möchte den Gegenstand meiner Arbeit, die mir gestellte Aufgabe und die Rahmenbedingungen meiner Arbeit kurz umreißen, um auf diesem Hintergrund von meinen Erfahrungen zu berichten.

1. Der Gegenstand

Der Evangelische Erziehungsverband e.V. (EREV) ist ein Fachverband im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland. Als Bundes-

verband evangelischer Einrichtungen und Dienste der Jugendhilfe ist seine Aufgabe die Förderung der evangelischen Erziehungsarbeit (§ 2 der Satzung). Diese Zielsetzung verwirklicht er einerseits durch Beratung und Förderung der Mitglieder, andererseits durch Vertretung ihrer Interessen nach außen gegenüber kirchlichen und staatlichen Stellen. Die Arbeit des EREV beschränkt sich jedoch nicht auf die Beratung für Mitglieder und die Vertretung ihrer Interessen und Positionen gegenüber Dritten. Durch Dialog, Diskussion und Meinungsbildung in seinen Ausschüssen und Gremien will er dazu beitragen, daß die Jugendhilfe in den Mitgliedseinrichtungen weiterentwickelt und eine christlich verantwortete Pädagogik verwirklicht wird. Gleichzeitig wirkt der Verband in der Erziehungsarbeit über den Kreis seiner Mitglieder hinaus, indem er Tagungen, Fortbildungsmaßnahmen und andere Veranstaltungen ausrichtet und eine fachbezogene Öffentlichkeitsarbeit betreibt.

Gegründet wurde der Evangelische Reichs-Erziehungs-Verband (EREV) im Jahr 1920. Er löste das Evangelische Erziehungsamt der Inneren Mission ab, das zuvor die Erziehungsarbeit der Inneren Mission auf Reichsebene zusammengeschlossen hatte. Anfangs hatte auch der neue Verband den Anspruch, die gesamte evangelische Erziehungsarbeit - einschließlich der Schulen - zu vertreten, konzentrierte sich dann jedoch zunehmend auf den Bereich der Jugendfürsorge (heute: Jugendhilfe). Ab 1929 wurde die Zuständigkeit des EREV formal auf Heime (stationäre Jugendhilfe) beschränkt. Bis heute liegt dort der Arbeitsschwerpunkt des Verbandes. Faktisch erstreckten sich die Aktivitäten jedoch immer auch darüber hinaus. Seit längerer Zeit findet ein Ausbau ambulanter und teilstationärer Angebote im Bereich der Jugendhilfe statt, die seit dem Inkrafttreten des KJHG durch dieses Gesetz verstärkt gefördert werden. Auch die Mitglieder des Evangelischen Erziehungsverbandes tragen dieser Entwicklung Rechnung, so daß sich der Verband bereits seit längerer Zeit wieder mehr in dem nichtstationären Bereich engagiert.

2. Aufgabe und Rahmenbedingungen des Projektes

Meine Aufgabe bestand darin, die Geschichte des Evangelischen (Reichs-)Erziehungsverbandes bis zum Jahr 1995 darzustellen. Dabei sollte auch die Vorgeschichte seiner Gründung berücksichtigt werden.

Konkret umsetzen sollte ich diese Ergebnisse in:

- einer Festschrift, die für die Bundesfachtagung 25.-27.04.1995 in Erfurt fertigzustellen war,
- einem Kurzreferat für die Bundesfachtagung
- und einer Ausarbeitung in wissenschaftlicher Form.

Festschrift und Referat sind abgeschlossen, während ich an der wissenschaftlichen Darstellung zur Zeit noch arbeite.

Um die Erfüllung dieser Aufgabe wissenschaftlich verantwortbar zu ermöglichen, finanzierte der Verband meinen Lebensunterhalt auf der Basis einer Aufwandsentschädigung und erstattete nachgewiesene Sach- und Reisekosten.

Auch fachliche Unterstützung und Beratung erfuhr ich bei meiner Aufgabe, die von Anfang an unter einem nicht unerheblichen Zeitdruck stand. Ich erhielt eine kontinuierliche Begleitung und Beratung durch das Diakoniewissenschaftliche Institut (Prof.Dr.Dr. Strohm, Prof.Dr. Thierfelder, Dr. Stein und das Doktorandenkolloquium), das Archiv des Diakonischen Werkes (Dr. Talazko) aber auch durch verschiedene Gremien des EREV (Vorsitzender, Geschäftsführer, Vorstand und Fachbeirat). Ich möchte es daher nicht versäumen, allen, die meine Arbeit unterstützt haben, herzlich zu danken.

3. Meine Erfahrungen

Etwas unsicher habe ich mich schon gefühlt, als ich den Vertrag mit dem Evangelischen Erziehungsverband unterschrieb. Auch wenn es für mich einen besonderen Anreiz darstellte, mich einmal eingehend mit der Geschichte eines Fachverbandes im Diakonischen Werk auseinanderzusetzen, war zunächst noch nicht abzusehen, worauf ich mich eingelassen hatte. Wie würde meine Arbeitssituation im Spannungsfeld von wissenschaftlicher Begleitung durch das Diakoniewissenschaftliche Institut, den Erwartungen des Verbandes und meinen eigenen Interessen sein? Würde ich es leisten können, die nicht unerheblichen Mengen von Aktenmaterial durchzuarbeiten? Wieviel nichtarchivisches Material würde hinzukommen? Wie ergiebig würden die Gespräche mit Zeitzeugen sein, und würde es mir gelingen, einen Weg zur inhaltlichen Auswertung der Gespräche zu finden?

Wenn ich heute eine Zwischenbilanz ziehe, dann möchte ich nicht verschweigen, daß das Projekt allen Beteiligten eine große Menge an Engagement abverlangt hat. Auch wenn manches Wochenende aufgewendet werden mußte, gab es auf der anderen Seite eine Menge Entfaltungsmöglichkeiten, die ich im Nachhinein nicht missen möchte. Ich habe Chancen gehabt, die ich unter den "normalen" Bedingungen universitären Arbeitens nicht gehabt hätte. So hatte ich dadurch, daß mich der Verband zu Tagungen seiner Gremien, Ausschüsse

und Organe einlud, die Möglichkeit, Einblick in die aktuellen Themen und die Arbeit des Fachverbandes zu gewinnen. Damit verbunden waren auch Eindrücke aus der Zusammenarbeit des Verbandes mit dem Diakonischen Werk, den Mitgliedsverbänden oder Einrichtungen. Ich konnte miterleben, welche Bedeutung gesetzgeberische Initiativen und Maßnahmen für die Arbeit in der Jugendhilfe hatten und welche Probleme sie mit sich brachten. So konnte ich mir nicht nur anhand abstrakter Organigramme und aus der Satzung ein Bild der Verbandsarbeit machen, sondern auch verfolgen, wie grundlegende Zielformulierungen sich konkretisierten.

Neben den Eindrücken und Fakten, die ich nebenbei mitnehmen konnte, brachte meine Arbeitssituation auch Zugang zu Informationen, die ich in meinem Studium bisher noch nicht in größerem Maße einbeziehen konnte. Bei der Beschaffung von Material und dem Auffinden von Zeitzeugen war der Verband außerordentlich hilfreich. Als Zeitzeugen standen mir auch die Mitglieder der Ausschüsse und Gremien zur Verfügung. Ich konnte mich am Rande der Sitzungen und bei der Besprechung meiner Arbeit immer wieder rückversichern, ob eine Einschätzung zutreffend war, oder auch einfach eine Telefonnummer eines Zeitzeugen erhalten.

Meine Interviews mit den Zeitzeugen, teilweise telefonisch, teilweise bei einem persönlichen Besuch, waren für mich neu und aufschlußreich. Bislang hatte ich den Wert der "Oral History" unterschätzt! Viele lebendige Erzählungen brachten mir nicht nur die Vorgänge aus der Vergangenheit anschaulich näher, sondern verhalfen mir auch zu Hintergrundinformationen, die manche Aktenstücke erst zum Sprechen brachten. Wer mit wem in welcher (z.B. verwandtschaftlichen) Beziehung stand, war zuweilen doch recht aufschlußreich, um manche Frage zu klären.

Der EREV war mir bei der Materialbeschaffung behilflich. Damit ich die Nachkriegsakten, die sich noch im Keller der Geschäftsstelle befanden, auch archivisch korrekt verzeichnet benutzen konnte, konnte ich selbst den Bestand vorläufig ordnen und mit einem Transporter ins Archiv des Diakonischen Werkes in Berlin überstellen. Auch private Sammlungen, wie die der ehemaligen Geschäftsführerinnen Dr. Hundinger und Diplomvolkswirtin Varkevisser und des derzeit amtierenden Vorsitzenden, standen mir zur Verfügung.

Insofern hatte ich einerseits "viel zu tun", andererseits aber auch keine allzu großen Probleme, an das Material heranzukommen. Immer wieder wurde ich dadurch motiviert, daß ich das Thema nicht nur für eine Seminararbeit, die außer mir nur ein Gutachter kennenlernt, bearbeitete, sondern für eine Festschrift, die für einen größeren Kreis von Lese-

rinnen und Lesern bestimmt ist. Hierfür waren mir die Begleitung und Beratung durch die Gremien des Verbandes nicht unwichtig, weil ich hier einen Teil der potentiellen Leserschaft vor mir hatte. Hier konnte ich direkt abfragen, ob etwas interessant und verständlich genug geschrieben war. Ich erfuhr auch immer wieder, daß sich Leute für das, was ich tat, interessierten. Das ist sicher keine alltägliche Erfahrung im Studium!

Über meine eigentliche Aufgabe hinaus bot mir der Evangelische Erziehungsverband auch die Möglichkeit, eine kleine Artikelserie über die Geschichte der Zeitschrift "Evangelische Jugendhilfe", das aus dem 1880 gegründeten "Rettungshausboten" entstandene Publikationsorgan des Verbandes, in der Zeitschrift selbst zu veröffentlichen. Auch wurden mir einige wohlfahrtsgeschichtliche Bücher zur Rezension übergeben, deren Besprechungen ebenfalls in der "EJ" gedruckt wurden. Gleichzeitig wurden mir bei der Vorbereitung der Bundesfachtagung und während der Tagung einige organisatorische Aufgaben übertragen, deren Erfüllung mir noch einmal neue Erfahrungen und Einblicke vermittelt oder auch einfach Spaß gemacht haben.

Würde ich es wieder machen? Ja! Wenn ich auf mein Studium zurückblicke, war diese Arbeit ein interessantes Thema, zumal es die Breite von Kir-

chen-, Diakoniegeschichte und Sozialpädagogik überspannt. Außerdem ist es schon ein besonderes Gefühl, an einem Thema zu arbeiten, das in dieser Form noch niemand so gründlich bearbeitet hat. Es geht nicht um das Abgrenzen gegen bestehende Thesen bzw. darum, sich für eine der bestehenden Thesen zu entscheiden. Diese Art von Projekt kann ich nur empfehlen.

Anmerkungen

- 1 J.Schadt/M.Caroli (Hg.), Heidelberg unter dem Nationalsozialismus. Studien zur Verfolgung, Widerstand und Anpassung. Motive-Texte-Materialien 26, Heidelberg, 1985.
- 2 Es lohnt, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Feststellung nicht nur für die äußerliche Situation diakonischer Arbeit gilt. Auch in der fachlichen Arbeit bleiben Grundprobleme, die immer wieder für die jeweils neue geschichtliche Situation analysiert und durchdacht werden müssen. Prof. Richard Münchmeier hat daher in seinem Vortrag auf dem EREV-Fachkongreß in Erfurt nachhaltig davor gewarnt, aus der Geschichte der Heimerziehung eine "Erfolgsstory" dahingehend machen zu wollen, Probleme wirklich grundsätzlich lösen zu können. Trotz der Etablierung und Ausweitung der erzieherischen Hilfen "ließen sich die Probleme sozialer Deprivation, der Kumulation sozialer Benachteiligung nicht aus der Welt schaffen." (R.Münchmeier, Geschichte der Heimerziehung zwischen pädagogischem Traum und Ausgrenzung. Zu den Diskursen von 1870 bis heute, in: Evangelischer Erziehungsverband (Hg.), Jugendhilfe: frei ... gestaltend ... erfolgreich!?, Schriftenreihe 2/95, Hannover 1995).

Volker Herrmann

Eine neue Generation von Festschriften diakonischer Einrichtungen

Festschrift zur 150-Jahrfeier des Theodor Fliedner Werkes Duisburg vorgelegt

"Wer keine Vergangenheit hat, der hat auch keine Zukunft, er bleibt den Einfällen des Augenblicks ausgeliefert", schrieb 1919 der Berliner Kirchenhistoriker Karl Holl¹. Der Diakonie bzw. Inneren Mission läßt sich über weite Strecken des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts nicht der Vorwurf machen, sie hätte nicht ihrer Vergangenheit gedacht. Dieser versicherte man sich in Jubelberichten und Festschriften vor allem anlässlich von Einweihungen neuer (Teil-)Einrichtungen oder den verschiedensten Jubiläen. Man kann diese Festschriften aus Jubiläumsanlaß als die "für die Diakonie nahezu prototypische historisch-literarische Gattung"² bezeichnen. Nach vorsichtigen Schätzungen gehören rund 80-90 % der die Innere Mission/Diakonie mit historischer Perspektive behandelnden Literatur der letzten 150 Jahre dieser Gattung an. Ähnliches gilt auch für den caritativen Katholizismus.³ Das bedeutet im Umkehrschluß, daß wir - vom Archivgut einmal abgesehen - über weite Strecken der Diakoniegeschichte insbesondere des

19. und beginnenden 20. Jahrhunderts unsere Kenntnis über das Leben und Arbeiten in diakonischen Einrichtungen nur aus Festschriften entnehmen können. Ihr Ziel war jedoch nicht die zweckfreie Darstellung der eigenen Einrichtungs- oder Verbandsgeschichte, um damit eine museale Neigung zu befriedigen. Der Zweck vieler Festschriften diakonischer Einrichtungen lag vielmehr in der öffentlichen Rückversicherung der eigenen Geschichte als unter Gottes Beistand stehender Zeit. Die religiöse Motivation, die zur Gründung einer Einrichtung führte, bestimmte auch die rückblickende Bestandsaufnahme. Insofern sind die Festschriften durchaus die legitime Darstellungsform der Diakoniegeschichte im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Als Beispiel sei auf die Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Diakonenanstalt Duisburg, die zu einer der ältesten in Deutschland zählt - des heutigen Theodor Fliedner Werkes, verwiesen. Die von Pfarrer Jakob Engelbert 1894 herausgegebene, 184 Seiten starke Festschrift trug den Titel "Eben-

Ezer! Ein Festbüchlein zum 50jährigen Jubiläum der Diakonen-Anstalt in Duisburg". Dem Buch vorangestellt war als Motto 1. Sam. 7,12: "Da nahm Samuel einen Stein und legte ihn zwischen Mizpa und Sen und hieß ihn Eben-Ezer und sprach: 'Bis hierher hat uns der Herr geholfen'" sowie ein Gedicht, das mit den Worten begann: "Ein Eben-Ezer sei dem Herrn errichtet! Der Tag des Jubels, der Tag des Dank's ist da!" Und im Vorwort gab Pfarrer Engelbert das Anliegen der Festschrift folgendermaßen wieder: "Was der Herr an uns gethan, davon soll in diesem Büchlein hier ein Zeugnis ausgehen! ... So sei denn dies Büchlein ein rechtes Eben-Ezer-Denkmal: ein Denkstein an so viel erfahrene Gotteshülfe: bis hierher hat der Herr geholfen! ein Dankstein für alle Gottesgnade und -Geduld: der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich! ein Merkstein für die Arbeit und Sorge der Zukunft: *Er wird weiter helfen! Ihm allein die Ehre!*" (VI-VII)

Dem überwiegenden Teil der diakonischen Retrospektiven des 19. Jahrhunderts lag eine kritische Darstellung zumeist völlig fern. Erst im beginnenden 20. Jahrhundert wird eine Tendenz erkennbar, die Methoden historischer Kritik auch auf die Diakoniegeschichte anzuwenden. Zunächst allerdings nur zaghaft und zögerlich. Die historische Betrachtung der eigenen Einrichtung und der Dank an Gott waren nun nicht mehr so eng verzahnt wie zuvor, so daß kritische Bemerkungen jetzt nicht mehr sofort als Pietätlosigkeiten gegenüber Gott oder den Vorgängergenerationen in der diakonischen Arbeit bewertet wurden. Vielmehr setzte sich die Entwicklung durch, gerade in einer historisch-kritischen Herangehensweise die adäquate, der Geschichte angemessene Art der Auseinandersetzung anzusehen. Diese Handhabung verhinderte nicht den Dank Gott und Menschen gegenüber, sie verringerte lediglich die Gefahr, in der eigenen Geschichte allerorten Gottes Wirken dingfest machen zu müssen. Diese hatte in den vorher nicht unüblichen Versuchen gelegen, Gottes Handeln z.T. in einzelnen Ereignissen in der konkreten Einrichtungsgeschichte nachzuweisen. Zudem war die Frömmigkeit der Erweckungsbewegung auch in den diakonischen Einrichtungen anderen Verständnissen des christlichen Glaubens gewichen. Es wäre interessant, einmal umfassend den Wandel des (Diakonie-)Geschichtsbewußtseins und der damit einhergehenden Entwicklungen der Festschriften zu untersuchen.

In letzter Zeit ist bereits häufiger festgestellt worden, daß die Diakoniegeschichte als Thema der Kirchen- wie Profangeschichtsschreibung immer mehr an Stellenwert gewinnt. Damit einher geht die Tatsache, daß die Diakoniegeschichte nach Anfängen in den 20er bis 50er Jahren unseres Jahrhun-

derts (Martin Gerhardt u.a.) und einer Phase tiefer Geschichtsvergessenheit in den 50er bis 70er Jahren (erkennbar auch an vielen Festschriften dieser Zeit⁴) einen Grad an wissenschaftlicher Reflexion erreicht hat, der ihr zuvor nur bruchstückhaft und in Ausnahmen eigen war. Dies zeigt sich nicht nur in wissenschaftlichen Fachveröffentlichungen, sondern wirkt sich auch in der modernen Festschriftliteratur aus.

Als ein hervorragendes Beispiel kann 100 Jahre nach Engelberts 'Eben-Ezer' die Festschrift zum 150jährigen Bestehen der 'Pastoralgehilfenanstalt - Diakonenanstalt - Theodor Fliedner Werk' von Klaus D. Hildmann, Uwe Kaminsky und Ferdinand Magen gelten.⁵ Dem Charakter einer Festschrift tragen noch die Grußworte (V-IX) des Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland (Peter Beier), des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen (Johannes Rau) sowie des Vorsitzenden des Kuratoriums der Stiftung Theodor Fliedner Werk (Günther Wex) ebenso Rechnung wie der die aktuelle Situation in den Blick nehmende Beitrag des leitenden Direktors des Theodor Fliedner Werkes (Klaus D. Hildmann, 269-286). Die übrigen Teile des Buches bilden zwei historische Studien: Ferdinand Magen, der zugleich das Archiv der Einrichtung aufgebaut hat, behandelt die "Duisburger Pastoralgehilfen- und Diakonenanstalt von der Gründung im Jahr 1844 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs" (3-108) und Uwe Kaminsky, ausgewiesener Kenner insbesondere der rheinischen Inneren Mission im Nationalsozialismus⁶ zeichnet den Weg "Von der Duisburger Diakonenanstalt zum Theodor Fliedner Werk 1919 bis 1981" (109-266) nach, wobei Kaminsky für die Darstellung des Zeitraums 1952-1981 (251-266) "nicht den Anspruch einer historischen Darstellung" (251) erhebt. Während Magen sofort in medias res geht, schaltet Kaminsky seinem Beitrag eine kurze Einleitung vor. Er betont darin, daß sein Beitrag "keine Selbstbespiegelung und glaubensstarke Traditionsvergewisserung" (109) sein will. Seine Betrachtung geschehe "vielmehr unter einer sozialgeschichtlichen Perspektive in historisch-kritischer Absicht unter Vermeidung der 'Theologisierung der Phänomene'." Im Mittelpunkt stehen dabei "historische Strukturen einer Einrichtung der Diakonie", "weniger ... Einzelschicksale tätiger Anstaltsleiter, Diakone, Schwestern oder anderer Mitarbeiter". "Das Typische in seiner historischen Typik zu benennen und das Besondere, das Außergewöhnliche nicht glattzumachen oder zu vernachlässigen bleibt dabei die Aufgabe." (109)

Die Duisburger Diakonenanstalt geht auf die Initiative Theodor Fliedners zurück, der mit anderen 1844 damit den Plan einer "Pastoralgehilfen- oder Hilfsdiakonenanstalt" verwirklichen konnte. Zudem

zogen in das von Fliedner erworbene Gasthaus in Duisburg einige Jungen im Alter von sechs bis 13 Jahren ein; somit wurde zugleich eine Erziehungsanstalt für arme und "verwahrloste" Kinder eingerichtet. Erster Leiter der Anstalt wurde Wilhelm Brandt - zuvor Oberhelfer in Johann Hinrich Wicherns Rauhem Haus. Als dieser jedoch bereits 1847 die Anstalt verließ, übernahm der in Barmen geborene Pfarramtskandidat Heinrich Richard Engelbert (1820-1910), der Vater des bereits erwähnten Jakob Engelbert (1855-1935), die Leitung. Damit beginnt - damals nicht untypisch - die lange Zeit seiner "Regentschaft". Nahezu sechs Jahrzehnte (1847-1906) leitet er die Geschicke der Anstalt. In diesen Jahren erhielt die Arbeit der Erziehungsanstalt und ihres ostpreußischen Ablegers in Lötzen insbesondere durch das preußische Zwangserziehungsgesetz (1878) neue Impulse. Durch Aufnahme von der Zwangserziehung unterworfenen "Zöglingen" bot sich rasch die Möglichkeit zur Expansion und Errichtung weiterer Erziehungsanstalten. "Das preußische Fürsorgeerziehungsgesetz vom 2. Juni 1900 hatte schließlich zur Folge, daß in der Duisburger Erziehungsanstalt vor allem Fürsorgezöglinge untergebracht wurden." (52) Generell ist die Kaiserzeit durch eine Erweiterung der Arbeitsfelder und einen Ausbau der Arbeit gekennzeichnet.

Es hat nun wenig Sinn, im folgenden die Festschrift und damit die Geschichte der Duisburger Diakonenanstalt referierend zusammenzufassen, zumal sie in vielem den allgemeinen Entwicklungen der Inneren Mission insbesondere im Rheinland weitgehend entspricht. Vielmehr sollen nur einige Punkte erwähnt werden, durch die sich die vorliegende Festschrift von anderen unterscheidet. Zu den Abschnitten der Diakoniegeschichte, die in den letzten Jahrzehnten von der Forschung wenig beachtet wurden, gehören die 'anstaltseigene' Publizistik (70-74) oder die Felddiakonie in den Kriegen 1864-1870/71, aber auch im 1. Weltkrieg, d.h. der Einsatz von Diakonissen und - wie im Duisburger Fall - Diakonen als Krankenpfleger.

Mit der Nachkriegszeit (1918/19) führt Uwe Kaminsky die Darstellung von Ferdinand Magen fort und stellt zunächst die Reaktion - insbesondere des seit 1906 amtierenden (bis 1930) Direktors Pfarrer Hermann Gießel - auf die Revolution dar. Weiterhin schildert er, welche Auswirkungen die neue Weimarer Fürsorgegesetzgebung sowie der Aufbau und die spätere Krise der konfessionellen Wohlfahrtspflege auf die Diakonenanstalt hatte. Insbesondere der Zeit des Nationalsozialismus - jahrzehntelang in Festschriften diakonischer Einrichtungen stiefmütterlich behandelt - widmet Kaminsky ca. 70 Seiten (164-232) und untersucht ausführlich die Themenbereiche Sterilisation und Euthanasie. Besondere

Hervorhebung verdient, daß auch der zeitlichen Abschnitte des 2. Weltkriegs sowie der Nachkriegszeit (1945-52), die diakoniegeschichtlich noch relativ unerschlossen sind, eigene Abschnitte (214-232; 233-250) gewidmet sind.

Was die formale Gestaltung der Festschrift angeht, so sind durch die Vorgaben der Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte gute Maßstäbe gesetzt; Versehen (z.B. falsche Fußnotenzählung, 111-112) sind die Ausnahme. Die beigefügten Bilder und Faksimiles machen die Darstellung anschaulich. Die durchgängig verwendeten Kopfzeilen fördern die Übersichtlichkeit. Ebenso erleichtert der Anhang mit Zeittafel (287-293), Tabellen (294-296) sowie Listen der Veröffentlichungen der Diakonenanstalt und ihrer Angehörigen (297-301) sowie der gedruckten Quellen und Literatur (302-317) und v.a. das Register (319-332) die Handhabung des Buches.

Abschließend sei festgehalten, daß nicht nur mit der vorliegenden Festschrift dieser Gattung neue Maßstäbe gesetzt wurden, sondern sich wiederum gezeigt hat, welcher Stellenwert diakoniegeschichtlichen Arbeiten in der Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte beigemessen wird.⁷

Anmerkungen

- 1 Karl Holl, Luther und Calvin (1919), in: Ders., Kleine Schriften, hg. v. Robert Stupperich, Tübingen 1966, 67-81: 67. Welche Konnotationen in diesem Votum stecken, wenn man bedenkt, daß Holl es in der Zeit der jungen Weimarer Republik verwendet, sei nur angemerkt.
- 2 Reinhard van Spankeren/Bärbel Thau, Diakonie - Geschichte von unten. Historische Perspektiven des sozialen Protestantismus in Westfalen, in: Hans Bachmann/Reinhard van Spankeren (Hg.), Diakonie: Geschichte von unten. Christliche Nächstenliebe und kirchliche Sozialarbeit in Westfalen, Bielefeld 1995, 57-68: 59.
- 3 Vgl. die vierbändige Bibliographie: Caritativer Katholizismus in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert: Literatur zur Erforschung seiner Geschichte, hg. vom Deutschen Caritasverband: Dieter Schlenker/Mathias Reiniger für die Jahre 1921-1945 (Freiburg i.B. 1995); Ewald Frie für 1960-1993 (Freiburg i.B. 1994). Zwei weitere Bände für die Literatur der Jahre 1890-1921 (Hans-Jürgen Kremer) und 1945-1959 (Marga Burckhardt u.a.) werden folgen.
- 4 Vgl. auch Werner Laug (Hg.), 125 Jahre Diakonenanstalt Duisburg, Düsseldorf 1969.
- 5 Klaus D. Hildmann/Uwe Kaminsky/Ferdinand Magen, Patoralgehilfenanstalt - Diakonenanstalt - Theodor Fliedner Werk. 150 Jahre Diakoniegeschichte, SVRKG 114, Köln 1994.
- 6 Vgl. Uwe Kaminsky, Zwangssterilisation und Euthanasie im Rheinland, SVRKG 116, Köln 1995.
- 7 Vgl. zuletzt Gerlinde Viertel, Anfänge der Rettungshausbewegung unter Adelberdt Graf von der Recke von Volmerstein (1791-1878). Eine Untersuchung zu Erweckungsbewegung und Diakonie, SVRKG 110. Vgl. auch: Kaminsky (Anm. 6); Kordula Schlösser-Kost, Evangelische Kirche und soziale Fragen 1918-1933. Die Wahrnehmung sozialer Verantwortung durch die rheinische Kirche, SVRKG 117, Köln 1995; Michael Klein, Leben, Werk und Nachwirkung des genossenschaftsgründers Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818-1888), SVRKG, Köln 1995.

York-Herwarth Meyer

Die 'Fliegenden Blätter' Johann Hinrich Wicherns. Zur Reprintausgabe

Die Fliegenden Blätter erschienen 1844 zum ersten Mal "als offener Brief aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg"¹. Zu dieser Zeit waren die "Mitteilungsblätter aus dem Rauhen Hause" eine Pionierleistung auf dem Gebiet der Diakonie und der evangelischen Publizistik. Heute kann man sich diakonische Arbeit gar nicht mehr ohne die zahlreichen gedruckten Veröffentlichungen vorstellen. Fachzeitschriften, Mitteilungsblätter, Rundbriefe, Fördererinformationen usw. sorgen in vielen Bereichen für Austausch und Information. Fachverbände, Schwesternschaften, nicht wenige Einrichtungen oder deren Träger, gliedkirchliche Diakonische Werke oder auch "Brot für die Welt" als eine über die Grenzen des Landes hinaus arbeitende Organisation verfügen über eigene regelmäßig erscheinende Publikationsorgane. Es erscheint daher sinnvoll, in diesem Horizont einmal nach den Ursprüngen der evangelischen Medienlandschaft zu fragen. Eine ihrer wichtigsten Wurzeln sind zweifellos die "Fliegenden Blätter", deren erste Jahrgänge nun als Reprintausgabe wieder aufgelegt wurden.

1. Die "Fliegenden Blätter" und ihr publizistisch-historischer Kontext

Als Johann Hinrich Wichern durch die Gründung der "Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg" einen entscheidenden Grundstein sowohl für die gegenseitige Information und Zusammenarbeit in der Inneren Mission als auch für die Information der Bevölkerung über die Arbeit und das Anliegen der Inneren Mission legte, geschah das nicht aus einer spontanen Entscheidung heraus. Es war das Ergebnis eines konsequenten Weges, den Wichern schon früh eingeschlagen hatte. Die Notwendigkeit kirchlich-diakonischer Publizistik war Wichern bereits in einem frühen Stadium seiner Arbeit deutlich gewesen. Deshalb setzte er sich ein Jahr nach der Gründung des Rauhen Hauses für die Einrichtung einer Druckerei ein.² Wie hoch Wichern die Wirkung von Publikationen einschätzte, wird auch darin deutlich, daß er am 11.11.1848 bei einer Vorbesprechung, die die Gründung des Central-Ausschusses der Inneren Mission (CA) vorbereitete, die kirchlich-diakonische Publizistik als ein Mittel bezeichnete, um kirchlichen Notständen zu begegnen.³ Wichern wurde auch in späteren Jahren nicht müde, die Wichtigkeit der evangelischen Publizistik hervorzuheben.⁴

Der Central-Ausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche folgte Wichern

darin, daß er neben direkten eigenen Bemühungen seine Agenten zu Veröffentlichungsaktivitäten aufrief. In einer Instruktion vom 5.5.1849 heißt es: "Es muß von der Inneren Mission geredet und geschrieben, gepredigt und gedruckt werden; daß auch die Gleichgültigsten sich des Kluges nicht erwehren können und fragen müssen: was ist mit der Inneren Mission?"⁵ Die Instruktion ruft nicht nur zur Publikationstätigkeit innerhalb des kirchlich-diakonischen Bereiches auf, sondern fordert auch eine gezielte Beeinflussung und Beobachtung der gesamten Presselandschaft. Sie weist besonders darauf hin, daß die "Fliegenden Blätter" neben der Denkschrift Wicherns über die Innere Mission von den Agenten selbst gelesen und die darin enthaltenen Informationen von ihnen in die Presse transferiert werden. Neben der Wirkung nach außen sollten die Fliegenden Blätter auch nach innen ihre Wirkung entfalten. Alle Informationen und Diskussionen, die die Innere Mission betrafen, sollten in den Fliegenden Blättern ihren Platz haben. Bereits im Jahr 1849 wurden sie durch § 13 der Satzung des Central-Ausschusses dessen Organ. Vor allem aber sollten die Fliegenden Blätter aber auch eine direkte Quelle sein, um sich über die Innere Mission zu informieren. "Eine Durchlesung einer Reihe von Nummern derselben wird mehr als jede andere Interpretation zur Aufklärung darüber dienen, was die innere Mission sei und was sie wolle."

Im Laufe der Zeit kam es zu einer weiteren Ausdifferenzierung der Presselandschaft, auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann. Konferenzen zur Pressefrage wurden abgehalten⁶, regionale Pressevereine gebildet⁷ und neue Zeitschriften gegründet, von denen einige neben den vorwiegend religiös-weltanschaulichen Publikationen auch den Charakter von Fachzeitschriften für einzelne Arbeitsbereiche trugen.⁸ 1881 wurde beim CA ein Ausschuß für Schriftenwesen und 1904 die Zentrale für Evangelische Sonntagsblätter konstituiert.⁹ Wenn auch die Wurzeln evangelischer Pressearbeit in der Inneren Mission zu suchen sind und damit auch bei Wicherns Fliegenden Blättern, so hat die evangelische Pressearbeit nach dem Ersten Weltkrieg eher eine vom Central-Ausschuss unabhängige Entwicklung genommen und sich weiter ausdifferenziert.¹⁰ So findet sich heute ein breites Spektrum evangelischer Publizistik, dessen Anteile von verschiedenen Trägerkreisen verantwortet und gestaltet werden und nicht leicht zu überblicken sowie zu kategorisieren ist.¹¹

2. Die Fliegenden Blätter, ihre Konzeption, ihr Inhalt und ihre Weiterentwicklung

"Fliegende Blätter als offener Brief aus dem Rauhen Hause zu Hamburg von J.H. Wichern, Vorsteher des Rauhen Hauses" waren mehr als ein Freundschaftsbrief an alle, die dem Rauhen Haus verbunden waren. Zwar gaben sie Informationen über die Entwicklung des Rauhen Hauses - wie über den Neubau des Hauses oder seine Verlagsartikel - und dokumentierten eingegangene Spenden mit Nennung der Spender, aber sie berichteten auch über andere Rettungsanstalten, Diakonissenhäuser oder auch über Brüder des Rauhen Hauses, die außerhalb des Hauses, manche von ihnen sogar in Amerika, tätig waren. Wichern selbst formuliert sein publizistisches Programm für die Fliegenden Blätter im zweiten Heft im November 1844, wobei er den Aspekt des gegenseitigen Austauschs und der Information hervorhebt: "Vielfältige Mitteilungen aus dem Leben der Anstalt an bereits entlassene Kinder-Zöglinge, gegenseitiger Austausch von Nachrichten der entlassenen Brüder (Gehülfen), die nicht mehr im Rauhen Haus arbeiten."¹² Auch wenn die Blätter ausdrücklich für diejenigen gedacht sind, die dem Rauhen Haus verbunden sind, informieren sie von Anfang an auch über die allgemeinen Bestrebungen für innere Mission, "namentlich für Rettungshäuser, Gefängnisse, Colonisten und die der größten materiellen Noth anheimgefallenen Volksklassen überhaupt ..." Hier schließt Wichern ausdrücklich auch eine grundlegende Erörterung der sozialen Fragen ein. Neben diesen Berichten denkt Wichern ebenso an einen Transfer von Know-how aus den südlichen Ländern Deutschlands, wo die Rettungshausarbeit bereits weiter fortgeschritten sei als im Norden. Zusätzlich möchte Wichern die gegenseitige Information in der diakonischen Arbeit in den Fliegenden Blättern dadurch verbessern, daß Jahresberichte und Mitteilungen der verschiedenen Vereine abgedruckt werden. Wichern bittet in seinem programmatischen Vorwort daher auch um die Einsendung von Jahresberichten. Zusätzlich wurde er bei der Informationsbeschaffung durch sogenannte Reiseagenten unterstützt. Für die inhaltliche Gestaltung hebt Wichern hervor, daß soziale Fragen und soziale Arbeit im Mittelpunkt stehen müsse. "Der Zweck der Erbauung im gewöhnlichen Sinne" sei völlig ausgeschlossen. Wichern lehnte erbauliches Schrifttum jedoch nicht grundsätzlich ab, so daß im Jahr 1850 ein Beiblatt mit dem Untertitel "Volksblatt für innere Mission" hinzugefügt wurde, das eher erbaulichen Zwecken diene.¹³ In den folgenden Jahren blieben die Fliegenden Blätter ihren ursprünglichen Grundsätzen treu. Die Zeitschrift hat inzwischen ihren Namen gewechselt. Ab 1906 hieß sie "Die Innere Mission im evangelischen Deutschland" und ab

1975 "Diakonie". Dennoch hat sie das Grundanliegen konsequent weiter verfolgt. Arnd Hollweg benennt im ersten Heft der "Diakonie", nachdem er die geschichtlichen Stationen noch einmal für die Leserinnen und Leser rekapituliert hat, unter der Überschrift "Das wollen wir" die neuen (alten) Akzente der Zeitschrift:¹⁴ Die Förderung der Kommunikation unter den Mitarbeitenden, praktische Austausch zwischen den Arbeitsfeldern, Dialog mit der humanwissenschaftlichen Forschung, theologische Fundierung, Berichte über Ereignisse in Diakonie und Kirche bis hin zur Information über Aus- und Fortbildungsangebote sind die Schwerpunkte, die ihren Platz innerhalb des Rahmens haben, den Wichern vorgegeben hat.

Die Fliegenden Blätter sind eine der wichtigsten Quellen zum Studium der Diakonie-, Sozial- und der Kirchengeschichte, auch wenn die kirchengeschichtliche Forschung, die Diakoniegeschichte z.T. bislang nur marginal behandeln zu sollen. Gleichzeitig sind sie ein Dokument des Journalismus und der Wohlfahrtspublizistik, deren Studium sich bis heute lohnt.

3. Zur Reprintausgabe der Fliegenden Blätter

Die Ausgabe gibt den Text in ursprünglicher Frakturschrift (im 2. Band etwas verkleinert) wieder. Solide gebunden ist die Ausgabe für Bibliotheken und Studienzwecke gut geeignet. Die bislang erschienenen Bände 1-5 (Jahrgänge 1844-1850) kosten pro Band DM 54,-. Zunächst soll das Reprint bis 1876 fortgesetzt werden, d.h. für die Zeit der Alleinherausgeberschaft Wicherns. Recht erfreulich ist die Ankündigung eines Registerbandes für die erscheinenden Bände, der Benutzung, Übersicht und gezielte Recherche erleichtern wird.

Wünschenswert wäre ein Ergänzungsband, der in die Geschichte und den historischen Kontext der Fliegenden Blätter einführt. Wer diese wertvolle Quelle benutzt, ohne genauere Kenntnis über Geschichte und Strukturen der Inneren Mission zu haben, hätte gern grundlegende Informationen zum Ort der Fliegenden Blätter in der Inneren Mission und im publizistischen Kontext der jeweiligen Zeit.

Bestellungen ausschließlich bei: VERBUM Druck- und Verlagsgesellschaft mbH Berlin, Ziegelstr. 30, 10117 Berlin, Tel.: 030/ 28 46 71 77, Fax: 030/ 28 46 71 78.

... sie steht aber auch bereits neben den Originalen in der Bibliothek des Diakoniewissenschaftlichen Instituts!

Anmerkungen

- 1 Untertitel der ersten Ausgabe der Fliegenden Blätter im September 1844.
- 2 Vgl. Ernst Petzold/Helmut Talazko, Geleitwort zur Ausgabe der Fliegenden Blätter, Band I.

- 3 Vgl. Theodor Schober, Das gedruckte Wort in der Diakonie, in: Johannes Hanselmann/Peter Helbich (Hg.), Jedes Wort kann ein Anfang sein. Von Wirkungen des gedruckten Wortes, Wuppertal 1982, 81-92 (Schober, gedruckte Wort).
- 4 Am 5.7.1849 sandte Wichern an die 90 Agenten des CA ein Rundschreiben, in dem er auf die Bedeutung der publizistischen Arbeit hinwies. Sein Anliegen wird durch die Instruktion des CA von 1849 aufgenommen. Nachdrücklich empfiehlt er in diesem Zusammenhang die Lektüre der Fliegenden Blätter. Vgl. Schober, gedruckte Wort, 84 f.
- 5 Erste Instruktion des Central-Ausschusses für die Innere Mission der deutschen Evangelischen Kirche für seine Agenten vom 5. Mai 1849, ADW, G3II, 2. Das folgende Zitat: A.a.O., 3.
- 6 Stellvertretend seien nur die Abteilung des Kongresses für Volksschriftenwesen (1849) und die beiden Konferenzen von 1869 zu christlichen Zeitschriften und christlichen Volksschriften genannt.
- 7 Vgl. Schober, gedruckte Wort, 88.
- 8 Zum Beispiel der "Rettungshausbote", der im Oktober 1880 sein Erscheinen in Lübeck aufnahm. Der Rettungshausleiter Lichtwark hatte ihn gegründet, um (mit ausdrücklichem Rückbezug auf Wichern) hier ein Forum für Austausch, Information und fachliche Auseinandersetzung für die evang. Erziehungsarbeit an der gefährdeten Jugend zu schaffen.
- 9 Schober, gedruckte Wort, 88 f.
- 10 Vgl. Martin Gerhardt, Ein Jahrhundert Innere Mission. Die Geschichte des Central-Ausschusses für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche, Bd. 2, Gütersloh 1948, 210.
- 11 Einen der wenigen Versuche einer Kategorisierung unternimmt Bernd Söseemann, Die konfessionelle Publizistik des 19. Jahrhunderts, der zeitgenössischen Auseinandersetzung und als Gegenstand der Forschung, in: Kaspar Elm/Hans-Dietrich Looock, Seelsorge und Diakonie in Berlin, Berlin/New York 1990, 388. Söseemann unterscheidet in der evangelischen Publizistik formal acht Gattungen. Sie reichen von der traditionellen Bekenntnisliteratur bis hin zu Beiträgen in audiovisuellen Medien. Ausdrücklich weist der Verfasser darauf hin, daß eine fundierte Untersuchung dieser Presselandschaft und ihrer Geschichte noch nicht erfolgt sei.
- 12 Fliegende Blätter, 1844, 33. Die folgenden Zitate: 33, 36, 34.
- 13 Vgl. Petzold/Talazko, Einleitung.
- 14 Arnd Hollweg, Das wollen wir, in: Diakonie, 1975, 1 f.

Arnd Götzelmann

Rezension von Gerhard K.Schäfer, Gottes Bund entsprechen. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis, Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Bd. 5, Heidelberg 1994, 448 S., DM 48.-

Die Diskussion um die "diakonische Gemeinde" war in den vergangenen Jahren ein bedeutsames Thema, nicht nur innerhalb der Diakonik bzw. der Caritaswissenschaft und der diakonischen Praxis vor Ort, sondern auch innerhalb des Gemeindeaufbaus. Mit der lauter werdenden Kritik an zentralen Institutionen, denen ein Hang zur Verselbständigung und zur Ghettoisierung nachgesagt wird, kam es in vielen Bereichen sozialer Arbeit zu Regionalisierungen und zur Dezentralisation und damit auf kirchlicher Seite zum Bedeutungszuwachs diakonisch-karitativen Handelns auf der Ebene der Pfarrei bzw. Kirchengemeinde. G.K. Schäfers Habilitationsschrift, 1993 von der Heidelberger evangelischen Theologischen Fakultät angenommen und 1994 in der Reihe "Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts" (Bd.5) erschienen, gibt theologisch und sozialwissenschaftlich fundierte Ideen und Deutungen einer diakonischen Gemeindepraxis. Der Titel der Buchpublikation "Gottes Bund entsprechen" nennt plakativ den Fokus, der die Fülle der Studien theologisch integriert: Grundlage allen diakonischen Handelns ist die biblische Bundesvorstellung als Selbstverpflichtung und Treue Gottes. Die "Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis" gliedern sich in drei große Hauptteile. Im ersten werden die historischen Linien diakonischer Gemeindeftheologie und -praxis im Kontext des Protestantismus von Martin Luther über Oberlin, Schleiermacher, Wi-

chern, Sulze, Uhlhorn u.a. bis H.-D. Wendland und P. Philippi durchgearbeitet. Damit liegt nun eine Untersuchung der theologischen Traditionen evangelischer Gemeindediakonie vor, die eine Forschungslücke schließt. Der zweite Hauptteil nähert sich den gegenwärtigen Strukturen, Problemen und Fragestellungen einer diakonischen Gemeindepraxis. Dazu werden soziologische Theorien u.a. Michel Foucaults, Ulrich Becks und Jürgen Habermas' herangezogen. Schäfer durchleuchtet einzelne Arbeitsfelder der Gemeindediakonie (Kindergarten, Gemeindekrankenpflege), erörtert die moderne Problematik des Helfens und befragt neuere Konzeptionen des Gemeindeaufbaus und Entwicklungen des ökumenischen konziliaren Prozesses auf ihre diakonischen Implikationen. Aus der katholischen Theologie wird besonders Hermann Steinkamps Ansatz einer Option für die Armen einbezogen.

Ich möchte hier aus den beiden ersten Kapiteln nur einige theologische Punkte andeuten, die mir relevant für die zukünftigen Perspektiven der Gemeindediakonie erscheinen. 1. Schäfer hat die Bedeutung der Kreuzes- und Rechtfertigungstheologie *Luthers* für eine Grundlegung diakonischer Gemeindepraxis herausgestellt. Schäfer resumiert und verdeutlicht, was bislang nicht so klar formuliert wurde: "Luthers kreuzes- und rechtfertigungstheologischer Ansatz impliziert eine fundamentale diakonische Dimension insofern, als er Gottes unauffalt-

same Bewegung nach unten zur Geltung bringt. Das rechtfertigende Handeln Gottes eröffnet die sozietäre Struktur christlichen Lebens, das auf den Dienst am Nächsten und das Bleiben in der Tiefe menschlichen Leidens ausgerichtet ist. Ekklesiologisch expliziert sich der reformatorische Neuansatz in dem Verständnis der Gemeinde als Glaubensgemeinschaft und - in Gleichursprünglichkeit - als Bruderschaft." Schäfer fügt der christlichen Gemeinde auch noch andere diakonische Attribute zu. So versteht er sie auf den Grundlagen Luthers als "Bundesgenossenschaft", "als Gemeinschaft der Mitfreude und des Mitleidens", "als Schuldgemeinschaft ... und als Helfergemeinschaft". Er findet das diakonische Hilfehandeln bei Luther im Herrenmahl und damit "im Zentrum gottesdienstlich-gemeindlichen Lebens" (S.24f.) begründet. 2.Schäfer weist darauf hin, daß der *Pietismus* im Herrnhuter Modell die "Diakonie als Grundgesetz gelebter Koinonia" entdeckt habe. Damit habe der Pietismus auch anderer Prägung wiederum einen großen Einfluß auf das Oberlinsche Modell der diakonischen Gemeinde wie auf Schleiermachers theologische Fundierung einer diakonischen Gemeindepraxis ausgeübt. 3. *Wicherns* Einfluß auf die praktische Ausformung wie auf die theologische Begründung der Diakonie ist bislang nur selten unterschätzt worden. Schäfer jedoch bringt die Fülle der Wichernschen Gedanken und Ansätze auf den Punkt. Wichern versteht die 'wahre' diakonische Gemeinde als Zentrum der Reich-Gottes-Bewegung und erwartet von ihr einen vorbildhaften, kritischen und konstruktiven Einfluß auf die kirchliche und gesellschaftliche Erneuerung. Die diakonische Gemeinde wird so zum Vorreiter von allgemeinen sozialen Entwicklungen auf das Reich Gottes hin. Zugleich versuchte Wichern das Diakonenamt in die Gemeindeordnung als gleichberechtigtes, theologisch begründetes Amt neben dem Amt des Pfarrers einzuführen. Durchgesetzt hat sich jedoch leider nur eine in Anlehnung an das Fliednersche Diakonissenverständnis sich entwickelnde Praxis, in der der Titel Diakon zur bloßen Berufsbezeichnung wurde. 4. Interessant scheint mir ebenso, daß Schäfer nach einer Durchsicht der sozialwissenschaftlichen Deutungsmuster bezüglich der Diakonie und ihrer innerkirchlichen Ordnungsstrukturen die These von der *Auswanderung der Diakonie aus der Gemeinde* bestreitet. Er weist darauf hin, daß die Gemeinde ihre spezifisch diakonische Kompetenz behauptet und vollends zurückgewinnen kann, wenn sie ihre volkshkirchliche Basis im Horizont der nichtprofessionellen (alltäglichen) diakonischen Verantwortung in Kooperation mit der professionellen, spezialisierten Diakonie wiedergewinnt. 5. Aus der neueren Gemeindeaufbaudiskussion destilliert Schäfer einige Schlagworte, die die Konzeption einer diakonischen

Gemeinde bestimmen sollten: "*Miteinander-Teilen*", "*Seelsorge mit den Armen*", "*Teilnahme an der missio Dei*", "*Option für die Armen*". Hinter die - allerdings in ganz verschiedene Richtungen mögliche - Umsetzung dieser Programme sollte m.E. keine zukünftige Gemeindediakonie mehr zurückgehen.

Der dritte Hauptteil versucht die "Elemente eines Orientierungsrahmens" für eine Praxis zugunsten einer diakonischen Gemeinde zu erheben. Dazu wird die Diakonie theologisch auf das biblische Modell der Bundesgenossenschaft zurückgeführt und es werden eine Fülle von Anregungen, Problem- und Aufgabenstellungen für eine diakonische Gemeinde der Zukunft formuliert. Schäfer führt in fünf Punkten genauer aus, was er sich unter einer *bundestheologisch bestimmten Diakonie* vorstellt: An erster Stelle steht da die "*Gebundenheit durch und an den Anderen*". Im Anschluß an Erkenntnisse der EKD-Studie "Christsein gestalten" und an den früh verstorbenen Marburger Praktischen Theologen Henning Luther plädiert Schäfer dafür, den Subjektstatus der Betroffenen einzuführen, d.h. den Menschen, dem die Diakonie helfen will, nicht länger als Objekt der Hilfe zu verstehen, sondern ihn als Partner im Hilfeprozeß und als Person in voller Selbstbestimmung gelten zu lassen. Henning Luther hat in seinem posthum herausgegebenen Sammelband "Religion und Alltag" im Anschluß an Emmanuel Lévinas die radikale Andersheit des Anderen neu hervorgehoben und kommt damit zur Infragestellung des Selbst. Er lehnt von daher ein pädagogisch-psychologisches Modell einer Identitätsbildung, die nach einem bestimmten normierten Entwicklungsprozeß abgeschlossen wäre, ebenso ab wie das Modell der Selbsterhaltung. Beide führen nämlich zur Verdrängung von Schwäche, Schmerz und Grenzerfahrungen. Übertragen auf die Diakonie bedeuten diese Einsichten für Schäfer, daß sie sich nicht an der Selbsterhaltung ihrer Institutionen orientieren sollte. Für die diakonische Gemeinde resultiert daraus die Zulassung von Pluralität und das Einlassen auf die Lebensgeschichte der Einzelpersonen. Er postuliert mit H.Luther das Prinzip des "Vom-Anderen-her-Denken". Zum zweiten beschreibt Schäfer die "*Gleichursprünglichkeit von Individualität und Sozialität im Zeichen des Bundes*". Damit stellt er eine Beziehung des erstgenannten Aspektes der Subjektivität des Anderen zum Gedanken der Gemeinschaftsbedürftigkeit und -fähigkeit des Menschen her. Er findet diese Beziehung von Individualität und Sozialität symbolisch dargestellt in Taufe und Abendmahl. Weist die Taufe in den individuellen Zuspruch Gottes und damit in einen persönlichen Umkehrprozeß ein, so symbolisiert das Abendmahl die Gemeinde als Bundesgenossenschaft bzw. zugleich

als Not- und Leidensgemeinschaft wie als Helfer- und Schuldgemeinschaft. Schäfer verweist zurück auf Paul Philipps Verständnis des Abendmahls in seiner diakonischen Bedeutung und der Diakonie als Ausdruck und Signatur gemeindlicher Bundesgenossenschaft. Als wichtiges Korrektiv zu diesem Ansatz müsse die Betonung der Spontaneität und Kreativität des aus dem Abendmahl erwachsenden sozialen Handelns durch Christian Möller gesehen werden. Wolfgang Huber hat in diesem Zusammenhang vom notwendigen Weg weg von einer Betreuungskirche hin zu einer Beteiligungskirche, von einer besitzenden zu einer diakonisch solidarischen Kirche aufgezeigt. Die dritte Perspektive einer bundestheologischen Bestimmung der Diakonie gewinnt Schäfer unter dem Schlagwort der *"Bundespartnerschaft"* aus der reformierten Tradition, wie sie Karl Barth formuliert hat. Aus dem Bund Gottes mit dem Menschen und aus des Menschen Bestimmung ergebe sich die Partnerschaft der Menschen untereinander. Und durch die Unverbrüchlichkeit des Bundes und der Treue Gottes werden ihrerseits Menschen frei gemacht, Mittäter der Versöhnung zu werden, indem sie diakonisch handeln. Aus der Interpretation der Barmer Theologischen Erklärung durch den Theologischen Ausschuß der EKD bezieht Schäfer den vierten recht umfassenden Gedankengang - *"Gottes Bund bezeugen"*. Demnach erweist sich die diakonische Grundstruktur der Gemeinde darin, daß die Herrschaft des einen über den anderen durchbrochen ist und geschwisterliche Gemeinschaft hergestellt wird. Die Kirche wird verstanden als Praxis der Zeugenschaft in den Dimensionen des Missionarischen, des Diakonischen, des Charismatischen und des Ökumenischen, wobei sich in jeder der vier Dimensionen Gemeinde voll ereignet. Eine unterschiedliche Rangfolge der vier Dimensionen ist damit ebenso ausgeschlossen wie eine Instrumentalisierung z.B. der Diakonie durch das Missionarische oder durch den Bereich der Verkündigung. Es kann auch nicht um eine Alternative von Diakonie in den Binnenbezügen der Gemeinde oder in deren Außenverhältnis gehen, d.h. Diakonie gilt immer gleichermaßen den eigenen Kirchenmitgliedern, Gemeindegliedern oder bekennenden Christen wie den Außenstehenden vor Ort oder weltweit. Schäfer spricht hier von einer *"Selbstüberschreitung der Kirche"*. Analog kann es nach Schäfer keine Alternative zwischen einer Diakonie in der persönlichen Sphäre und einer Diakonie im Bereich des öffentlichen und politischen Lebens geben. Ebenso falsch wäre das Gegeneinanderausspielen von Gemeindediakonie, diakonischen Großinstitutionen und freien Selbsthilfegruppen. Schäfer plädiert hier unter dem Stichwort einer *"Konziliarität von Strukturen"* für ökumenische Verbundsysteme von freien Gruppen, kir-

chengemeindlicher Diakonie und zentraler Diakonie. Schließlich verweist Schäfer einmal mehr auf die diakonische Dimension des Gottesdienstes. Als Beispiel führt er das Verständnis des Gottesdienstes als Bundeserneuerungsfest mit einer Erneuerung der sozialen Bundesverpflichtung des Gottesvolkes bei der Weltversammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung an. Als fünften Punkt erörtert Schäfer, was der englische Theologe Alastair V. Campbell als theologische Theorie des Helfens entwickelt hat. Er zeigt, daß *"Berufliches Helfertum und helfende Beziehung in der Perspektive des Bundesmodells"* idealerweise zur Gegenseitigkeit der Helferbeziehung führen.

Einige dieser theoretischen Erkenntnisse und Prämissen konkretisiert Schäfer in weiteren acht Punkten, die mir interessant erscheinen. Zunächst beschreibt er die *"Chancen der Ortsgemeinde"*. Sie sei nach wie vor der Kontext, in dem Menschen sich in ihren alltäglichen Lebenszusammenhängen im gesellschaftlichen Nahbereich vorfinden. Die christliche Gemeinde habe dabei gute Möglichkeiten zur Gestaltung von Sozialräumen beizutragen. Insbesondere habe sie die Chance, Not nicht nur als Einzelfall isoliert wahrzunehmen, sondern in einem Netz personaler Beziehungen aufzufangen. Lebensgeschichte und Glaubensgeschichte von Helfern und von Menschen, denen geholfen wird, lassen sich hier aufeinander beziehen. Das rechte Verständnis der Beziehung von *"Gemeinde und Primärgruppen"* ermögliche den Verantwortlichen in der Gemeinde, vorhandene Hilfeformen im familiären, nachbarschaftlichen und selbsthelferischen Kontext zu unterstützen. Dazu gehört beispielsweise eine Begleitung pflegender Angehöriger. Die Gemeinde mit *"Verantwortung für diakonische Institutionen im Umfeld der Gemeinde: Beispiel 'Kindergarten'"* müsse zugleich lernen, daß sich neue soziale Netzwerkbildungen nicht mehr lokal begrenzen. Ein allein parochialer Bezug der Diakonie sei deshalb nicht genügend. Sind Kirchengemeinden wegen ihrer derzeitigen Größe etc. keine Gruppen, in denen Lebensgemeinschaft aller Glieder miteinander möglich ist, so müsse es umso mehr um eine *"Unterstützung von freien Initiativen und Gruppen"* durch christliche Gemeinden gehen. Dazu gehöre eine strukturierte Unterstützung von Ehrenamtlichen ebenso wie die finanzielle Hilfe für unabhängige Initiativgruppen ohne vereinnahmende Bestrebungen. Zudem müsse die Gemeinde integrative Angebote der Begegnungen der verschiedenen Gruppen, sozialen Schichten, Generationen usw. bieten. Am Beispiel des Kindergartens konkretisiert Schäfer einige Aspekte hinsichtlich der *"Verantwortung für diakonische Institutionen im Umfeld der Gemeinde"*. Gerade hier müsse es um eine Relativierung kirchlich-institutioneller Eigen-

interessen zugunsten einer absichtslosen Perspektive gehen. Nötig seien erweiterte Öffnungszeiten, ein verstärktes Angebot von Ganztageseinrichtungen, die Aufnahme von behinderten und fremden Kindern, der Rückbezug des Kindergartens auf das größere Leben der Gemeinde und auf den Gottesdienst, eine Öffnung des Kindergartens nach innen und außen, für Eltern, Familien und Nachbarschaften sowie für andere gemeindliche Gruppen und soziale Initiativen. "Zur diakonischen Dimension des Gottesdienstes" formuliert Schäfer folgende Aufgaben. Die Diakonie müsse zunächst im Gottesdienst verankert werden. Dazu muß der Gottesdienst einen ökumenischen Horizont im Blick auf eine Integration diakonischer Elemente in die Fürbitte gewinnen, die biblischen Hilfe- und Befreiungstraditionen sind zu erschließen, persönliche Leidenserfahrung muß im gottesdienstlichen Geschehen zur Sprache kommen. Der Dienst an den Kranken soll liturgischen Ausdruck gewinnen. Konsequenzen für die "Diakonie in den Leitungsstrukturen der Gemeinde" basieren auf der Prämisse, daß sich Leitung grundsätzlich als Diakonie vollzieht. Leitung werde sich nicht mehr von oben nach unten gestalten können, sondern nur noch mitten unter den verschiedenen Subjekten. Der Gemeindeführung kommen dann eher beratende, koordinierende und vernetzende Aufgaben zu. Eine wichtige Aufgabe sei dabei die Vernetzung von gemeindlicher und übergemeindlicher Diakonie. Diakonisch-soziale Defizite in der Theologenausbildung seien zu überwinden, die Frage des Diakonenamtes sei weiterzutreiben, ein "polyzentrisches Gemeindeführungsmodell" fortzuentwickeln. Unter der Überschrift "Subsidiarität und Komplementarität" postuliert Schäfer, daß nicht alle diakonischen Aufgaben für die Orts-

gemeinde zu reklamieren seien. Vielmehr müßten Vermittlungsmöglichkeiten unterschiedlicher Hilfsformen ausgebaut werden. Dazu sei die Kommunikation zu intensivieren. Die diakonische Gemeinde müsse die Kritik an formal organisierten Hilfesystemen weiterhin deutlich machen. Grundprinzipien organisierter Diakonie sollten die Gemeindeorientierung und die Unterstützung vielfältiger Basisinitiativen sein. Etwas poetisch formuliert Schäfer seinen *abschließenden Punkt*, daß nämlich die diakonische Gemeinde die Aufgabe habe, der Risikogesellschaft Gegengifte (U.Beck) zu injizieren und einer Kultur der Teilnahmslosigkeit entgegenzuwirken.

Schäfers neues Buch präsentiert sich als eine interdisziplinäre diakoniewissenschaftliche Studie, die eine Fülle von Material aus der Kirchengeschichte, aus der Systematischen und ökumenischen Theologie, aus der Praktischen Theologie und aus verschiedenen Bereichen der Sozialwissenschaften zusammenträgt und unter dem Leitgedanken der Bundesgenossenschaft integriert. Bei der Fülle des literarischen Materials nicht die Übersicht und die Linie zu verlieren, ist eine Kunst, die sich in der eingängigen Gliederung wie in der stringenten und präzisen Durchführung erweist. Daß Schäfer dazu nicht auch noch eigene exegetische Studien beigetragen hat, ist bei der Fülle des dann wiederum einzuarbeitenden Materials verständlich. Wenn Schäfer auch gelegentlich katholische Traditionen aufnimmt, so bleibt dieses Buch doch auf die evangelische Diakonie begrenzt. Der Wert dieser umfangreichen theologischen Forschungsarbeit des heutigen Eberbacher Pfarrers und Heidelberger Privatdozenten kann wohl kaum unterschätzt werden.

Peter Trittenbach

Religionspädagogische und diakonische Konzepte für integrierte Arbeit mit Kindern und Familien unter besonderer Berücksichtigung der Kindertagesstätte.

Ein Seminarbericht

Im Wintersemester 1994/95 boten Dr. Götzmann und Dr. Stein ein diakoniewissenschaftliches Seminar zum in der Überschrift genannten Thema an. Der zuerst einmal erschlagend wirkende Titel stellte sich für das Seminar nicht als überzogenes Ziel heraus, sondern als ein hilfreicher Wegweiser, der die TeilnehmerInnen immer wieder auf wesentliche Gesichtspunkte und Grundfragen zurückverwies.

- Was wird für das Kind im Kindergarten getan?
- Welche Stellung hat das Kind im Kindergarten und in der Gesellschaft?
- Die Verantwortung der Trägergemeinde endet

nicht beim Kind, sondern sie hat die Familie mit einzuschließen.

- Durch welche biblisch/diakonischen Gründe sehen wir die Arbeit in der Kindertagesstätte veranlaßt?
- Wie kann diese Aufgabe sinnvoll (religionspädagogisch) umgesetzt werden?

Das gute Gesamtresümee in der Abschlusssitzung von seiten der StudentInnen begründete sich vor allem in dem gelungenen Aufbau und der positiven Mischung von einerseits Theorie und andererseits Praxisberichten von Referenten.

Zuerst wurden rechtliche und strukturelle Rah-

menbedingungen zum Betrieb einer Kindertagesstätte und die Richtlinien des Diakonischen Werks in Baden behandelt. Ein umfassender geschichtlicher Rückblick schloß den rein theoretischen Teil des Seminars ab und gab mit den ersten "pädagogischen Entwürfen" zur "Anstaltserziehung" von Friedrich Fröbel, Theodor Fliedner und Johann Georg Wirth den Einstieg zur heutigen Praxis. Auch wenn das Seminar Kindertagesstätten zum Thema hatte, so wurde meistens vom Kindergarten ausgegangen. Das hatte seinen Grund darin, daß es die am meisten verbreitete Einrichtungsart unter den Kindertagesstätten ist. Vom Kindergarten aus wurden andere Formen der "Kinderbetreuung" (z.B. Kinderhäuser, Tagheime, Ganztagesbetreuungen) in den Blick genommen, die sich zum Teil von ihm abgeleitet haben oder gerade im Entstehen sind. Besonders erwähnenswert zum praktischen Teil des Seminars ist der Besuch in drei Seminarsitzungen durch eingeladenen ReferentInnen. Hierzu ein Überblick: 1. Zum Thema der Elternarbeit und bewußte Einbindung des Kindergartens in die Ortsgemeinde bekamen wir Besuch von Pfr. Friedrich Schmidt vom Diakonischen Werk der Evangelischen Landeskirche der Pfalz. Er und Frau Kaulbach, Kindergartenleiterin, und Gemeindepfarrer Weinert berichteten aus ihrer Erfahrung über das Projekt "Der Evangelische Kindergarten als Nachbarschaftszentrum in der Gemeinde". An diesem Beispiel aus der Praxis wurden nicht nur viele Möglichkeiten aufgezeigt, den von der Kirche meist wenig eingebundenen Altersbereich der Dreißig- bis Fünfzigjährigen anzusprechen, sondern auch die Grenzen, die durch "Konkurrenzveranstaltungen" der Nachbargemeinden bzw. der politischen Gemeinde oder durch soziale Rahmenbedingungen gegeben sind.

2. Frau Michels als Fachberaterin für Kindertagesstätten des Diakonischen Werks Baden stellte ihre Hilfs- und Beratungsmöglichkeiten für eine Ortsgemeinde als Träger eines Kindergartens vor.

Ein ganz aktueller Punkt, an dem ihre Aufgabe und die Problematik für Gemeinden deutlich wurde, war der Anspruch auf einen Kindergartenplatz, der dankenswerterweise von der Politik durchgesetzt wurde, aber leider noch vor praktischen und finanziellen Problemen steht.

3. Zu den pädagogischen Konzepten (Walldorf-Pädagogik von R. Steiner, Maria Montessori, Reggio-Pädagogik), die momentan die Kindergartenarbeit in Deutschland wesentlich bestimmen, konnte uns Frau Liedvogel, eine Kindergartenleiterin, einen Überblick vermitteln. Interessant dabei ist, daß es kaum eine Erzieherin - so die Referentin - gibt, die einen pädagogischen Ansatz in annähernder Reinform praktiziert. Eine Reihe von mitgebrachten Spielmaterialien, die für die jeweilige Pädagogik

spezifisch sind, veranschaulichte die Ansätze. Als die bei all den Themen am heftigsten und durchgängigsten debattierte Frage, stellte sich die Frage nach dem Proprium christlich oder kirchlich motivierter Diakonie heraus. Die Diskussion entzündete sich besonders an der Frage, ob Diakonie für einen Außenstehenden Betrachter von Sozialarbeit unterscheidbar ist oder sein muß. Für eine Auffassung, die Diakonie und Mission nicht als Sonderaufgabe einzelner versteht, sondern als ein Teil des ganz persönlichen Christseins, ist der Wunsch nach Unterscheidbarkeit von Diakonie und Sozialarbeit bedeutend. Dies beinhaltet natürlich nicht eine Unterscheidung, die sich an der Qualität sondern an der Motivation orientiert. Genau da aber setzt dann eine Problematik an. Wie kann in einem Kindergarten, der sich christlich/kirchlich motiviert sieht, verhindert werden, daß Menschen ausgeschlossen werden und Intoleranz herrscht? Der steigende Anteil an Kindern muslimischer Herkunft und Religion (auch durch die EG) stellt die Frage nach ErzieherInnen, die ebenfalls dieser Kultur entstammen, um sachgerecht und undistanziert auf die Kinder mit ihren besonderen Fragen eingehen können. Ein schwieriges Thema, das voraussichtlich - so der Stand des Seminars - nur durch das Angebot von verschiedenen Trägern sinnvoll und dauerhaft bewältigt werden kann.

Integration beschäftigte das Seminar auch noch in einem Sonderfall - so muß bislang leider noch formuliert werden: integrativ arbeitende Kindergärten. Der Einbezug von behinderten Kindern verschiedenster Art ist (außer bei Extremfällen) kein Problem, das zeigen zahlreiche Projektversuche auf. Auch stößt die Integration von Kindern mit erschwerten Ausgangsbedingungen kaum auf Ablehnung, aber leider gibt es nur wenige Menschen, die sich dieser Aufgabe annehmen, ohne durch eigene Betroffenheit dazu getrieben zu sein. Deshalb ist es eine wichtige Aufgabe für die Zukunft, die übrigens jetzt und heute beginnt, durch Publikationen das Bewußtsein in der Bevölkerung zu schärfen. Hier liegt sicher eine große Möglichkeit wie auch Aufgabe des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg. Die Bedeutung und das Ziel integrativer Arbeit, die Kinder, Eltern und das direkte Umfeld einbezieht, soll hier so zusammengefaßt werden: Integration möchte dem Selektionsprozeß der Gesellschaft positiv entgegenreten und Chancengleichheit unabhängig von Geschlecht, Rasse, Gesundheit und Behinderung fördern. Sie will wegführen von einer individuellen Förderung im Schutzraum einer Sondereinrichtung hin zu einer Förderung im primären Lebensbereich und damit hin zu einer gesellschaftlichen Verwurzelung, die auch gegenseitiges Verstehen und gegenseitigen Umgang fördern und ermöglichen soll.

Arnd Götzelmann/Jürgen Stein

Thesen und Literatur zum Thema 'diakonische Kindertagesstättenarbeit'

I. Thesen aus der Arbeit des Seminar über das diakonische Handlungsfeld "Kindertagesstätte"

1. "Es kommt ganz auf die Erzieherin¹ an" - dieser (auch in unserem Seminar) häufige Satz weist auf die hohe Bedeutung von deren Engagement hin. Pfarrerrinnen und andere Verantwortliche der Kirchengemeinde werden ihre professionelle Kompetenz anerkennen (auch im Bereich der Religionspädagogik) und sie als ihre Partnerinnen in der Gemeindegarbeit betrachten.

2. In der Kindertagesstätte ist die Begegnung mit Menschen möglich, die im Gemeindeleben der evangelischen Kirchen vielerorts selten zu sehen sind: kleine Kinder, junge Familien, berufstätige Frauen. In wichtigen biographischen Übergangsphasen können sie durch eine einladende Gemeinde unmittelbar oder für später gewonnen werden. Als besondere pastorale Aufgabe erscheint es, solche Chancen zu erkennen und die Kindertagesstätte mit den anderen Aktivitäten zu verknüpfen. Wenn eine Kindertagesstätte für Pfarrern und Leitungsgremium erst zum Thema wird, wenn Konflikte und Probleme auf die Tagesordnung drängen, sind in den Jahren zuvor viele Chancen verpaßt worden. Bei gemeinsamen Bemühen der Mitarbeitenden kann die Kindertagesstätte oder das kinderfreundliche Gemeindehaus als "Nachbarschaftszentrum" werden.

3. Mit einer Trägerschaft übernimmt die Gemeinde Verantwortung für eine gesetzlich geregelte, öffentlich geförderte teilstationäre Betreuungseinrichtung und geht Verpflichtungen gegenüber Partnern, Nutzenden und Mitarbeitenden ein. Ihr steht öffentliche Unterstützung bei dieser Trägeraufgabe zu. Es sind auch die Möglichkeiten zu beachten, die in Kooperationen mit anderen Trägern oder in der Förderungen von Initiativen und Selbsthilfegruppen liegen.

4. Der Gemeinde stehen im Vorfeld und bei Betrieb Hilfen und Beratungen durch Diakonische Werke (Fachberatung) und Fachverbände zur Verfügung, die auch Impulse für neue Konzepte geben können.

5. Die Ausgestaltung dieser Einrichtungen und Dienste wird sich immer auch an Jesu Einladungen und Zusicherungen an die Kinder orientieren. In ihrer Geschichte sind Kindertagesstätten in christlicher Verantwortung teils diakonische Hilfseinrichtungen, teils Orte vorschulischer Bildung gewesen². In unserer heutigen Gesellschaft macht eine "strukturelle Rücksichtslosigkeit" gegenüber den Bedürf-

nissen und Kindern bzw. Familien mit Kindern sie wieder als Orte eines an den Bedürfnissen der Kinder orientierten Lebens wichtig. Konzepte und Materialien verschiedener Herkunft haben ihren Platz darin und werden stetig von der Erzieherinnen fortentwickelt.

6. Zur Integration von Kindern mit Behinderung:

6.1. Anthropologie des (behinderten) Kindes aus theologischer Sicht

- Die biblisch-theologische Sicht des Menschen verweist aus auf den Eigenwert und Eigenwürde der Kinder und Schwachen, da Christus sich insbesondere mit den Kindern und dem geringen Bruder indentifiziert (Mt. 18,5; 25,40). Somit kann Behinderung als "Begabung" gesehen werden, da in ihr die Fähigkeit zur Gottes- und Menschenliebe noch nicht verschüttet ist (Moltmann - Mt. 21,16).

- Als von Gott Angesprochene (Barth) sind alle Menschen gleich und eingebundenen in dem Bild vom Leib Christi, in dem Behinderte und Nichtbehinderte einander dienen mit ihrer Besonderheit. Wachstum ist dabei das gemeinsame Ziel pädagogischer und theologischer Anthropologie.

6.2. Heilpädagogik im integrativen Kindergarten

- Heilpädagogik fördert weniger einzelne Fähigkeiten, sondern mehr die Verknüpfung einzelner Fertigkeiten zu Handlungsprozessen und unterstützt die alltägliche Anwendung der Fähigkeiten des Kindes mit dem Ziel, daß es befähigt wird, sich in seiner Umwelt zurechtzufinden mit seinen individuellen Fähigkeiten.

- Heilpädagogik ist also Integrationshilfe und mit ihrer Stärke, der ganzheitlichen Erfassung des Kindes und seiner gesamten Lebensbezüge, am besten geeignet, integrative Kindergartenarbeit zu koordinieren und zu unterstützen.

6.3. Diakonie, Gemeinde und Integration

- Die Umschreibung von Diakonie ergibt sich aus dem Gottesbegriff. Er entscheidet, welche Stellung der Diakonie zufällt und ob sie blosses "Anhängsel" der Theologie ist (nach: U. Bach, Dem Traum zu entsagen, mehr als ein Mensch zu sein, Neukirchen-Vluyn 1986).

- "Aufgegeben ist uns eine dynamische Bewegung, ein Prozeß, in dem kaum der jeweilige Standpunkt anzugeben ist, sehr wohl aber die Richtung: weg vom Baal, hin zum Gekreuzigten" (aus: U.Bach: Boden unter den Füßen hat keiner, Göttingen 1980).

- Integration erfordert auch Identifikation - und zwar von beiden Seiten!

- Integration möchte (kann?) dem Selektierungsprozeß der Gesellschaft entgegenwirken und Chancengleichheit unabhängig von Geschlecht, Rasse, Gesundheit und Behinderung fördern. Sie will weg-führen von der individuellen Förderung im Schutz-raum einer Sondereinrichtung hin zur Förderung im Primärbereich und damit hin zur gesellschaftlichen Verwurzelung.

- Aus pädagogischem Gesichtspunkt ist Integra-tion dann als Einbezug aller Kinder in gemeinsame Erfahrungsprozesse zu bezeichnen. Dies geschieht in Kooperation und an gleichen Themen, Inhalten und Gegenständen für alle Kinder. Diesem Ver-ständnis zufolge orientiert sich das pädagogische Handeln an dem Ziel, kein Kind von dem gemein-sam erlebbaren Geschehen im Kindergarten auszu-schließen oder in eine Sonderrolle geraten zu las-sen. D.h. desintegrierende Maßnahmen sollten nach Möglichkeit vermieden werden. Das erfordert freilich für bestimmte Kinder einen größeren Auf-wand an Planung als für andere. Gefordert ist also ein Konzept, daß ein Höchstmaß an Gemeinsam-keit anstrebt³, aber auch genauso stark auf die Indi-vidualisierung ausgerichtet sein muß.

- Die Erfahrung hat gezeigt, daß nicht die Behin-derung über die Umsetzbarkeit der Integration ent-scheidet, sondern die soziale Kontaktfähigkeit. Diese Störung ist allerdings keineswegs ein Spezifi-kum von Behinderten, sondern kann ebenso bei nichtbehinderten Kindern auftreten.

- Die seelsorgerliche Aufgabe des Pfarrers/der Pfarrerin ist hier ganz stark gefordert! Auf Grund der Schwierigkeiten, die hinter den vielen Aufgaben der Eltern (Anträge, Arztbesuche, Erziehungsfragen, Orientierungsschwierigkeiten ...) liegen, muß die Gemeinde auch hier ihre diakonische Aufgabe erkennen⁴.

7. Zu Integration von ausländischen Kindern und Familien

a) Kindergärten und Kindertagesstätten sind bis-lang die einzigen Orte in unserer Gesellschaft, in denen sich Erwachsene und Kinder unterschiedli-cher sozialer Herkunft, Nationalität, Rasse, Kultur und Religion unbefangen begegnen können!

b) Die Kindertagesstätte ist ein wichtiger Lernort für das interkulturelle und interreligiöse Zusammen-leben. Wo Kinder Freude an kultureller Vielfalt erfahren, werden nationalistische und rassistische Einstellungen⁵ gleichsam als überholt empfunden.

c) Entgegen der kompensatorischen Erziehung, in der den Kindern indirekt die Vorstellung der "Überlegenheit" der deutschen Kultur und der Un-terlegenheit von anderen Kulturen vermittelt wurde und letztlich Assimilation, totale Angleichung der Zuwandererkinder gewünscht war (Kompliment: Du bist ja schon fast eine richtige Deutsche), wird heute in der interkulturellen Erziehung mit Biogra-

phieorientierung besonders das einzelne Kind in der Entwicklung seines Selbstwertgefühls, seines Selbstvertrauens und seiner Selbstständigkeit ge-stärkt. Im Zusammenleben der einzelnen Gruppen in den Kindertagesstätten sind Toleranz, Abbau von Vorurteilen und Barrieren, gegenseitige Wahrneh-mung und Achtung der jeweils anderen Kultur Erziehungsziel.

d) Die Einstellung von ausländischen und auch speziell muslimischen Erzieherinnen in Evangeli-schen Kindertagesstätten empfiehlt sich, da Kinder Vorbilder brauchen, die nicht nur den Beruf der Putzfrau ausüben. Zudem würde eine solche ko-operative Zusammenarbeit Zeugnis sein für den friedlichen und respektvollen Umgang der Christen mit anderen Kulturen und Religionen.

Anmerkungen

- 1 Steht im Folgenden für alle Beschäftigten der verschiedenen Berufe und Geschlechter.
- 2 In den Seminargesprächen und in der Abschlußdiskussion wurde uns immer wieder klar, wie schwer es uns fällt, "christliche Erziehung" zu beschreiben oder gar zu definieren.
- 3 In der Diskussion zu diesem Punkt wurde betont, daß die Inte-gration auch Kindern ohne Behinderung hilft und sie von Be-rührungsngsten befreit ("diese Kinder werden später nicht auf Wertminderung ihrer Urlaubsreise klagen, weil Behinderte im Speisesaal des Hotels sichtbar waren").
- 4 In der Diskussion dieser These wurde vor Aufdringlichkeit und fürsorglicher Belagerung solcher Familien gewarnt.
- 5 An dieser Stelle haben wir diskutiert, inwieweit Leitwerte wie Nationalstolz und Patriotismus in der Erziehung, ggf. auch schon im Kindergartenalter berechtigt sein können. In Staaten, für die nationale Befreiung unmittelbare Erfahrung ist, stellt sich dies sicherlich anders da als vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte. Allerdings muß auf die vielen histori-schen und aktuellen Beispiele dafür verwiesen werden, wie schnell eine Nation, die soeben Selbstbestimmung erlangt hat, zum Unterdrücker von Minderheiten oder Nachbarn werden kann.

II. Literatur:

- Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit, Mün-chen/Wien 1975 (französisch: Paris 1960).
- Balluseck, Hilde von: Die Ganztagesbetreuung von Grundschulkindern, Geschichte der Zustän-digkeiten, Strukturen und Argumentationslinien, Soziale Arbeit 6/94, 182-201.
- Bamberg, Hans-Dieter, Kita-Alltag in Berlin, Zu einer Bestandaufnahme aus der Sicht von Erzie-herinnen und Eltern, Soziale Arbeit 3/1995, 79-85.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986.
- Becker-Textor, Ingeborg: Kindergarten 2010. Traum - Vision - Realität, Freiburg 1994².
- Becker-Textor, Ingeborg/Textor, Martin R. (Hg.): Handbuch der Kinder- und Jugendbetreuung, Neuwied u.a. 1993.
- Bender, Michael: Fachschule - Erlebnispädagogik - Erzieherausbildung, Wie paßt das zusammen?,

- in: Zeitschrift für Erlebnispädagogik 10, 11/1994, 23-31.
- Berg, Christa: Kinderwelten, Frankfurt a.M. 1991.
 - Berger, Manfred: Der Übergang von der Familie zum Kindergarten, Anregungen zur Gestaltung der Aufnahme in den Kindergarten (Kinder sind Kinder Bd.11), München/Basel 1986.
 - Bewersdorf, H.: Zusammenarbeit von Kindergarten und Kirchengemeinde, in: Diakonisches Werk der Evang. Kirche der Pfalz (Hg.), Evang. Kindergarten 1986, Dokumentation.
 - Breitenreicher, Hille Jan u.a.: Kinderläden, Revolution der Erziehung oder Erziehung zur Revolution?, Reinbek 1971.
 - Büchner, Peter u.a.: Kindliche Lebenswelten, Bildung und innerfamiliäre Beziehungen (Materialien zum Fünften Familienbericht Bd.1), München 1994.
 - Büchenschütz, Joachim/Regel, Gerhard (Hg.): Mut machen zur gemeinsamen Erziehung, Hamburg 1992.
 - Bühren-Enderle, Rotraut/Irskens, Beate: Lebendige Geschichte des Kindergartens, Eine Bildungsreise zu Oberlin, Fröbel, Montessori und Steiner, Materialien für die sozialpädagogische Praxis (MSP) 19, Eigenverlag des Deutschen Vereines für Öffentliche und Private Fürsorge, Frankfurt 1989.
 - Bundesministerium für Familie und Senioren, Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland - Zukunft des Humanvermögens, Fünfter Familienbericht, Stellungnahme der Bundesregierung zum Bericht der Sachverständigenkommission, Bericht der Sachverständigenkommission, Bonn 1994.
 - Bundesvereinigung Evangelischer Kindertagesstätten e.V., Zur Diskussion: Beruf Erziehen, Veränderungen im Berufsfeld und Berufsbild der Erzieherin im Kindertagesstättenbereich in den 90er Jahren, 2 Broschüren, Stuttgart 1991/92.
 - Bundesvereinigung Evangelischer Kindertagesstätten e.V., Zur Diskussion: Rechtsanspruch Qualitätsanspruch, Argumente für den Qualitätsanspruch in Evangelischen Tageseinrichtungen für Kinder, Stuttgart 1993.
 - Büttner, Christian/Ende, Aurel (Hg.): Lebensräume für Kinder, Jahrbuch der Kindheit Bd. 6, Weinheim 1989.
 - Chopra, I./Scheller, G.: Die neue Unbeständigkeit. Ehe und Familie in der spätmodernen Gesellschaft, in: Soziale Welt 1/1992.
 - Colberg-Schrader, Hedi/Krug, Marianne/Pelzer, Susanne: Soziales Lernen im Kindergarten, München 1991.
 - Conen, Gabriele: Viel gefordert, doch kaum gefördert, Reflexion zur gesellschaftlichen Situation von Erzieherinnen, in: TPSextra 15/1994, 4-11.
 - Diakonisches Werk der Evangelischen Landeskirche in Baden (Hg.): 25 Jahre Fachberatung für Kindertagesstätten im Diakonischen Werk Baden (praxis 15), Karlsruhe 1994.
 - Diakonisches Werk der Evangelischen Landeskirche in Baden (Hg.): Gemeinsam leben, Gemeinsam lernen - Projekt Integration behinderter Kinder in den Ev. Kindergärten Heidelberg 1987-91, 3 Broschüren, Karlsruhe 1991, 1992 und 1993.
 - Diakonisches Werk der Evangelischen Landeskirche in Baden (Hg.): Orientierungshilfen bei Problemen der Integration im Kindergarten, praxis 10, Karlsruhe 1993.
 - Diakonisches Werk der Evangelischen Landeskirche in Baden (Hg.): Projekt Integration behinderter Kinder in evangelische Kindergärten in Heidelberg (praxis 3), Karlsruhe 1992.
 - Engelbrecht, Karl Michael: Die Praxisfelder Kindertagesstätte und ambulante Pflege im Dienste eines sozialisationsbegleitenden und lebensweltorientierten Gemeindeaufbaus, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 28 (unveröffentlichte Diplomarbeit am DWI), Heidelberg 1994.
 - Erath, Peter: Abschied von der Kinderkrippe. Plädoyer für altersgemischte Gruppen in Tageseinrichtungen für Kinder, Freiburg 1992.
 - Erning, Günter/Neumann, Karl/Reger, Jürgen (Hg.): Geschichte des Kindergartens, Bd. I und II, Freiburg 1987.
 - Evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen, Familienpolitisches Programm der Neunziger Jahre, Bonn 1991.
 - Evangelische Landeskirche in Baden - Evang. Oberkirchenrat/Diakonisches Werk der Evang. Landeskirche in Baden: Die Evangelischen Kindertagesstätten im Bereich der Evang. Landeskirche in Baden - ein Bericht, Karlsruhe 1991 (Manuskript, auch in: Verhandlungen der Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Baden, Ordentliche Tagung vom 20.-25.10.1991, Anlage 7, 260-272).
 - Familie - ein aussterbendes Modell?, (Themenheft) Helfende Hände. Zeitschrift des Diakonischen Werks Westfalen Nr. 2/3 1994.
 - Ferchhoff, Wilfried: Individualisierte Kindheit heute. Kindliche Entwicklungsbedingungen im Spannungsfeld von Konsumverhalten, Medienrezeption und öffentlichem Raum am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit (25), 2/1994, 108-123.
 - Foitzik, Karl/Gossmann, Elsbe: Gemeinde leben. Zusammenarbeit pädagogischer und theologischer Mitarbeiter, Gütersloh 1986.
 - Foitzik, Karl: Gemeindepädagogik, Gütersloh 1992.
 - Grethlein, Christian: Gemeindepädagogik, Berlin/New York 1994, 72-108.

- Grossmann, Wilma/Haug, Egbert: Konfessionelle Kindergärten - ja? nein?, in: Weltweite Hilfe 5-6/1971.
- Grossmann, Wilma (Hg.): Kindergarten und Pädagogik, Grundlagentexte zur deutsch-deutschen Bestandsaufnahme, Weinheim 1992.
- Gruno, Dieter/Hurrelmann, Klaus/Engelbert, Angelika: Gesundheit und Behinderung im familialen Kontext (Materialien zum Fünften Familienbericht Bd.1), München 1994.
- Harms, Gerd/Preissing, Christa (Hg.): Kinderalltag. Beiträge zur Analyse der Veränderung von Kindheit, Berlin 1988.
- Hartlaub, Marei, "Der nackte Kinderpopo schreit zum Himmel, Antiautoritäre Erziehung 25 Jahre danach, TPS 4/94, 193-195.
- Haug-Zapp, Egbert: Kindergarten, in: Schick, Manfred u.a. (Hg.): Diakonie und Sozialstaat, Gütersloh 1986, 308-333.
- Haug-Zapp, Egbert: Was Kinder von uns brauchen, Die Aufgaben von Trägerinnen und Trägern evangelischer Tageseinrichtungen für Kinder, in: Weltweite Hilfe 4/94, IV-B/2-10.
- Hauptmann, Roland: Evangelische Kindergartenarbeit im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung. Ein Beitrag zur diakonischen Profilierung kirchlicher Arbeit mit Kindern und Eltern, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 19 (unveröffentlichte Diplomarbeit am DWI), Heidelberg 1993.
- Hebenstreit, Sigurd: Einführung in die Kindergartenpädagogik, Stuttgart 1980.
- Heymel, Michael: Wechselseitiges Geben und Nehmen, Integration behinderter Kinder als diakonische Aufgabe der Gemeinde, in: Weltweite Hilfe 4/94, 29-34.
- Hofmeier, Johann: Der Kindergarten in der Pfarrgemeinde. Ein pädagogisches und pastorales Handlungsfeld, Würzburg 1992.
- Hollmann, Elisabeth/Hoppe, Jörg Reiner: Kindergärten pädagogisch/architektonisch konzipieren und bauen, Ein Anregbuch für Architekten und Pädagogen, hg. vom Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge, MSP 25, Frankfurt 1994.
- Jacobs, Effi: Literaturübersicht Sozialwesen, Kindertagesstätte, in: Caritas '95, Jahrbuch des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg 1994, 455-456.
- Jansen, Frank: Selbstbewußte Erzieherinnen, in: Caritas 10/94, 444-446.
- Kallert, Heide: Tagespflegeprojekte im System öffentlicher familienergänzender Kleinkinderziehung, in: Unsere Jugend 1/1995, 3-8.
- Kämper, Burkhard: Kindergärten in kirchlicher Trägerschaft. Verfassungs- und verwaltungsrechtliche Fragen, dargestellt vornehmlich am Beispiel des Landes Nordrhein-Westfalen, Berlin 1991.
- Kappesz, Hilde: Kreatives Leben mit Kindern. Der Situationsansatz im Kindergartenalltag (Reihe: praxisbuch kindergarten), Freiburg 1994.
- Krieg, Elsbeth (Hg.): Hundert Welten entdecken, Die Pädagogik der Kindertagesstätten in Reggio Emilia (Neue Dt. Schule Verlagsges.mbH), Frankfurt/M. 1993 (dort auch weitere Literatur zur sog. Reggio-Pädagogik).
- Krug, Marianne: Arme Familien, Eine Herausforderung für Kindertageseinrichtungen, TPS 3/1995, 166-170.
- Krug, Marianne: Ein Besuch im islamischen Kindergarten in München, in TPS 1/1992, 4-7.
- Lachmann, Rainer: Evangelische Erziehung im Kindergarten, in: Adam, Gottfried/Lachmann, Rainer: Gemeindepädagogisches Kompendium, Göttingen 1987, 233-278.
- Landtag von Baden-Württemberg 11. Wahlperiode, Drucksache 11/3919, Bericht und Empfehlungen der Enquete-Kommission "Kinder in Baden-Württemberg", Stuttgart 1994.
- Lang, Helmut, Ein Haus für Kinder, Neue Entwicklungen im Bereich der Tageseinrichtungen für Kinder, Konsequenzen 1/92, 44f.
- Manderscheid, Hejo: Kirchliche und gesellschaftliche Interessen im Kindergarten, Freiburg 1989.
- Mathis, Franz-Josef: Speyer: Gemeinsame Erziehung von behinderten und nichtbehinderten Kindern in Regelkindergärten, in: Caritas '95, Freiburg 1994, 315-317.
- Meister, Hans, Gemeinsamer Kindergarten für nichtbehinderte und behinderte Kinder, St.Ingbert 1991.
- Melzer, Wolfgang/Sünker, Heinz (Hg.): Wohl und Wehe der Kinder, Weinheim/München 1989.
- Merker, Helga/Schulte, Franz-Josef (Hg.): Tageseinrichtungen für Kinder. Beiträge aus der Praxis für die Praxis, Köln u.a. 1982, 21993.
- Mette, Norbert: Kinder, in: Bäumler, Christoph/Mette, Norbert (Hg.): Gemeindepraxis in Grundbegriffen, Düsseldorf/München 1987, 228-238.
- Müller, Peter: In der Mitte der Gemeinde, Kinder im Neuen Testament, Neukirchen-Vluyn 1992.
- Niehaus-Oschée, Andrea: Gemeinsame Erziehung von Kindern mit und ohne Behinderung im offenen Kindergarten, in: Deutsche Behinderten Zeitschrift 3/1994, 27-29.
- Niepel, Gabriele/Nestmann, Frank: Das soziale Netzwerk der Einelternfamilie. Kinder als interne Unterstützungsressourcen, in: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit (25), 3/1994, 231-253 (dort auch Literatur zur Alleinerziehendenproblematik).
- Nipkow, Karl Ernst: Bildung als Lebensbegleitung und Erneuerung. Kirchliche Bildungsverantwortung in Gemeinde, Schule und Gesellschaft, Gütersloh 1990 (besonders 6.Kap. "Anfänge gemein-

- samen Lebens und Glaubens - Zum Beitrag des Kindergartens", 301-328).
- Ramm, Thilo/Grandke, Anita/Hermann, Berié: Familie und Recht (Materialien zum Fünften Familienbericht Bd.1), München 1994.
 - Richtlinien der Evangelischen Landeskirche in Baden für die Einrichtung und den Betrieb von evangelischen Tageseinrichtungen für Kinder vom 10.5.1994, Gesetzes- und Verordnungsblatt der Evang. Landeskirche in Baden 8/1994, 74-76.
 - Rolf, Hans-Günter/Zimmermann, Peter: Kindheit im Wandel. Eine Einführung in die Sozialisation im Kindesalter, Weinheim und Basel 31993.
 - Rousseau, Jean-Jacques: Emil oder über die Erziehung, Paderborn 1971.
 - Salzmann, Bruno u.a.: Demographie und familiale Aspekte von Arbeitsmarkt und Wohnungsbau (Materialien zum Fünften Familienbericht Bd.1), München 1994.
 - Schäfer, Gerhard K.: Gottes Bund entsprechen. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis, Heidelberg 1994, 244-247 und 417-419.
 - Schilling, Matthias: Soziale Berufe in Spanien, Ausbildung, Arbeitsmarkt und Arbeitsfelder im Bereich der Sozialerziehung und Kleinkinderziehung in Spanien aus bundesdeutscher Sicht, hg. vom Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge, DDD 26, Frankfurt 1994.
 - Seibert, Horst: Was Eltern vom kirchlichen Kindergarten haben, in: Menschen-Dienst. Stellungnahmen und Gutachten für Diakonie und Kirche, Lindenfels 1992, 106-110.
 - Stegemann, Wolfgang: Lasset die Kinder zu mir kommen, Sozialgeschichtliche Aspekte des Kinderevangeliums, in: Schottroff, Willy/Stegemann, Wolfgang: Traditionen der Befreiung, München 1980, 114-144.
 - Steinmeyer, Fritz-Joachim (Hg.): Familienhilfebericht aus Kirche und Diakonie. Eine Bestandsaufnahme, Diakonisches Werk der EKD, Stuttgart 1988.
 - Steinmeyer, Fritz-Joachim: Der Kindergarten: seine Bedeutung als diakonische Aufgabe, in: TPS 9/1983.
 - Struckmeier-Schubert, Dore: Annäherung zugunsten der Kinder. Kooperation zwischen American Express und Evangelischer Kirchengemeinde, in: Weltweite Hilfe 1/1994, 37-39.
 - Waks, Elvira: Im jüdischen Kindergarten im Land des Holocaust, in: TPS 5/1988, 281 ff.
 - Wandlungen der Kindheit, Theoretische Überlegungen zum Strukturwandel der Kindheit heute, hg.v. Zentrum für Kindheitsforschung, Opladen 1993.
 - Witt, Gretel: Was ist das evangelische Profil eines Kindergartens? in: Diakonisches Werk der EKD, Jahrbuch '94, Stuttgart o.J. (1994), 41-45.
 - Wittmann, Johanna: Die Geheimnisse der Kinder hüten, Perspektivenwechsel in der Religionspädagogik, TPS 2/1995, 84-87.
 - Zulehner, Paul M.: Erziehung zur Solidarität, Caritas 10/94, 446-453.
 - Zwiener, Karl: Kinderkrippen in der DDR (Materialien zum Fünften Familienbericht Bd.1), München 1994.
- Periodika:
- Theorie und Praxis der Sozialpädagogik (TPS).
 - Theorie und Praxis der Sozialpädagogik/TPS-extra (diese Themenhefte sind in der Literaturliste nicht aufgeführt).
 - Sozialpädagogik.
 - Unsere Jugend.

Diakoniewissenschaftliche Abschlußarbeiten

| | |
|--|--|
| Bach, Martin | Verantwortung für die städtische Gesellschaft. Aspekte der Geschichte und gegenwärtige Schwerpunkte des sozialen Denkens der Church of England vor dem Hintergrund der urbanen Krise |
| Bender, Friedemann | Die "Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche" von 1963 im Kontext von Kirche und Diakonie in der DDR von 1958 bis 1969 |
| Lunkenheimer, Thomas Marholdt, Anke | Gustav Werner (1809-1887) und sein Modell einer christlichen Fabrik Entwicklungen der Betheler Anstalten bis zum Beginn der dreißiger Jahre (1867-1933) im Spiegel der Publikationsorgane der Anstalten insbesondere der Zeitschrift "Beth-El" und des Arbeitsberichts "Saat und Segen" von Fritz von Bodelschwingh |
| Mletzko, Uwe Waap, Thorsten | Der Fremde im sog. Heiligkeitgesetz. Ein Kapitel alttestamentlicher Diakonie. Zur Leitung der Anstalten Hephata und des Hessischen Brüderhauses e.V. nach dem zweiten Weltkrieg bis zum Jahr 1951 |

Rezensionen der Abschlußarbeiten

Friedemann Bender

Die "Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche" von 1963 im Kontext von Kirche und Diakonie in der DDR von 1958 bis 1969

SoSe 1994, A 6, 74 Seiten/Anhang

Am 8. März 1963 verabschiedete die Konferenz der Kirchenleitungen der DDR die "Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche". Sie standen am Ende eines Prozesses des Nachdenkens in den Kirchen in der DDR über den Auftrag und den Standort der Kirche im sozialistischen Staat. Der Werdegang der Artikel, ihre Grundpositionen und die durch sie hervorgerufene Diskussion werden in der Arbeit dargestellt.

Ein Schwerpunkt der Arbeit liegt auf dem kirchlichen und diakonischen Kontext der Zehn Artikel. Er wird in den ersten beiden Kapiteln für die Zeit von 1958 bis 1963 aufgezeigt, und bei der Exegese der Artikel wird besonders darauf geachtet, inwieweit dieser Kontext sie bestimmte.

Besonderes Augenmerk gilt der Diakonie. Sie stand noch stärker als die Kirche in Beziehungen zum Staat, war sie doch in das staatliche Gesundheits- und Sozialwesen integriert. Die Zehn Artikel sagen einiges zur Diakonie bzw. zum diakonischen Auf-

trag der Kirche, was aus der Exegese der Zehn Artikel speziell im Hinblick auf die Diakonie hervorgeht. Bedauerlicherweise wurden die Zehn Artikel in der Diakonie aber nicht oder kaum zur Kenntnis genommen. Dies lag daran, daß in den 60er Jahren (anders als dann in den 70er und 80er Jahren) keine theologische Reflexion in der Diakonie stattfand, da man sich mit dem Staat auf die Formel von den "gemeinsamen humanistischen Anliegen" als weltanschauliche Basis für eine funktionierende Zusammenarbeit geeinigt hatte. Die Entwicklungsgeschichte dieser Formel, ihre Anwendung auf die Diakonie von staatlicher Seite, ihre Aufnahme und Beurteilung von diakonischer Seite und die sie betreffenden Ausführungen der Zehn Artikel werden in der Arbeit dargestellt.

In einem abschließenden Kapitel werden in einer Betrachtung der Jahre 1963-1969 Wirkungen der Zehn Artikel und Entwicklungstendenzen der Kirche und der Diakonie in der DDR aufgezeigt.

Thomas Lunkenheimer

Gustav Werner (1809-1887) und sein Modell einer christlichen Fabrik

WS 1994/95, A 11, 50 Seiten/Anhang

Gustav Werner (1809-1887) war einer der faszinierendsten Protagonisten der Idee einer christlichen Industrie. Nach Gründung und Ausbau einer Rettungsanstalt für Kinder und hilfsbedürftige Erwachsene versuchte Werner seit den 1850er Jahren in Reutlingen eine christliche Fabrik aufzubauen, was ihn 1863 in eine tiefe finanzielle Krise führte. Mit der Übernahme seiner Industriebetriebe durch einen nach wirtschaftlichen Kriterien geführten Aktienverein mußte Werner sein Konzept grundlegend revidieren. Dennoch verstand er die erfolgten Änderungen nicht als ein Scheitern seines Modells einer christlichen Fabrik, sondern als notwendige Transformation, um es den Bedingungen der industriellen Arbeitswelt anzupassen. Die beiden ersten Jahrzehnte des Kaiserreichs brachten noch zu Werners Lebzeiten eine Konsolidierung seiner industriellen Unternehmungen. Wie seine ursprünglichen Pläne aussahen, welche Änderungen sie nach der Finanzkrise von 1863 erfuhren, sowie die Gründe, die

Werner nicht von einem Scheitern seines Modells sprechen ließen, werden in der Arbeit dargestellt. In diesem Zusammenhang werden auch Werners Außenseiterrolle im Bereich der Inneren Mission und seine Stellung zur Sozialpolitik des zweiten deutschen Kaiserreichs untersucht.

Gustav Werner vermochte die neuartigen Erfindungen seiner Zeit grundsätzlich positiv zu bewerten - was ihn von weiten Teilen des schwäbischen Pietismus unterschied -, und stellte sich damit den Herausforderungen der sich wandelnden industriellen Produktionsprozesse. Dabei blieb Werners Lebenswerk geprägt durch die Spannung von genialen Ideen und aufopferungsvollem Engagement auf der einen und einer gewissen Unfähigkeit, seine Vorstellungen auf sozialpolitischer Ebene oder im Rahmen der Inneren Mission konsequent zu vertreten, auf der anderen Seite. So veranschaulicht Werners Stellung zur Sozialpolitik des zweiten deutschen Kaiserreichs die Ambivalenz, mit der er

sozialpolitischen Fragen gegenüberstand. Gustav Werner ging davon aus, daß sein Modell Schule machen würde und verzichtete darauf, konkrete und auf andere Einrichtungen übertragbare Konzepte einer haushalterschaftlichen Wirtschaftsweise zu entwickeln. In der Personenzentrierung seines Werkes dürfte der Grund für den genialen Ausbau der Anstalten einschließlich der Fabriken wie auch der innere Grund für ihre Konsolidierungsprobleme insbesondere in den 1860er Jahren zu suchen sein. Dennoch bleibt Werners Modell einer christlichen Industrie als Versuch, das Haushalterschaftsprinzip in der sich verändernden Arbeitswelt zu konkretisieren, eine Anfrage an Kirche und Diako-

nie, inwiefern sie die Probleme der modernen Industriegesellschaft erkannt und zu ihrer Aufgabe gemacht haben.

Eine kurze biographische Skizze versucht einfürend, Werners Industriemodell in den Gesamtzusammenhang seines Schaffens einzuordnen. Abgeschlossen wird die Arbeit mit der Dokumentation zweier bislang unveröffentlichter Quellen, der Note der Central-Leitung an das Innenministerium (betreffs der Errichtung einer Aktiengesellschaft für die Gustav Wernerschen Anstalten, vom 9. Februar 1865) sowie einem Auszug aus den Reiseberichten des Reisepredigers des Central-Ausschusses der Inneren Mission (Rahlenbeck, 1888).

Anke Marholdt

**Entwicklungen der Betheler Anstalten bis zum Beginn der dreißiger Jahre (1867-1933)
im Spiegel der Publikationsorgane der Anstalten insbesondere der Zeitschrift "Beth-El"
und des Arbeitsberichts "Saat und Segen" von Fritz von Bodelschwingh**

WS 1994/95, A 10, 287 Seiten/Anhang

Am Anfang der Geschichte der Betheler Anstalten steht die "Westfälisch-Rheinische Anstalt für Epileptische", die 1867 auf Initiative des Provinzialausschusses für Innere Mission von führenden meist durch die Erweckungsbewegung geprägten Persönlichkeiten des Ravensberger Landes gegründet worden war; 1874 erhielt die Anstalt den Namen "Bethel". 1869 entstand in Bielefeld die "Westfälische Diakonissenanstalt", die ab 1876 den Namen "Sarepta" führte. Als erster hauptamtlicher Geistlicher der beiden Anstalten wurde 1871 Friedrich von Bodelschwingh (1831-1910) berufen. Er setzte sich in der ersten Vorstandssitzung der Diakonissenanstalt, an der er im Februar 1872 teilnahm, dafür ein, daß das geplante Diakonissenhaus in unmittelbarer Nähe der Anstalt für Epileptische gebaut wurde; in den folgenden Jahren entwickelte sich zwischen beiden Anstalten eine intensive Zusammenarbeit. Am 30. April 1877 schlossen sich elf Pfleger der Anstalt für Epileptische zur "Westfälischen Brüderanstalt" zusammen, die mit dem Bau eines eigenen Brüderhauses 1881 den Namen "Nazareth" erhielt. 1892 wurde "eine erste Klammer"¹ um die Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth durch die Gründung der Anstaltskirchengemeinde der Zionskirche gelegt, wie es Friedrich (Fritz) von Bodelschwingh (1877-1946) beschrieben hat. Mehr und mehr setzte sich der Name "Bethel" zur Ortsbezeichnung des gesamten Anstaltsgebietes durch, das sich durch ständige Expansion zu einer "kleinen Stadt" entwickelte. Neben epilepsiekranken Männern und Frauen fanden psychisch

krankte, arbeits- und obdachlose, lungen-, nerven- und alkoholranke Menschen sowie "schwererziehbare" Jugendliche und alte Menschen Aufnahme; zu den Anstalten gehörten allgemeine Krankenhäuser und Kinderheime sowie zahlreiche (Handwerks)-Betriebe. Als Tochteranstalt Bethels entstand 1882 südlich von Bielefeld die erste Arbeiterkolonie "Wilhelmsdorf", der 1899 im hannoverschen Wietingsmoor die Arbeiterkolonie "Freistatt" folgte. Friedrich von Bodelschwingh d.Ä. war auch maßgeblich an der Gründung der Arbeiterkolonie "Hoffnungstal" vor den Toren Berlins beteiligt; im Vergleich zu den erstgenannten, war sie rechtlich unabhängig von den Betheler Anstalten; von Anfang an wurden jedoch enge Beziehungen zwischen Berlin und Bethel gepflegt.

Im März 1890 bat die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (EMDOA) Friedrich von Bodelschwingh um Unterstützung, woraufhin zwei Sarepta-Diakonissen und ein Pastor, der sich der Brüderanstalt Nazareth angeschlossen hatte, nach Sansibar ausgesandt wurden. Gleichzeitig wurde vereinbart, daß zukünftig alle Missionsmitarbeiter und -mitarbeiterinnen eine Zeitlang in Bethel leben und arbeiten sollten. Bodelschwingh wurde Mitglied im Vorstand der EMDOA; kranke und gesunde Glieder der Betheler Anstaltsgemeinde, in der regelmäßig Missionsstunden stattfanden, unterstützten die Mission finanziell und knüpften persönliche Kontakte zu den Missionsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern. Der "Betheler Einfluß" auf die EMDOA wurde so groß, daß am 24. Juli 1906 be-

geschlossen wurde, den Sitz der EMDOA von Berlin nach Bethel zu verlegen; nach dem Krieg wurde die EMDOA in "Bethel-Mission" umbenannt.

Ende der 1880er Jahre rief Bodelschwingh das Kandidatenkonvikt ins Leben, um die Kandidaten der Theologie, die in den Betheler Anstalten "Dienst in der blauen Schürze" leisteten, zusammenzuschließen. Im Mittelpunkt standen praktische Erfahrungen in den verschiedenen Arbeitsbereichen der Inneren Mission, hinzu kam die Vertiefung der bisherigen theologischen Arbeit. Durch enge Zusammenarbeit von Adolf Schlatter, Hermann Cremer und Friedrich von Bodelschwingh konnte 1898 erstmals zu einer "Theologischen Woche" nach Bethel eingeladen werden; später fanden die Konferenzen meist im Abstand von zwei Jahren statt. Die Zusammenkünfte, die sich durch verschiedene Vorträge und anschließende Diskussionen auszeichneten, ermöglichten den Teilnehmern - in der Mehrzahl handelte es sich um Pfarrer - eine theologische Weiterbildung. Mit der Gründung der Theologischen Schule im Jahre 1905 etablierte sich auch die theologische Ausbildung innerhalb des Anstaltsgebietes. Träger der Theologischen Schule war ein eingetragener Verein; rechtlich war sie von den Betheler Anstalten unabhängig. Trotzdem entwickelten sich vielfältige Verbindungen durch die Mitarbeit der Dozenten in der Seelsorgearbeit der Betheler Anstalten und durch den "Dienst in der blauen Schürze", der von den Studenten in den Ferien erwartet wurde.

In der vorliegenden Arbeit wird die Entwicklung der Betheler Anstalten bis zum Beginn der dreißiger Jahre dargestellt; ergänzend werden die Beziehungen zu den Hoffnungstaler Anstalten bei Berlin in Exkursen beschrieben. In den Jahren nach dem Tod Friedrich von Bodelschwinghs d.Ä. prägten die gesamtpolitischen Entwicklungen den Fortbestand der Anstalten. Im Ersten Weltkrieg war in Bethel ein großes Vereinslazarett eingerichtet worden; die Inflation hatte auch in Bethel eine völlig neue Finanzsituation zur Folge. Die Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth schlossen sich 1921 zum Anstaltsbund "Die Bodelschwingh'schen Anstalten" zusammen; das neugeschaffene Amt des Anstaltsleiters wurde Fritz von Bodelschwingh übertragen. Neue gesetzliche Bestimmungen wirkten sich vor allem auf die Arbeit in der Fürsorgeerziehung und bei den Allgemeinbildenden Schulen aus, die während der Weimarer Republik als in sich differenzierter Arbeitszweig entstanden sind. Auf die extrem ansteigende Arbeitslosigkeit während der Weimarer Republik reagierte man in Bethel durch Mitarbeit im Freiwilligen Arbeitsdienst und mit Notstandsarbeiten und Notküchen. Bereits vorhandene Arbeitsfelder wurden den Bedürfnissen der Zeit entsprechend umgestaltet und ausgeweitet.

Leitender Gesichtspunkt bei der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Betheler Anstalten bis zum Beginn der dreißiger Jahre war die Frage, wie der Zusammenhalt der Gesamtanstalt beschrieben wurde. Formal wurde er einerseits durch die Anstaltskirchengemeinde der Zionskirche gewährleistet, andererseits durch vielfache Personalunion; nicht zu unterschätzen ist dabei die Rolle Friedrich von Bodelschwinghs d.Ä. Sein Tod im Jahr 1910 markiert den ersten großen Abschnitt in der Geschichte der Betheler Anstalten. Ein Zäsur in der Geschichte der "Gesamtanstalt" bildet die Neuorganisation im Jahre 1921; da der Informationsgehalt der veröffentlichten Quellen zur rechtlichen Entwicklung sehr dürftig ist, wurde an dieser Stelle auf Aktenbestände des Hauptarchivs der von Bodelschwinghschen Anstalten Bethel zurückgegriffen. Im übrigen bilden veröffentlichte Quellen die Basis für die Darstellung. Hervorzuheben sind das Monatsblatt "Beth-El", in dem regelmäßig über die Arbeit der Anstalten informiert wurde, und der Arbeitsbericht "Saat und Segen in der Arbeit von Bethel. Ein Rückblick auf die Zeit seit dem Tode des Anstaltsvaters" von Fritz von Bodelschwingh, der Anfang der dreißiger Jahre erschien. Für die Zeit bis zum Tod Friedrich von Bodelschwinghs bildet die Bodelschwingh-Biographie von Martin Gerhardt (fortgeführt von Alfred Adam) eine unentbehrliche Hilfe. Die Quellentexte wurden in der vorliegenden Arbeit ausführlich zitiert, da sie oftmals schwer zugänglich sind.

Bei der Auswertung der Quellen wurde darüber hinaus besonders darauf geachtet, wie das diakonische Engagement begründet wurde. Die Äußerungen zur (theologischen) Anthropologie aus den zwanziger und dreißiger Jahren verdienen dabei besondere Beachtung; teilweise nehmen sie direkt Stellung zur aktuellen Diskussion um das sogenannte "lebensunwerte Leben". Als Motto der Arbeit in Bethel formulierte Fritz von Bodelschwingh 1929 in einem Vortrag in Lübeck: "Normalität im lebensunwerten Leben! Darum haben wir das Recht und haben die Möglichkeit - und das ist der höchste Punkt unseres Dienstes -, das wir das lebenswerte Leben aktiv mobil machen für das Königreich Christi."²

Die vorliegende DWI-Abschlußarbeit stellt allenfalls ein Zwischenergebnis dar; im Ausblick, der der Darstellung angefügt ist, hat die Autorin selbst einige weiterführende Fragen formuliert. Für eine "Institutionsgeschichte" sind umfangreiche Archivstudien nötig, bei dem sowohl internes Material aus Bethel, als auch Materialien, die eine Außenperspektive bieten, berücksichtigt werden müssen. Das Bild, das sich aus dieser kritischen Untersuchung ergäbe, müßte mit dem Bild, das sich aus den Betheler Publikationsorganen ableiten läßt, vergli-

chen werden. Aufgrund der Komplexität Bethels werden zahlreiche Einzelstudien nötig sein, bevor eine angemessene "Geschichte der Betheler Anstalten" geschrieben werden kann. Diese Arbeit ist besonders wichtig und dringend notwendig, weil Bethel, als eine der größten diakonischen Einrichtungen immer wieder als "das Beispiel für Anstaltsdiakonie" im In- und Ausland angeführt wird.

Anmerkungen

- 1 F.von Bodelschwingh d.J., Saat und Segen in der Arbeit von Bethel. Ein Rückblick auf die Zeit seit dem Tode des Anstaltvaters, Bethel bei Bielefeld 2. erw. Aufl. 1932, 112.
- 2 F.von Bodelschwingh d.J., Vortrag in Lübeck über Fragen der Eugenik (1929). Stenographische Nachschrift. [Die Nachschrift gelangte erst nach dem Tode des Autors nach Bethel. Sie enthält Hörfehler und willkürliche Ergänzungen], in: Lese-Texte zum Problemkreis "Eugenik, Sterilisation, Euthanasie" zusammengestellt vom Arbeitskreis "Geschichte Bethels" mit einem Vorwort von J. Busch. Red.: Hauptarchiv der von Bodelschwingschen Anstalten, Bielefeld-Bethel 1983, 57-68, Zitat: 67-68.

Diakoniewissenschaftliche Diplomarbeiten

| | |
|---------------------------------|--|
| Auer, Christine | Professionalisierungsvorstellungen in der Krankenpflege - diskutiert auf den Helferasspekt. |
| Beintner, Claudia | Institutioneller Umgang mit dem Ehwunsch und Partnerschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. Eine diakoniewissenschaftliche, empirische Studie über diakonische, caritative und konfessionell nicht gebundene Träger der Behindertenhilfe an ausgesuchten Einrichtungen. (zusammen mit Sybille Leiß) |
| Deutschmann, Stefan | Mission und Diakonie im Herzen der Stadt - Von den Anfängen der Stadtmissionsarbeit und ihrer Entwicklung im britischen Methodismus. |
| Eichler, Christopher | Zur Notwendigkeit und zu Möglichkeiten der Sterbebegleitung in Familie und Gemeinde unter besonderer Berücksichtigung neuerer Entwicklungen der Hospizbewegung. |
| Freyler, Petra Göbel, Rainer | Das diakonische Krankenhaus als lernende Organisation. Einrichtungsdiaakonie - Gemeindediakonie. Ein vielfach gespaltenes und vielfach gestaltetes Verhältnis. Beispiele aus dem Hess. Diakoniezentrum Hephata. |
| Herrmann, Volker | Vom Patristiker zum Biographen J.H.Wicherns. Der Lebensweg des Diakoniehistorikers Martin Gerhardt (1894-1952) bis zum Jahre 1931 (Reife- und Werdejahre). |
| Kades, Tharwat Kim, Ok-Soon | Zusammenleben mit Muslimen als neue Herausforderung an die Diakonie. Der theologische Ansatz Paul Philipps in seiner Bedeutung für die Diakonie der koreanischen Kirche. |
| Leiß, Sybille | Institutioneller Umgang mit dem Ehwunsch und Partnerschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. Eine diakoniewissenschaftliche, empirische Studie über diakonische, caritative und konfessionell nicht gebundene Träger der Behindertenhilfe an ausgesuchten Einrichtungen. (mit Claudia Beintner) |
| Schuster, Michaela | Mädchenarbeit heute - ein Sozialisationsbeitrag zur Gleichberechtigung? Exemplarische Darstellung und Vergleich dreier Konzepte unter Berücksichtigung der impliziten Aussagen und expliziten Forderungen aus Paragr. 9(3) KJHG. |
| Speck, Agnes | Die Arbeit der Evangelischen Akademien in den ostdeutschen Landeskirchen von 1945 bis 1989. Eine Untersuchung zum gesellschaftlichen Beitrag der Akademiearbeit |
| Wedek, Martin | Altenheimseelsorge mit altersverwirrten Menschen als Thema diakonischer Altenarbeit. |

Dissertationen:

| | |
|----------------------------|---|
| Schmidt, Jutta | Beruf: Schwester. Die Entwicklung des Frauenbildes und des Berufsbildes in der Diakonie im 19. Jahrhundert. |
| Zeilfelder-Löffler, Monika | Die Geschichte der 'Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe' in Ludwigsburg unter besonderer Berücksichtigung der Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft (1933-1945). |

Rezensionen der Diplomarbeiten

Christine Auer

Professionalisierungsvorstellungen in der Krankenpflege - diskutiert auf den Helfer aspekt

WS 1994/95, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 35, 54 Seiten/Anhang

Die Diplomarbeit entstand im Zusammenhang mit der aktuellen Akademisierungsdebatte der Krankenpflege. Seit 1993 gibt es erste Fachhochschulstudiengänge für Krankenpflege; weitere entstehen. Die Gestattung der jeweiligen Curricula dieser Studiengänge ist uneinheitlich bis unübersichtlich. Außerdem scheint in ihnen - ein bis dato schon immer existierendes pflegeimmanentes Problem - neuerlich zum Maßstab für pflegerisches Handeln erhoben: das Problem eines hypertrophen Ausgestaltenwollens des sogenannten Pflegeprozesses. Zu überschreiben in etwa mit dem Motto: "Wie das Pflegepersonal dem Patienten das verlorene Vertrauen zurückbringt".

Die hypertrophe Ausgestaltung des pflegerischen Berufsrolle hat eine historische Dimension: sie ist bis zum Frauenideal des Bürgertums im 19. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Sie hat eine strukturelle Dimension: sie festigt die Machtstrukturen innerhalb der Krankenhaushierarchie. Und sie hat eine entwicklungspsychologische Dimension bei der je einzelnen Krankenschwester: sie basiert auf ei-

ner Schuldproblematik, deren Genese in den ersten Lebensjahren zu suchen ist.

Die Akademisierung der Pflege soll dem Pflege-notstand in Deutschland entgegenwirken. Die Frage dabei ist allerdings, ob sie dies erreichen kann, wenn die bislang praktizierte Hybris in der Pflege, die den Beruf u.a. mit in die Sackgasse gerieten ließ, schlicht in die FH-Curricula übernommen wird. Die exemplarische Untersuchung eines Pflegecurriculums erhärtet den Verdacht, daß dies der Fall ist; daß just genau diese Kernproblematik unreflektiert geblieben ist. Eine Untersuchung des sog. "Benner - Modells" (Professionalisierungsmodell aus den USA) zeigt kontrastiv andere Möglichkeiten potentieller Professionalisierung.

Aus dem psychoanalytisch fundierten Deutungsmusteransatz der Erwachsenenbildung sind schlußendlich Vorschläge abgeleitet zu einer potentiellen Andersgestaltung von Krankenpflegeausbildung: der diskursive Austausch über Aufdeutungen von Pflegesituationen als mögliche Basis einer realitäts- adäquaten Konzeption des Pflegeprozesses.

Claudia Beintner, Sybille Leiß

Institutioneller Umgang mit dem Ehwunsch und Partnerschaft von Menschen mit geistiger Behinderung

SoSe 1995, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 38/39, 201 Seiten/Anhang

Ein verlobtes Paar hat wiederholt geäußert, heiraten zu wollen. Die Verlobten arbeiten beide in einer Werkstatt für Behinderte und leben in einer Einrichtung der Behindertenhilfe. Als Menschen mit geistiger Behinderung sind sie in bestimmten Bereichen auf Hilfe und Unterstützung angewiesen. Der konsequent vorgetragene Wunsch und Wille, zu heiraten, löst in der Einrichtung, in der die beiden leben, zum Teil heftige Diskussionen und Vorbehalte aus.

Genau mit dieser hier beschriebenen Situation waren die Autorinnen im Rahmen ihrer Tätigkeit in einer Einrichtung der Behindertenhilfe konfrontiert. Sie erlebten hier an sich selbst, aber auch bei den betroffenen KollegInnen, daß die Forderung von Menschen mit geistiger Behinderung nach einer

formalisierten Beziehung (Ehe) eine Vielzahl an offenen Fragen, Ängsten, Befürchtungen, Unsicherheit und Konflikten bei den Betroffenen auslösen kann.

Aus der so entstandenen Diskussion heraus kristallisierte sich immer klarer, daß nicht nur die Frage eine Eheschließung von Menschen mit geistiger Behinderung, sondern auch im weiteren Sinne die Frage nach Partnerschaft, auch heute noch stark umstritten ist.

Zu Beginn ihrer Arbeit greifen die Autorinnen die Begriffe "Ehe" und "Partnerschaft" auf. Sozialgeschichtliche Veränderungen und kirchenrechtliche Eingriffe sind über Jahrzehnte verbunden mit Kriterien, die darüber entscheiden, wer heiraten darf. Auch die Bezeichnung "Geistige Behinderung" hat

im Laufe der Geschichte nicht nur andere Begrifflichkeiten als Vorläufer gehabt, sondern auch unterschiedlichste Zuschreibungen und Auswirkungen für die jeweils betroffenen Menschen. Darüber hinaus werden nach einem Gang durch die Geschichte Besonderheiten und Gesetzmäßigkeiten beschrieben, die in stationären Einrichtungen wirksam werden. Leben Menschen mit geistiger Behinderung in familiären Lebensformen, dann unterliegt ein geäußerter Ehwunsch vor dem Gang zum Standesamt gänzlich anderen Einflüssen. Die Autorinnen beziehen sich in ihrer Fragestellung ausschließlich auf erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung, die in unterschiedlichsten Einrichtungen der Behindertenhilfe leben.

Grundlegende Überlegungen sind die rechtlichen Voraussetzungen zur Eheschließung. Auch hier steht zu Beginn eine historische Betrachtung des Eherechtes. Am Beispiel des kanonischen Rechtes mit den darin aufgeführten Ehehindernissen und -verboten wird die kirchliche Einflußnahme bis 1900 deutlich. Politische Vorgaben und Macht ausübung bis in persönlichste Bereiche hinein, kennzeichnen Gesetze zur Ehe bis zur Verkündung des Grundgesetzes. Heute ist die Freiheit der Eheschließung ein Menschenrecht (Art. 16 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948) und ein Grundrecht (freie Entfaltung der Persönlichkeit, Art. 2 GG).

Die Thematik "Institutioneller Umgang mit Ehwunsch und Partnerschaft von Menschen mit geistiger Behinderung" kann nicht isoliert unter ihrem rein praktischen Aspekt betrachtet werden. Was sich in lebensgestaltender Praxis zeigt, hat seinen Ausgangspunkt in grundsätzlichen Vorüberlegungen. Denn je nach dem, wie vom Menschen geredet wird, welche anthropologischen Grundauffassungen als Argumentationsbasis dienen, werden Antworten zur gestellten Thematik ausfallen. Konkret: Wird der Ehwunsch von Menschen mit geistiger Behinderung in einer Einrichtung der Behindertenhilfe restriktiv oder offen gehandhabt. Diese Überlegung bestätigte sich in den geführten Interviews.

Als weiterer Schwerpunkt werden daher grundlegende anthropologische Fragestellungen der Gegenwart aufgegriffen. Es gehört nach Meinung der Autorinnen zu einer Gefahr unserer Gesellschaft, Menschen mit einer Behinderung an den Rand zu drängen und ihren Lebensraum durch Finanzkürzungen einzuschränken mit dem Hinweis auf verminderte Leistungsfähigkeit oder eingeschränkte Möglichkeit zur Selbstbestimmung u.a. Zur Frage nach dem institutionellen Umgang mit Ehwunsch und Partnerschaft von Menschen mit geistiger Behinderung gehört daher eine grundlegende anthropologische Auseinandersetzung. Denn die Arbeit im

Bereich der Behindertenhilfe wird konfrontiert mit Diskussionen um Lebensrecht und Lebenswert.

Anthropologische Aussagen werden in theologischer Perspektive aus der Annahme der Gottebenbildlichkeit des Menschen weiterentwickelt. Eine Vorbemerkung klärt die grundsätzliche Plausibilität theologischer Aussagen. Die Überlegungen entwickeln anthropologische Aussagen so, daß Menschen mit Behinderung und Menschen ohne Behinderung gleichermaßen beschrieben sind als Geschöpfe Gottes. Gleichzeitig wird eine Interpretation der christlichen Rede von der Gottebenbildlichkeit des Menschen, die auf der Annahme der Gleichheit der Verschiedenen, und eine Bestimmung der menschlichen Würde von der Christologie her entwickelt. Der Gedankengang mündet ein in die Entfaltung des Gemeinschaftsaspekts, der in der durch Christus gestifteten Gemeinde gegründet ist. Die Bestimmung der Würde des Menschen, seine Zuordnung auf Gemeinschaft, seine Ausrichtung auf eine gemeinsame Hoffnung wendet sich gegen menschenverachtende Wertung und Ausgrenzung z.B. von Menschen mit Behinderung.

Eine Grundfrage ist, inwieweit die unterschiedliche Trägerschaft von Diakonie, Caritas oder nicht konfessionell gebundenen Trägern direkte Auswirkungen hat, wenn in der Einrichtung lebende Menschen mit geistiger Behinderung zusammen leben oder heiraten möchten.

Um hier tendenzielle Aussagen machen zu können, haben die Autorinnen verschiedene Einrichtungen besucht und nach Grundlagen, Konzeptionen und Leitlinien gefragt. Von 42 angeschriebenen Einrichtungen der Diakonie, der Caritas und konfessionell ungebundener Träger erhielten die Autorinnen acht Einladungen, wobei die Einrichtungen der Caritas keinen Zutritt gewährten. Anhand eines standardisierten Interviews wurden betroffene Paare, MitarbeiterInnen und VertreterInnen oder Einrichtungsleitung zum Thema befragt.

Der empirische Teil der Arbeit beinhaltet die Beschreibung des methodischen Vorgehens anhand selbst konzipierter, standardisierter Fragebögen. Die befragten Paare waren in der Regel durch Mitarbeiterinnen der Einrichtung über die Intention des Gespräches und des Fragebogens vorinformiert. Wo diese Vorinformation fehlte, lehnten befreundete und verheiratete Paare die Teilnahme am Gespräch berechtigterweise ab. Die Anonymisierung der Aussagen war für die Paare wichtig. In der Auswertung der Fragebögen zeigten sich unterschiedliche Trends im Umgang mit dem Ehwunsch und Partnerschaft in konfessionellen und konfessionell nicht gebundenen Einrichtungen.

Die Gründungsgeschichte, Tradition, Menschenbild und -verständnis werden als Erklärungsvariablen vorgestellt.

Stefan Deutschmann

Mission und Diakonie im Herzen der Stadt - Von den Anfängen der Stadtmissionsarbeit und ihrer Entwicklung im britischen Methodismus

SoSe 1995, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 40, 148 Seiten/Anhang

Eine Gesamtdarstellung der Geschichte der Stadtmissionsarbeit gehört bis heute zu den unerledigten Aufgaben der Diakoniewissenschaft. Die vorliegende Diplomarbeit über "Mission und Diakonie im Herzen der Stadt" stellt insofern einen ersten Schritt im Rahmen eines noch auszubauenden Forschungsprojektes dar. Zudem handelt es sich um einen Beitrag zur Geschichtsschreibung der freikirchlichen Diakonie, die bis heute nur wenig Beachtung erfahren hat.

Die Anfänge der Stadtmissionsarbeit sind in Großbritannien zu finden, wo die Industrialisierung schnell zur Urbanisierung des Landes führte. Es zeigte sich bald, daß die Kirchen nicht in der Lage waren, sich diesen gesellschaftlichen Veränderungen anzupassen. Als die Menschen sich im 18. und 19. Jahrhundert auf der Suche nach Arbeit zu Tausenden vom Land in die großen Städte des Landes aufmachten, hatten, folgten ihnen die Kirchen zunächst nicht. Als sich in den Städten die Industriearbeiterschaft als neue soziologische Gruppe mit eigenem Klassenbewußtsein formierte, hatten die Kirchen den Zugang zu diesen Menschen bereits verloren und bald wurden Kirche und Christentum von der großen Mehrheit der britischen Arbeiterschaft als Teil des feindlichen Establishment angesehen. Lange Zeit wurde die Not der Armen in den Städten von den Kirchen ignoriert oder allein als persönliches Verschulden der Betroffenen betrachtet.

So war auch Stadtmission anfangs kein von den Kirchen selbst getragenes Unternehmen. Es dauerte bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts, bevor sich die etablierten Kirchen in nennenswertem Maße um die Menschen in den Armenvierteln der Städte zu bemühen begannen. Aus der Erkenntnis heraus, daß die Kirchen im Rahmen ihrer traditionellen Organisationsstrukturen nicht in Lage waren, die Menschen in den Städten für sich und für den christlichen Glauben zu gewinnen, hatten sich jedoch schon etwa fünfzig Jahre zuvor evangelikale Christinnen und Christen aus verschiedenen Kirchen zusammengefunden und unabhängige, oft auch überkonfessionelle Missionsgesellschaften gegründet. Diese Gruppen wurden als erste in den Armenvierteln der Städte tätig, um unter ihren Bewohnern das Evangelium zu verkünden und sie zum Glauben zu führen.

Diese "Anfänge der Stadtmission" zu beleuchten, ist der erste Schwerpunkt der Diplomarbeit: Nach einem einführenden Abschnitt über den Prozeß der Industrialisierung und Urbanisierung Großbritanniens und über die Lebensbedingungen in den englischen Städten des 19. Jahrhunderts stehen hier besonders David Nasmith (1799-1839) und die Missionsarbeit und -methoden der von ihm begründeten Stadtmissionsgesellschaften ("City Missions"), sowie die Arbeit der Heilsarmee unter der Führung von "General" William Booth (1829-1912) im Mittelpunkt des Interesses. Es wird an diesen Beispielen deutlich, daß man in den frühen Tagen der Stadtmissionsarbeit bemüht war, missionarische und diakonische Arbeit möglichst nicht miteinander zu vermischen.

Zweiter Schwerpunkt der Arbeit ist die Darstellung der Entwicklung der Stadtmissionsarbeit in der methodistischen Kirche in Großbritannien. Das Engagement der wesleyanischen Methodisten in den Armenvierteln der Städte leitete seit 1885 das Konzept besonderer "Central Missions". Grundidee dieses Modells war und ist bis heute die enge Verflechtung von missionarischer und diakonischer Arbeit. Die wechselvolle Geschichte dieser methodistischen Stadtmissionsgemeinden wird durch das erste Jahrhundert ihres Bestehens verfolgt und es wird beschrieben, wie sich diese Gemeinden den Herausforderungen der Gegenwart zu stellen versuchen. Zwei Exkurse über die sozialetische Theorie und Praxis John Wesleys und über die Geschichte des methodistischen Diakonats sollen den Eindruck über die diakonische Tradition des britischen Methodismus ergänzen.

Da die Geschichte der Stadtmissionsarbeit in England nicht unabhängig von der Entwicklung der britischen Gesellschaft und der Lebensbedingungen in den Großstädten des Landes verstanden werden kann, wird außerdem in jedem Abschnitt der Arbeit der Bezug zu den maßgeblichen geschichtlichen Ereignissen sowie den gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen in Großbritannien hergestellt.

Roland Hauptmann

**Evangelische Kindergartenarbeit im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung.
Eine Beitrag zur diakonischen Profilierung kirchlicher Arbeit mit Kindern und Eltern.**

WS 1993/94, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F.19, 107 Seiten/Anhang

Kirchliche Kindergartenarbeit ist nach der leidenschaftlichen Debatte in den 70er Jahren wieder zum Thema geworden. Innerkirchlich geht es heute neben der politischen Diskussion um den Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz, um finanzielle Sorgen der brüchiger werdenden kirchlichen Haushalte und um das Verschwimmen von Konturen christlicher Praxis im Kindergarten. Dabei kommen immer wieder grundsätzliche Fragen nach der Konzeption und den Zielen von evangelischer Kindergartenarbeit in den Blick. Die vorliegende Studie versteht sich als ein Beitrag zur Klärung dieser Fragen nach Auftrag, Situation und Perspektiven kirchlicher Kindergartenpraxis. Methodisch wird Diakoniewissenschaft dabei als Handlungswissenschaft verstanden, wie gemäß der von der Reflexion der Gegenwartsprobleme und ihrer historischen Genese zur Rückfrage an die Grundintentionen der biblischen Botschaft verfahren wird. Theologisch wird die Subjektwerdung des Menschen in den Blick genommen und optional die von

Gott verliehene Subjektwerdung des Menschen fokussiert. Entsprechend dieses Zugangs werden in einem ersten Schritt Gegenwartsprobleme evangelischer Kindergartenarbeit in den Kontext der jüngeren Geschichte der Kindergartenarbeit gestellt. Der Gefahr der vorschnellen Beantwortung von Frage und Problemstellung wird begegnet mit einem Beitrag zur Selbstvergewisserung, also der Analyse von Auftrag und Begründung evangelischer Kindergartenarbeit. In einem dritten Analyseschritt werden auf der Folie des Individualisierungstheorems Veränderungsprozesse von Kindheit und Familie beschrieben. In einem letzten Schritt schließlich, auf Praxis und Lebenswelt von Kindern und Eltern bezogen, werden aktuelle Entwicklungslinien aufgezeigt hinsichtlich der neuen Aufgaben von Kindergartenarbeit, werden Lösungsperspektiven für die Umsetzung des Rechtsanspruchs auf einen Kindergartenplatz erörtert und wird ein Modellprojekt des Kindergartens als Nachbarschaftszentrum in der Gemeinde skizziert.

Volker Herrmann

Vom Patristiker zum Biographen J.H.Wicherns. Der Lebensweg des Diakoniehistorikers Martin Gerhardt (1894-1952) bis zum Jahre 1931 (Reife- und Werdejahre).

WS 1994/95, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 36, 191 Seiten

Martin Gerhardt (1894-1952) ist noch heute - über 40 Jahre nach seinem Tod - in der diakoniegeschichtlichen Forschung vor allem durch seine Biographien über Johann Hinrich Wichern, Theodor Fliedner und Friedrich von Bodelschwingh präsent. Sie sind noch immer grundlegende Standardwerke und auch nach Jahrzehnten nicht durch ebenbürtige Werke ersetzt worden, ebensowenig Gerhardts Geschichte des Central-Ausschusses für Innere Mission. Mehrfach ist darauf hingewiesen worden, daß Gerhardt für die Erforschung der Geschichte der Inneren Mission Außerordentliches geleistet hat (H.Talazko), und daß die "Geschichtsschreibung der Inneren Mission ... untrennbar mit dem Namen des Theologen und Historikers Martin Gerhardt verbunden" (J.-Chr.Kaiser) ist. Die Wahrheit dieses Satzes wird augenfällig, wenn neben seinen Hauptwerken auch an die rund 300 größeren und kleineren

Veröffentlichungen Gerhardts zu diesem Themenbereich erinnert wird.

Historische Forschung ist jedoch nicht möglich ohne Quellen und ohne Archive, in denen diese sachgemäß geordnet und verwaltet werden. Für den Bereich der Inneren Mission war Martin Gerhardt der erste, der auf diesen Zusammenhang hinwies und bereits 1928 zur Errichtung von 'Ver eins- und Anstaltsarchiven' aufforderte. 1929 entfaltete er seinen Gedanken der 'Organisation eines Archivwesens für die gesamte Innere Mission'. Jede Einrichtung der Inneren Mission sollte ihren älteren Aktenbestand eigenständig ordnen und ein Archiv einrichten. Das in den Jahren 1923-1925 von Gerhardt geschaffene Archiv des Rauhen Hauses stellte das erste im Bereich der Inneren Mission dar, das diesen Namen verdiente.

Aus diesen kurzen Andeutungen wird bereits deutlich, daß die Beschäftigung mit Leben und Werk Martin Gerhardts für die heutige diakoniegeschichtliche Forschung von dringlichem Interesse ist. Es fällt jedoch auf, daß neben dem Werk Gerhardts seine Person fast nahezu in Vergessenheit geraten ist. Neben dem Nachruf der Göttinger Universität, einer kurzen Würdigung in der 'Inneren Mission' sowie einiger weiterer kurzer Hinweise anlässlich seines Todes finden sich in der kirchen- und diakoniegeschichtlichen Forschung sowie in Lexika und Nachschlagewerken nur wenige Bemerkungen in dieser Hinsicht.

Geboren wurde Martin Gerhardt am 1. Dezember 1894 als Sohn eines Gymnasialprofessors im Berlin der Kaiserzeit, wo er auch Kindheit und Jugend verbrachte. Nach dem Abitur begann Gerhardt im Sommersemester 1913 das Theologiestudium in Tübingen. Die folgenden Semester in Berlin wurden durch die Kriegsteilnahme, eine schwere Verwundung und die erst Ende März 1919 mögliche Heimkehr unterbrochen. Unter den veränderten Umständen in Deutschland brachten die kommenden Jahre das 1. theologische Examen (1920), ein Vikariatsjahr in Potsdam (1921) sowie (1922) die Promotion zum Lizentiaten der Theologie, das 2. theologische Examen in Berlin und die Habilitation für das Fach Kirchengeschichte in Erlangen. Nach zwei Semestern als Privatdozent, in denen er v.a. Vorlesungen zur Patristik hielt, wurde er im Oktober 1923 Archivar des Rauhen Hauses in Hamburg. Im folgenden Jahr promovierte Gerhardt von Hamburg aus zum Doktor der Philosophie (Erlangen). Parallel zu seiner Archivarbeit im Rauhen Haus verfaßte Gerhardt seine dreibändige Wichernbiographie. In die Hamburger Zeit fiel auch seine Heirat sowie die Geburt zweier der drei Töchter des Ehepaars Gerhardt.

1931 wechselte Martin Gerhardt an die Diakonissenanstalt Kaiserswerth, um dort das Fliednerarchiv und die Fachbücherei für weibliche Diakonie einzurichten. Frucht dieser Arbeit war u.a. die zweibändige Biographie Theodor Fliedners. Dem Nationalsozialismus stand Gerhardt zunächst positiv gegenüber. In einem neuen starken Staat erhoffte er die Einigung des Protestantismus in Form einer deutschen Reichskirche und eine umfassende und wirksame Volksmission. Als diese Hoffnungen schwanden, beendete er 1936 seine Mitarbeit bei der nationalsozialistisch ausgerichteten Bewegung der 'Deutschen Christen'. Im Sommersemester 1937 wurde Gerhardt, dem schon länger die Wiederaufnahme der akademischen Lehrtätigkeit vorschwebte, zunächst Lehrbeauftragter und ab Wintersemester 1937/38 Ordinarius für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Göttingen. Ebenfalls 1937 wurde er von der

'Arbeitsgemeinschaft landeskirchlicher Archive' gebeten, in ihr die Archivarbeit der Inneren Mission zu vertreten. An der Göttinger Universität lehrte Gerhardt jedoch nur wenige Semester, da er von 1939 bis 1945 als Offizier u.a. in Norwegen stationiert war.

Nach dem Zusammenbruch des 'Dritten Reiches' wurde Gerhardt im Zuge der Entnazifizierung zunächst aus der Universität entlassen. Lediglich die Weiterarbeit im Bereich der Inneren Mission wurde ihm von der Militärregierung erlaubt; so wandte er sich erneut dem Archivwesen und der Geschichtsschreibung der Inneren Mission zu. Zum 100jährigen Bestehen des Central-Ausschusses für Innere Mission legte er 1948 als Auftragsarbeit dessen Geschichte in zwei Bänden vor. Angesichts des unendlichen menschlichen Leids, das der NS-Staat heraufbeschworen hatte, distanzierte sich Gerhardt darin ausdrücklich von den Aktivitäten der NSDAP und der 'Deutschen Christen'. Während der Arbeit an der Biographie Friedrich von Bodelschwings (d.Ä.), zu der die Anstalt Bethel den Auftrag gegeben hatte und deren erster Band bereits 1950 erschien, starb Martin Gerhardt 57jährig am 27. Mai 1952 in Köln. Die Vorlesung, die er - in die Göttinger Fakultät als Honorarprofessor erneut aufgenommen, nachdem er 1948 als entlastet eingestuft worden war - angekündigt hatte, konnte er nicht mehr halten.

In der vorliegenden Diplomarbeit gilt die Beschäftigung nun v.a. der Zeit vor Gerhardts öffentlicher Wirksamkeit als Diakoniegeschichtler. Durch das Elternhaus, besonders den Vater, sowie die u.a. aus der Gemeinschaftsbewegung entstandenen Schülerbibelkränzchen wurde Martin Gerhardt bereits früh zum Theologiestudium angeregt. Infolge eines Hinweises Friedrich Mahlings wurde Gerhardt auf das Studium der Geschichte der Alten Kirche gelenkt und fand mit seiner im dritten Semester eingereichten Preisarbeit über die 'eschatologischen Vorstellungen des Irenäus' bereits sehr früh eine äußerst lobende Anerkennung seiner wissenschaftlichen Fähigkeiten durch Adolf von Harnack sowie die gesamte Berliner Fakultät. Das weitere Studium wurde jedoch durch den über vierjährigen Kriegseinsatz zunächst unmöglich. Nach seiner Rückkehr stand für Gerhardt der möglichst rasche Abschluß seiner Berufsausbildung im Vordergrund. In Karl Holl fand er nicht nur seinen theologischen Lehrer. Nach der Promotion in Berlin erhielt Gerhardts Arbeit über die 'Bedeutung der eschatologischen Vorstellungen bei Irenäus, Tertullian und Hippolyt' auch an der Erlanger Fakultät Anerkennung und wurde als Habilitationsschrift angenommen. Daran schloß sich sehr schnell nicht nur eine Tätigkeit als Privatdozent, sondern zugleich als Vakanzvertreter des 1923 von Werner Elert besetz-

ten kirchengeschichtlichen Lehrstuhls. Gerhardt hatte damit in kurzer Zeit die Möglichkeiten für eine Berufung in ein Ordinariat geschaffen.

Gerhardts Wechsel an das Rauhe Haus stellte in diesem Zusammenhang keine logische Folgerung dar. Dieser stand gerade im Gegensatz zu seinen Hoffnungen auf seinen 'Lebensberuf', den des akademischen Lehrers. Es konnte in unserem Zusammenhang erstmals dargestellt werden, daß Gerhardt diesen Wechsel nicht aus wissenschaftlichen Interessen oder wirtschaftlichen Gründen vollzog. Die Streichung aus der Kandidatenliste beim Evangelischen Konsistorium der Mark Brandenburg und das Verlassen der akademischen Laufbahn hatte seine Gründe vielmehr im privaten Bereich. Mit der Promotion in der Philosophischen Fakultät versuchte Gerhardt durch einen weiteren Anlauf in eine akademische Laufbahn zu gelangen.

Der 'Profangeschichte' mochte er sich letztlich jedoch nicht zuwenden. Die Zeit im Rauhen Haus konnte Gerhardt nur als die 'mageren Jahre' seines Leben annehmen. Erst im Nachhinein sollte sich zeigen, daß Gerhardt in der Geschichte der Inneren Mission - zunächst als Biograph Johann Hinrich Wicherns - das Hauptthema seines Lebenswerks finden sollte.

Die Intention der vorliegenden Diplomarbeit ist die Darstellung dieses Lebensweges, der von seiner anfänglichen Zielsetzung abwich, und somit über einen Umweg (das Rauhe Haus) eine neue Richtung erhielt, die Gerhardt zur Aufarbeitung der Diakoniegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts führte. Wie Martin Gerhardts weiterer Lebensweg verlief und in welcher Weise die nicht nur theologischen Prägungen Martin Gerhardt in seiner Arbeit bestimmten, soll in Form einer Dissertation untersucht werden.

Michaela Schuster

**Mädchenarbeit heute - ein Sozialisationsbeitrag zur Gleichberechtigung?
Exemplarische Darstellung und Vergleich dreier Konzepte unter Berücksichtigung
der impliziten Aussagen und expliziten Forderungen aus § 9(3) KJHG**

SoSe 1995, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 46, 130 Seiten + Anhang

Mädchenarbeit ist gegenwärtig in den verschiedensten Kontexten ein Begriff, wird jedoch sehr unterschiedlich ausgelegt und gehandhabt. Welchen Kriterien diese geschlechtsspezifische Jugendarbeit heute genügen muß, um zur Gleichberechtigung der Geschlechter beizutragen, ist Kernfrage dieser Arbeit. Rechtliche Grundlage für die Forderung nach Wahrnehmung der unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen, nach Benachteiligungsabbau und Gleichberechtigungsförderung ist für sämtliche Bereiche und Maßnahmen der Jugendhilfe der als Generalklausel eingeführte § 9,3 des seit 1991 gültigen Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG). Im Verlauf der Arbeit wird - bezugnehmend auf die drei miteinander korrespondierenden Forderungen aus § 9,3 KJHG - die Lebenssituation für und von Mädchen transparent gemacht, bevor drei verschiedene Formen von gegenwärtig praktizierter Mädchenarbeit auf ihren Beitrag gemäß § 9,3 KJHG hin untersucht werden.

Die Frage nach der Entstehung der unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen macht einen Blick in die Geschichte notwendig. Im Rahmen der sich herausbildenden Gesellschaft und der diese konstituierenden bürgerlichen Ideologie kam es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Ausformung komplementär angelegter Geschlechtsrollen und damit spezifischer männlicher

und weiblicher Sozialcharaktere, die die Benachteiligung des weiblichen Geschlechts implizierten und legitimierten. Frauen bekamen schichtbedingt entweder die Rolle des Arbeitstieres oder aber die der Repräsentationsfigur zugewiesen. Als Reaktion darauf formierten sich u.a. sowohl in bürgerlichen als auch in christlich motivierten Kreisen Frauenvereine, die einerseits bessere Mädchenbildung forderten, andererseits faktisch Mädchensozialarbeit initiierten. Hier wird deutlich, daß bereits im vorigen Jahrhundert auf die geschlechtsbedingte Benachteiligungssituation von Mädchen/Frauen mit verschiedensten auf Mädchen konzentrierten Vorstellungen und Maßnahmen der Abhilfe bzw. Förderung reagiert wurde.

Im Anschluß an den geschichtlichen Rückblick werden die gegenwärtigen Lebensbedingungen und Lebenslagen von Mädchen anhand der drei maßgeblichen Sozialisationsinstanzen und Lebenslagen Familie, Schule und Jugendhilfe/Jugendarbeit untersucht. Die frappierenden Unterschiede im Umgang, in der Wahrnehmung und Behandlung von Mädchen und Jungen werden für alle drei Sozialisationsbereiche gleichermaßen detailliert herausgearbeitet und dargestellt. Sozialisation als lebenslanger Prozeß der Selbst-Bildung in sozialen Praktiken birgt neben der Gefahr, der Festschreibung auf traditionelle Geschlechtsrollen zu erliegen, auch die

Chance der aktiven Veränderung von und Befreiung aus den herkömmlichen, vorgefertigten Rollen. Ein entscheidender Ansatzpunkt, Veränderung bzw. Befreiung zu fördern, ist in der Umbruchsphase der Adoleszenz zu sehen; hier liegt die enorme Chance von und für Mädchenarbeit, gezielt Einfluß zu nehmen.

Die komplementäre und implizit Mädchen/Frauen benachteiligende Rollenzuschreibung für Mädchen/Frauen einerseits und Jungen/Männer andererseits (für Frauen bedeutet diese Nachrangigkeit, Abgeleitetheit und ausschließliche Bezogenheit der Frau auf den Mann sowie die "natürliche" Zuständigkeit für den reproduktiven Bereich) ist in einem Ausmaß internalisiert, daß selbst die deutlich sichtbaren Fortschritte bezüglich der Gleichberechtigung in den letzten Jahren am Grundproblem der Geschlechterhierarchie nichts änderten. (Das gesellschaftliche Struktursystem ist noch immer geschlechtshierarchisch. Männer stiften nach wie vor die Norm). Die in diesem Kontext - diesen als geschlechtshierarchischen transparent machend - prägnant dargestellte Situation von Mädchen ist zwingende Voraussetzung, Mädchenarbeitsprofile im Hinblick auf deren Grundhaltung zum Geschlechterverhältnis beurteilen zu können. Dies ist notwendig, um die oft subtil wirkenden Mechanismen der Benachteiligung wahrzunehmen, denen Mädchenarbeit etwas entgegensetzen soll, da sie Mädchenarbeit im Sinne des § 9,3 KJHG zu sein hat; und d.h., daß sie eigene Mädchenspezifische

Maßstäbe jenseits der (üblichen) männlichen Norm entfalten, mädcheneigene (Frei)Räume zur ganzheitlichen Selbst-Erfahrung und -Bildung anbieten und Persönlichkeitsentwicklung und -entfaltung hin zu einer ganzheitlichen Identität frei von Rollenzwängen fördern soll. Im sich anschließenden praktischen Forschungsteil der Arbeit werden sowohl drei verschiedene Konzepte von Mädchenarbeit als auch diese ergänzende Tiefeninterviews mit jeweils einer verantwortlichen Fachfrau zunächst dargestellt und anschließend aufgrund der bis dahin gewonnenen Erkenntnisse kritisch auf ihren Beitrag gemäß § 9(3) KJHG hin analysiert. Bei den verschiedenen Formen von Mädchenarbeit handelt es sich um die Mädchenarbeit des CVJM-Westbundes, die Mädchenarbeit in der badischen Landeskirche und um die Mädchenarbeit des unabhängigen Mädchentreffs Bielefeld e.V. Die (Gesamt)ergebnisse sollen an dieser Stelle nicht vorweggenommen werden, hier nur so viel: Mädchenarbeit ist nicht gleich Mädchenarbeit; jede Mädchenarbeit jedoch leistet einen Sozialisationsbeitrag, was allerdings nicht gleichbedeutend mit einem Beitrag zur Gleichberechtigung ist!

Nicht nur Mädchenarbeit muß sich in ihren Mädchenförderungsmaßnahmen und hinsichtlich der Einstellung der in ihr Tätigen immer wieder und ständig neu kritisch auf ihre Grundhaltung zum Geschlechterverhältnis hin überprüfen und hinterfragen (lassen), soll ein tatsächlicher und grundlegender Fortschritt bezüglich der Gleichberechtigung der Geschlechter erreicht werden.

Agnes Speck

Die Arbeit der Evangelischen Akademien der ostdeutschen Landeskirchen von 1951 bis 1989. Ein Beitrag zur gesellschaftspolitischen Diakonie.

SoSe 1995, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 47, 72 Seiten/Anhang

Als Antwort auf selbstkritische Überlegungen zur Rolle der Kirche im NS-Staat sollte mit der Einrichtung der Evangelischen Akademien 1945 eine neue Arbeitsform der Kirche etabliert werden. Durch sie sollte im Gespräch zwischen Theologen und Laien eine öffentliche und kritische Begleitung gesellschaftlicher und kirchlicher Entwicklungen vor dem Hintergrund christlicher Wertvorstellungen geleistet werden. Diesen Gründungsgedanken der Akademiebewegung stand in der Geschichte der DDR-Kirche schon bald eine politische Realität gegenüber, in der die Kirche einer umfassenden ideologischen Kritik ausgesetzt und kontinuierlicher Kontrolle unterworfen und in der Öffentlichkeit staatlich monopolisiert war, in der einzelne Christen massiver Diskriminierung und Beängstigung preisgegeben waren.

Aus dieser Konfliktlage ergeben sich für die Betrachtung der Arbeit der Evangelischen Akademien in der DDR eine Reihe von Fragen: Welche Rolle konnten die Akademien in dieser politischen Situation einnehmen? Welche Funktion haben die Akademien für die Kirche, welche für die Gesellschaft übernommen? Wie haben die Akademien die durch den Gründungsauftrag angestrebte "Schnittstelle" zwischen Kirche, Gesellschaft und Staat gestaltet?

Im Vordergrund der Betrachtung stehen die drei Akademien in Berlin-Brandenburg, Sachsen und Sachsen-Anhalt, denn diese drei Akademien haben über den gesamten Zeitraum, über den nachgedacht werden soll, kontinuierlich, in einem festen organisatorischen Rahmen und selbständig gearbeitet. (Es würde jedoch ein falsches Bild entstehen, wenn man nicht wenigstens erwähnen würde, daß

auch in Mecklenburg, in Pommern und in Thüringen Akademiarbeit geleistet wurde). Ein zentrales Kapitel der Diplomarbeit ist der Darstellung dieser drei Akademien gewidmet. Sie werden hinsichtlich der Aspekte: thematische Schwerpunkte, Teilnehmer und Referenten, Organisationsform, kirchliche Verankerung, Finanzierung und Kontakte beschrieben. Die Beantwortung der oben angeführten Fragen wird dadurch geleistet, daß die konkrete Konzeption der Akademien herausgearbeitet und genauer charakterisiert wird. Dies geschieht im wesentlichen durch eine Untersuchung der Arbeit der Akademie Berlin-Brandenburg und zwar am Beispiel der Themen und Programme, die die inhaltliche Ausrichtung der Arbeit dokumentieren. Für die Untersuchung wurden folgende Aspekte ausgewertet: Zum einen der Bezug auf einen verbindlichen Grundgedanken (hier ist die Einbindung der Arbeit in das Gesamtkonzept der kirchlichen Dienste gemeint), zum anderen die Ausrichtung und die informative Qualität der thematischen Arbeit, die Teilnehmerzahl und das Teilnehmerengagement (und damit die - sich kontinuierlich ausweitende - Wirkung der Arbeit) und schließlich ihre institutionelle Stabilität. Die Auswertung erfolgte mit dem Ziel, zu prüfen, in welchem Maße die Arbeit der Akademie

mit dem Konzept "öffentliche Meinung" und den damit verbundenen Implikationen zu bewerten ist.

Im Ergebnis ist festzuhalten, daß die Arbeit der Akademien in der DDR wichtig war und zugleich gefährdet. Die Akademien hatten deshalb eine so große Bedeutung, weil sie ein Ort waren für Menschen, die ihre Gedanken anders nicht öffentlich machen konnten. Die Akademiarbeit, so kann man zusammenfassend sagen, begleitete gesprächsweise die Entwicklung der Kirche und die Entwicklung der Gesellschaft, indem kritisch Konzepte in der Diskussion vorangetrieben oder neu formuliert wurden. Die Akademien in der DDR haben als eine Arbeitsform der Kirche einen wesentlichen Impuls christlichen Lebens aufgenommen - die öffentliche Verantwortung. Dementsprechend waren die Akademien der Ort der Vermittlung der Kirche mit der Gesellschaft, ein Raum der Denkbegegnungen und ein Forum für öffentliches Reden. Insgesamt kann man festhalten, daß die Akademien die Aufgabe, den Dialog der Kirche mit der Öffentlichkeit zu führen, angenommen, und diesen Dialog aktualitäts- wie auch zukunftsorientiert gestaltet haben. Die Akademien waren nicht nur wichtig, sondern zugleich gefährdet, weil sie mit dieser Arbeit in politische und gesellschaftliche Bereiche hineingewirkt haben.

Martin Wedek

Altenheimseelsorge mit altersverwirrten Menschen als Thema diakonischer Altenarbeit

WS 1994/95, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 37, 156 Seiten

Unsere Gesellschaft altert. Deutschland befindet sich mitten in einer demographischen Revolution. Es gibt einerseits zahlreiche Beispiele dafür, wie kompetent Menschen bis ins hohe Alter sein können. Andererseits erfahren aber auch viele, daß das Alter oft mit - zum Teil massiven - Beeinträchtigungen verbunden ist. Die Menschen, die in ein Altenheim ziehen, sind zu einem großen Teil hochbetagt, und ihr Gesundheitszustand ist oft stark beeinträchtigt. Dem Anstieg des Heimeintrittsalters entspricht die Verkürzung der durchschnittlichen Heimverweildauer, die heute oft nur noch etwa eineinhalb bis zwei Jahre beträgt. Viele sterben bereits innerhalb der ersten sechs Monate nach ihrem Heimeinzug. Tod und Sterben - immer schon von großer Bedeutung für das Leben und Arbeiten in stationären Einrichtungen der Altenhilfe - gehören mittlerweile in einem solchen Maße zum Alltag eines Altenheims, daß eigentlich die Aufgaben eines Hospizes längst in die Arbeit des Altenheims integriert sein müßten. Doch eine verantwortliche Sterbebegleitung ist vielerorts immer noch dem Zufall überlassen. Immer mehr Menschen im Altenheim sind psychisch krank, immer mehr leiden an

Demenzen. Das Altenheim steht an der Schwelle zur Gerontopsychiatrie und hat sie vielerorts bereits überschritten. Auch nicht psychisch oder dementiell erkrankte Menschen befinden sich mit dem Einzug in ein Altenheim in einem intensiven psychischen Belastungs-Bewältigungs-Prozeß. Erfahren sie nicht verständnisvolle Unterstützung, verschlechtert sich ihr Zustand oft rasant. Das Leben in einem Altenheim ist institutionalisiertes Leben und stark geprägt von strukturellen und personellen sowie politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Das ist, grob skizziert, die Situation, mit der es Altenheimseelsorge zu tun hat.

"Trost im Alter, denen die blind, taub, stumm, gelähmt, verwirrt und allein sind", so lautet das Thema des 2. Symposions Altenseelsorge, das vom 11.-14. März 1996 im Johannesstift in Bielefeld stattfinden wird. Der "Aufbruch in der Altenseelsorge" - so der Titel des 1. Symposions vom Oktober 1993 - findet damit seine Fortsetzung. Als ein Beitrag zu diesem Aufbruch versteht sich auch diese Diplomarbeit, die sich der Problematik der Seelsorge mit verwirrten alten Menschen unter den Bedingungen eines Alten(pflege)heimes widmet.

Seelsorge wird dabei verstanden als eine Realisationsform der Kommunikation des Evangeliums, in der es um "solidarisch-helfende Zuwendung zum je individuellen einzelnen in befreiender Absicht zugunsten des einzelnen unter konstitutiver Berücksichtigung seines sozialen und gesellschaftlichen Kontextes" geht (H.Luther). Entsprechend diesem - diakonisch genannten - Seelsorgebegriff werden auch konzeptionelle, pflegerische, juristische, soziologische u.a. Aspekte mitbedacht. Entstanden ist eine Art praktisch-theologische Handreichung für alle, die mit Altenheimseelsorge befaßt sind und dabei dem Problem der Verwirrtheit begegnen. An eine von verschiedener Seite empfohlene Veröffentlichung ist gedacht.

Die Darstellung und Entfaltung des Themas dieser Arbeit erfolgt in folgender Weise: In einem ersten Teil (I., 8-23) wird zunächst die Altenheimseelsorge im Kontext diakonischer Altenarbeit verortet. Zwölf Leitlinien benennen positionshaft die Kennzeichen diakonischer Altenarbeit (I.1., 8-15). Nicht als Maßstab, an dem Praxis sich messen lassen muß, sind diese Leitlinien gedacht, führten sie dann doch zu einer hoffnungs- und lieblosen Überforderung sowie zu Resignation. Vielmehr sollen sie in der konkreten Praxis als Perspektiven dienen, auch und gerade wenn man dort vielfach sehr bescheiden sein muß. Es folgen grundlegende Orientierungen zum Seelsorgeverständnis (I.2., 16-23), beginnend mit drei inhaltlichen Grundentscheidungen: (1.) Der Auftrag zur Seelsorge an die ganze Gemeinde, (2.) die Wahrung der personalen Ganzheit des Menschen in der Überwindung trennender Dualismen (Wort und Tat, Fürsorge und Seelsorge, Glaubenshilfe und Lebenshilfe, Beratung und Verkündigung, Diakonie und Theologie) und (3.) die bereits o.g. konstitutive Berücksichtigung des sozialen und gesellschaftlichen Kontextes des je individuellen einzelnen. Mit diesen Grundentscheidungen ist ein Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen das Verständnis der diakonischen Seelsorge durch weitere Kriterien und Maximen näher bestimmt wird, wobei - wie auch für die Leitlinien einer diakonischen Altenarbeit - die Liebe Richtschnur (krites) ist, die im Glauben ihren Grund und in der Hoffnung ihre Perspektive hat (A.Rich).

Im Hauptteil (II., 24-135) erfolgt die Beschäftigung mit der besonderen Aufgabe und Herausforderung, die altersverwirrte Menschen für die Altenheimseelsorge darstellen, in vier Schritten: Zunächst wird eine gewisse Grundkenntnis des medizinisch-soziopsychologischen Hintergrundes von Altersverwirrtheit erinnert (II.1., 24-49) und ihre Bedeutung für die Lebenssituation der Betroffenen im Altenheim vergegenwärtigt (II.2., 50-63). Sachlich pointiert und durch zahlreiche Beispiele aus der Praxis veranschaulichend werden Ursachen, Formen und Entstehungsbedingungen von Verwirrtheit so dargestellt, daß der Leser Zugang findet zu der ver - rückten Welt altersverwirrter Menschen. Ver-

wirrtheit wird mit E.Grond verstanden als eine Reaktion auf eine körperliche oder psychische Erkrankung oder auf psychisch oder vor allem auch sozial verwirrende Faktoren bzw. als Symptom einer Beziehungsstörung. Verwirrtheit ist Folge einer Anpassungs- und Bewältigungsarbeit, die den Menschen überfordert - sei es aufgrund der Dramatik der Veränderung seiner sozialen Situation oder auch infolge gesundheitlicher Beeinträchtigungen und altersbedingtem Nachlassen der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit. Depression, Unruhe, Apathie, Aggression, Regression u.a. reaktive Verhaltensstörungen, die sich nur allzuoft chronifizieren, sind ernstzunehmen als Bewältigungsarbeit eines Menschen angesichts einer existentiellen Verunsicherung und Angst auslösenden Überforderungssituation. Verwirrtheit ist also Ausdruck eines Krisenscheiterns. Folge und wiederum auch Ursache neuer Verwirrung sind die Verlusterfahrungen, Verletzungen und Gefährdungen, denen altersverwirrte Menschen ausgesetzt sind: Verletzungen der Privat- und Intimsphäre, Einschränkungen ihres Selbstbestimmungsrechts, der Verlust an Nähe, Beziehung und Gemeinschaft, die Bedrohung der Subjekt-Identität sowie der Verlust von Sinn und die Bedrohung und Verletzung ihrer Würde. In diesem Kontext werden auch die Lebensbedingungen in der Institution Altenheim im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Lebenssituation altersverwirrter Menschen vergegenwärtigt. Von ihrer Lebenssituation im Altenheim her werden dann die wesentlichen Aufgaben von Altenheimseelsorge an altersverwirrten Menschen in den Blick genommen (II.3., 64-115), indem sie in einer allgemeinen Reflexion der vier grundsätzlichen und elementaren Modi bzw. Dimensionen diakonischer Seelsorge zusammengeführt und exemplarisch verdeutlicht werden. Dabei werden - wie auch im folgenden Kapitel II.4. - beispielhaft aus dem weiten Feld des theoretischen und handlungsorientierten Hintergrundwissens einige Anregungen für die Ausgestaltung der praktischen Arbeit gegeben werden. Die Modi der diakonischen Seelsorge sind: 1. Begegnung: hier werden die Aufgaben hinsichtlich Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie der Kommunikation bedacht; 2. Begleitung: im Rahmen des Heimeinzugs, beim Statuswechsel, der mit dem Beginn der Pflegebedürftigkeit verbunden ist, bei der Trauarbeit und im Sterben; 3. Lebensdeutung: hier geht es um die Frage, wie Sinn, Identität und Hoffnung gestiftet werden können angesichts der Fragmentarität des Lebens; und schließlich 4. die Bewahrung, Schaffung und Gestaltung von Lebensraum, wobei es insbesondere um konzeptionelle Fragen geht: Wohn- und Pflegekonzept sowie Folgen und Chancen der sozialpolitischen Rahmenbedingungen. Alle vier Modi gehören im Vollzug diakonischer Seelsorge zusammen; je nach Situation und Blickwinkel steht mal der eine, mal der andere im Vordergrund. Zur Bewältigung der Aufgaben der Altenheimseel-

sorge bedarf es vor allem auch eines konzeptionellen Vorgehens, für das zum Abschluß Ansatz- und Strukturierungsmöglichkeiten aufgezeigt werden (II.4., 116-135). In einem Ausblick schließlich wird nach den Konsequenzen für die Praxis in Kirche und Diakonie sowie für die Theologie gefragt, die aus der Beschäftigung mit dem Thema der Altenheimseelsorge mit altersverwirrten Menschen folgen (III., 136-138). Vier Aspekte werden herausgegriffen: 1. Das Verhältnis von Seelsorge und Diakonie zeigt sich als komplementär-konvergent: Beide ergänzen einander in ihrer je besonderen Akzentuierung und durchdringen sich bis hin zur Übereinstimmung, denn sie haben dasselbe Menschenbild, das im Christusereignis den Menschen erkennt, und folgen demselben Auftrag, nämlich Menschen in ihrer personalen Ganzheit zu helfen. 2. Seelsorge mit altersverwirrten Menschen ist Seelsorge im Vollsinne des Begriffs und ohne jede Einschränkung. Sie erinnert uns allerdings daran, wie viele Arten von Sprache es in der Welt gibt und daß nichts ohne Sprache ist (1. Kor 14,10). Multisensuelle Kommunikation kann die Seelsorge insgesamt bereichern. 3. Gott ist das Subjekt der Seelsorge, und es ist ihm nicht abzusprechen, auch da Seelsorge zu üben, wo sich niemand zum Glauben bekennt.

Darüberhinaus ist das dem Glauben entsprechende Tun, der Gottesdienst im Alltag der Welt, "logike" (vernünftig; Röm 12, 1f.) und damit auch Nichtchristen und Nichtchristinnen grundsätzlich einsichtig und möglich. So kann auch dem Glauben entsprechendes Handeln nicht- oder andersgläubiger Menschen einen wichtigen Beitrag zur Seelsorge leisten. Kooperation in der Seelsorge auf breiter Ebene ist aber nicht nur möglich, sondern von der personalen Ganzheit des Menschen her geradezu gefordert. 4. Eine verantwortliche Altenheimseelsorge ist allein mit theologisch-poimenischer Kompetenz nicht zu gewährleisten. Es gilt vielmehr, die beruflich, ehrenamtlich oder privat im Altenheim verkehrenden Menschen für die Anliegen der Altenheimseelsorge zu gewinnen und ihre unterschiedlichen Kompetenzen und Gaben anzuerkennen, zu fördern, zu begleiten und zu ergänzen. Zuständigkeitsdenken zu überwinden und Altenheimseelsorge auf die breite Basis zu gründen, die bereits besteht, ist die Aufgabe der haupt- und nebenamtlich für Altenheimseelsorge Verantwortlichen. Hierauf sollte auch in ihrer Aus- und Fortbildung ein Schwerpunkt gesetzt werden. Abschließend erleichtert das reichhaltige Literaturverzeichnis (139-156) allen Interessierten einen schnellen Einstieg in die Vertiefung und eigene Weiterarbeit am Thema.

Theodor Strohm

Gemeinsame Initiative - Arbeit für alle!

Zur neuen Studie der Kammer der EKD für soziale Ordnung.

1. Die Sozialkammer der EKD ist das einzige Gremium in Deutschland, in dem kontinuierlich über die Grenzen der Parteien und Interessenpositionen der Tarifvertragsparteien hinweg an notwendigen gemeinsamen Reformaufgaben in unserer Gesellschaft gearbeitet und um einen vorausgehenden Konsens gerungen wird. Die Mitglieder sind ihrem an der christlichen Ethik orientierten Gewissen verpflichtet und bemüht, neue Perspektiven auch dort zu eröffnen, wo für viele die Zukunft versperrt erscheint. Die Sozialkammer hat sich mehrmals mit dem Thema Arbeitslosigkeit auseinandergesetzt und sich mit ihren Vorschlägen bei den politischen Verantwortlichen Gehör verschaffen können. 1982 wurden in der Studie "Solidargemeinschaft zwischen Arbeitenden und Arbeitslosen" bereits Vorschläge gemacht, die hohe Arbeitslosigkeit durch eine konzertierte Aktion der Kräfte abzubauen und durch die Schaffung eines "zweiten Arbeitsmarktes" den strukturellen Verschiebungen im Angebot von Arbeitsmöglichkeiten Rechnung zu tragen. In ihrer Erklärung von 1987 "Gezielte Hilfen für Langzeitarbeitslose" wurden energische Maßnahmen zur Bekämpfung der Langzeitarbeitslosigkeit gefordert, die in den Maßnahmen der Bundesregierung der folgenden Jahre im sog. 2,75 Milliarden-Programm mit Einarbeitungszuschüssen für Langzeitarbeits-

lose und Förderungsmaßnahmen für besonders schwer vermittelbare Langzeitarbeitslose ihren konkreten Niederschlag fanden. Auch das groß angelegte Projekt "Aufbau Ost" mit neuen unkonventionellen Fördermaßnahmen (Mega-ABM, Beschäftigungsgesellschaften etc.) kann als eine Fortschreibung dieser Vorschläge verstanden werden.

2. Die neue Studie der Sozialkammer "Gemeinsame Initiative - Arbeit für alle", die sich im übrigen auch als Beitrag zum Konsultationsprozeß der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland versteht, knüpft an die Erfahrungen der Vergangenheit an. Sie geht von Zielperspektiven für eine konzertierte Politik der Arbeitsförderung aus, die im folgenden angedeutet werden:

- Grundlegendes Ziel der sozialen Marktwirtschaft ist die Erhaltung bzw. das Erreichen der Vollbeschäftigung. Arbeitslosigkeit ist sowohl aus humanen Gründen als auch unter wirtschaftlichen und fiskalischen Gesichtspunkten schädlich und auf Dauer unerträglich.

- Die Erfahrung hat gezeigt, daß nur "integrierte" Lösungen erfolgreich sind. Nur durch das Zusammenwirken von Wirtschafts-, Finanz-, Geld-, Struktur-, Tarif- und Arbeitsmarktpolitik werden Wege aus der Arbeitslosigkeit eröffnet. Die zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zusätzlich erforderlichen

Finanzmittel müssen durch eine solidarische Anstrengung aller gesellschaftlichen Gruppen aufgebracht werden. Dieses erfordert die Bereitschaft zum Teilen von Arbeit, Einkommen und auch Vermögen.

- Vorrangiges Ziel der Bemühungen muß die Erhaltung und Schaffung wettbewerbsfähiger Arbeitsplätze auf dem regulären Arbeitsmarkt sein.

- Flexiblere Lösungen in der Gestaltung der Arbeitszeit, der Arbeitsorganisation und der Einkommensstruktur können eine beschäftigungsfördernde Wirtschaftspolitik wirksam ergänzen.

- Notwendig ist aber auch öffentlich geförderte Arbeit. Ohne einen solchen Sektor öffentlich geförderter Arbeit sind für viele Menschen heute und in Zukunft die Probleme nicht lösbar. Vor Ort, in den Kommunen und Arbeitsamtsbezirken, muß eine wirkungsvolle Bündelung der Konzepte, Organisation und Finanzierung gefunden werden.

- Öffentlich geförderte Arbeit muß im Blick auf die von Arbeitslosigkeit betroffenen und bedrohten Menschen bestimmte Zielgruppen des Arbeitsmarktes besonders unterstützen. Gleichzeitig kann sie den Strukturwandel hin zu mehr Dienstleistung (z.B. im Bereich der Humandienstleistungen und der Umweltdienstleistungen) wirkungsvoll unterstützen.

- Angesichts der meist verheerenden Folgen für den einzelnen von Arbeitslosigkeit Betroffenen sind neue Konzepte individueller Förderung erforderlich, die Beratung, Beschäftigung, soziale Begleitung und die Erstellung individueller Förderpläne integrieren. An der Ausgestaltung dieser Aufgabe müssen stärker als bisher die örtlichen Arbeitsmarktakteure (Arbeitsämter, Kammern, Unternehmen usw.) und Sozialhilfeträger mitwirken. Nicht zuletzt die Kirchen sind herausgefordert.

- Angesichts des rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Standes der europäischen Integration muß bei allen Vorhaben und Förderungen der europäischen Arbeitsmarkt und der Industrie-Standort Europa im Blick sein. Eine national begrenzte Arbeitsmarktpolitik ist weder möglich noch wünschenswert.

3. Die Studie geht von bestimmten Diagnosen und Prognosen hinsichtlich der Situation auf dem Arbeitsmarkt aus. Die Tatsache, daß die konjunkturelle Erholung der Wirtschaft in den Jahren 1994/95 kaum zu einer Entspannung auf dem Arbeitsmarkt geführt hat, zeigt, daß tiefgreifende Verschiebungen beim Bedarf an Arbeitskräften und vor allem hinsichtlich ihrer Qualifikation in den Sektoren und Branchen der Wirtschaft stattfinden.

Die durchschnittliche Arbeitslosigkeit von ca. 9% in den westlichen und ca. 16% in den östlichen Bundesländern ist unerträglich hoch. Die Arbeitsplatzlücke beträgt gegenwärtig unter Berücksichtigung der zahlreichen Maßnahmen der Arbeitsförderung und der "stillen Reserve" ca. 5 - 7 Millionen. Prognosen bis zum Jahre 2010 ergeben, daß trotz erheblicher demographischer Entlastungen auch

dann noch mit einer Arbeitsplatzlücke von 3,5 - 5 Millionen gerechnet werden muß. Auch die dramatische Zunahme der Langzeitarbeitslosigkeit deutet auf strukturelle Verschiebungen und Verfestigungen hin. In den östlichen Bundesländern ist ihre Zahl seit 1992 um über 40% angestiegen. 34% der Arbeitslosen suchen seit über einem Jahr eine Stelle. Besondere Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt haben insbesondere ältere Erwerbspersonen, Personen ohne einen (ausreichenden) Berufsabschluß, chronisch Kranke und behinderte Erwerbspersonen. Der Anteil bei ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern nimmt zu und liegt bei rund 15%. Auch innerhalb dieser Gruppe geraten immer mehr Personen in den Teufelskreis der Arbeitslosigkeit. Die Erwartung, das Problem der hohen Arbeitslosigkeit werde sich - nicht zuletzt auch in den östlichen Bundesländern - allmählich von selbst lösen, erweist sich als Illusion.

4. Vier Faktoren kennzeichnen die strukturell sich verändernde Situation:

- weltweit wirkende Megatrends zeigen ihre Wirkungen auf den Industriestandort Deutschland. Durch den Wegfall der Grenzen im europäischen Einigungsprozeß, durch den Zerfall der Blöcke, durch Massenkommunikation und weltweit wirkende Migrationsprozesse ergeben sich neue globale Konstellationen. Die Verflechtung der Volkswirtschaften infolge der Internationalisierung der Märkte und Globalisierung der Produktion und Wissensverarbeitung stellen einzelstaatliche und national-ökonomische Betrachtungsweisen in Frage. Anpassungs- und Konzentrations- und Standortverlagerungsprozesse führen zu Instabilitäten auf dem Arbeitsmarkt, deren langfristige Wirkungen noch nicht absehbar sind. Dabei sollte nicht übersehen werden, daß die deutsche Wirtschaft insgesamt durch den deutschen und insbesondere durch den europäischen Einigungsprozeß eine bedeutende Stärkung erfahren hat und weiter erfahren wird.

- Prognose-Untersuchungen lassen für die Zukunft erwarten: Produktionsorientierte Tätigkeiten nehmen - nicht zuletzt durch konsequente Rationalisierungsmaßnahmen tendentiell ab. Sekundäre, hochqualifizierte Dienstleistungen nehmen an Bedeutung zu. Hierzu gehören Tätigkeiten der Beratung, Ausbildung, Information, der Organisation bzw. im Management. Obgleich bei den primären Dienstleistungen (Bürotätigkeiten, Bewirten, Transport, Handel, soziale Dienste) der Bedarf bei weitem nicht erfüllt ist, können weitere Rationalisierungen zum Stillstand bzw. zum Abbau von Arbeitsmöglichkeiten in diesem Sektor führen. Einfache Tätigkeiten von Ungelernten werden weiter dramatisch abnehmen.

- Die Nachfrage von Arbeitsplätzen in Deutschland wird zunehmend beeinflusst durch Arbeitskräfte aus den Ländern der EU und durch saisonelle oder dauerhafte Zuwanderer aus anderen europäischen Ländern. Hinzu kommen eine nicht unerhebliche

Zahl von Aussiedlern, aber auch Kriegsflüchtlingen und Asylbewerbern. Große Chancen haben hochqualifizierte Facharbeiter oder Akademiker, deren kürzere Ausbildungszeiten ihnen gute Startchancen verschaffen. Hingegen werden mangelhaft qualifizierte häufig Empfänger von Sozialhilfe, schon heute sind mehr als ein Drittel aller Sozialhilfeempfänger Ausländer oder Aussiedler.

- Der schulischen und beruflichen Bildung, die zugleich zu lebenslangem Lernen, zu beruflichen Neuqualifizierungen und internationaler bzw. europäischer Erfahrung und Mehrsprachigkeit befähigt und zugleich frühzeitige Abschlüsse ermöglicht, kommt immer größere Bedeutung zu. Zugleich müssen die Qualifizierungs- und Berufsfundchancen für weniger Begabte, chronisch Kranke und sozialisationsbedingt Benachteiligte deutlich verbessert und ausgebaut werden.

5. Die Studie fordert neue Wege, von denen hier einige angedeutet werden:

- Die herkömmlichen arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen reichen weder heute noch in absehbarer Zukunft zur durchgreifenden Lösung der Probleme aus. Eine bessere Koordinierung der Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik sowie der Initiativen des Bundes, der Länder und Gemeinden, an der alle dafür Verantwortlichen bei Wahrung ihrer Unabhängigkeit beteiligt werden, ist unabdingbar. Unter Moderation der Bundesregierung müssen Vereinbarungen über die Grundlinien der Politik getroffen und die wirtschaftspolitischen Schritte nach Lage der Konjunktur abgestimmt werden. Die Studie erinnert an gute Erfahrungen der Konzentrierten Aktion und der Runden Tische, fordert aber mehr Verbindlichkeit der Absprachen.

- Die EKD unterstützt das Anliegen menschengerechter Flexibilisierung von Arbeitszeiten: Die Forderung nach mehr Arbeitszeitflexibilisierung durch Arbeitszeitverkürzungen und Teilzeitarbeit entspricht nicht nur den Bedürfnissen vieler Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Auch in den Unternehmen werden zunehmend die Vorteile veränderter Arbeitszeitgestaltung gesehen. So werden mehr Arbeitsplätze geschaffen, aber auch neue Möglichkeiten, in den Betrieben auf Nachfrageschwankungen flexibel zu reagieren. Allerdings bedürfen diejenigen Sozialrechtsnormen, die sich am Leitbild des vollzeitarbeitenden Dauerbeschäftigten orientieren, einer Revision. Dies gilt insbesondere für die Alterssicherung der erwerbstätigen Frauen. Intelligent organisierte Teilzeitarbeit ist nicht teurer als Vollzeitarbeit.

- Gefordert werden Einstiegsmöglichkeiten für gering qualifizierte Arbeitskräfte, die vom Strukturwandel hart betroffen sind: Gering produktive Arbeiten fallen weg und es gibt kaum neue Arbeitsplätze, die ihrer Qualifikation entsprechen und die ein existenzsicherndes Einkommen bieten. Eine Lösung sind Lohnkostenzuschüsse, wie sie grundsätzlich in der Bundesrepublik für Langzeitarbeitslose

bestehen. Dieses Instrumentarium sollte ausgebaut werden. "Jedem Arbeitslosen - gleich ob er Arbeitslosengeld, Arbeitslosenhilfe oder Sozialhilfe bezieht - muß die Möglichkeit eröffnet werden, nach spätestens 6 Monaten einen individuellen Förderplan zu entwickeln mit dem Ziel einer raschen und nachhaltigen Eingliederung in das Beschäftigungssystem. Diese Förderungsplanung soll durch soziale Beratung, Lebenshilfe und Angebote sozialer Integration flankiert werden."

- Die wichtigsten Überlegungen der Studie beziehen sich auf das Verhältnis von regulärer und öffentlich geförderter Arbeit. Die bereits erprobten Instrumente öffentlich geförderter Arbeit, vor allem in den östlichen Bundesländern, sollen überall in lokaler Bündelung erprobt und genutzt werden. Hierzu gehören: "Beschäftigungsgesellschaften zur Arbeitsförderung, Beschäftigung und Strukturentwicklung" (ABS) mit bis zu 350 Beschäftigten; "Soziale Betriebe" in kommunaler oder freigemeinnütziger Trägerschaft (durchschnittlich 30-50 Beschäftigte); "Arbeit statt Sozialhilfe" mit individuellen Förderplänen; Jugendwerkstätten mit Qualifizierungsprogrammen "Arbeit und Lernen"; Jugendstart-Programme und Euroqualifikationsjahr. In Querschnittseinrichtungen vor Ort sind diese Initiativen zu bündeln, die Finanzierung durch Bund, Länder, Gemeinden und EU-Programme zusammenzuführen.

6. Diakonie und Kirche verfügen über eine hohe und anerkannte Kompetenz zum Mitreden und Mithandeln, die auf einer über 20jährigen Praxis beruhen. Seitdem gibt es Beratung, offene Begegnung, Bildungsmaßnahmen und soziale Beschäftigungsunternehmen. Mit Jugendlichen, Frauen und Langzeitarbeitslosen sind so gerade in kirchlichen Einrichtungen neue Wege aus der Arbeitslosigkeit erprobt worden. Im Vordergrund der Beratungsarbeit stehen die berufliche Wiedereingliederung und perspektivische Lebensplanung, die sozialrechtliche und materielle Situation sowie die psychosoziale Lage der Ratsuchenden. Die Durchführung eines erarbeiteten Förderplanes zur beruflichen Eingliederung soll jedoch in Abstimmung mit dem Arbeits- bzw. Sozialamt erfolgen. Insofern sind die Beratungsstellen eine notwendige Ergänzung zur Tätigkeit der Arbeitsverwaltung. Schließlich wird darauf aufmerksam gemacht, daß seit dem "EG-Weißbuch" über die europäische Sozialpolitik (Okt. 1994) und dem Weißbuch "Wachstum, Wettbewerbsfähigkeit, Beschäftigung - Herausforderungen der Gegenwart und Wege ins 21. Jahrhundert" (Okt. 1993) eine EU-weite beschäftigungspolitische Betrachtungsweise möglich geworden ist. Gemeinsame Perspektiven und erste Maßnahmen zur Bewältigung der Arbeitslosigkeit in Europa zeichnen sich ab. Die Menschen in Europa erwarten, daß von den Kirchen Impulse der Hoffnung, Perspektiven des Lebens und Ermutigung zum Handeln ausgehen.

Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts

Herausgeber der gesamten Reihe: Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm

Band 1

Paul Philippi / Theodor Strohm (Hg.),

Theologie der Diakonie. Lernprozesse im Spannungsfeld von lutherischer Überlieferung und gesellschaftlich-politischen Umbrüchen. Ein europäischer Forschungsaustausch,

Heidelberg 1989. 247 S. Kart. ISBN 3-920431-99-5 DM 28.-

Band 2

Gerhard K. Schäfer / Theodor Strohm (Hg.),

Diakonie - biblische Grundlagen und Orientierungen. Ein Arbeitsbuch zur theologischen Verständigung über den diakonischen Auftrag,

Heidelberg 2. Auflage 1994. 425 S. Kart. ISBN 3-89426-067-X DM 36.-

Band 3

Theodor Strohm / Jörg Thierfelder (Hg.),

Diakonie im »Dritten Reich«. Neuere Ergebnisse zeitgeschichtlicher Forschung,

Heidelberg 1990. 352 S. Kart. ISBN 3-89426-018-1 DM 32.-

Band 4

Gerhard K. Schäfer (Hg.),

Die Menschenfreundlichkeit Gottes bezeugen. 'Diakonische' Predigten von der Alten Kirche bis zum 20. Jahrhundert,

Heidelberg 1991. 487 S. Kart. ISBN 3-89426-030-0 DM 38.-

Band 5

Gerhard K. Schäfer,

Gottes Bund entsprechen. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis,

Heidelberg 1994. 453 S. Kart. ISBN 3-89426-037-8 DM 48.-

Band 6

Theodor Strohm,

Diakonie und Sozialethik. Beiträge zur sozialen Verantwortung der Kirche.

Hg.v. Klaus Müller und Gerhard K. Schäfer. Mit einem Geleitwort von Klaus Engelhardt,

Heidelberg 1993. XV, 473 S. Kart. ISBN 3-89426-051-3 DM 38.-

Band 7

Theodor Strohm / Jörg Thierfelder (Hg.),

Diakonie im Deutschen Kaiserreich (1871-1918). Neuere Beiträge aus der diakoniegeschichtlichen Forschung,

Heidelberg 1995. 476 S. Kart. ISBN 3-89426-075-0 DM 40.-

Band 8

Theodor Strohm (Hg.),

Diakonie im europäischen Einigungsprozeß - ein internationaler und ökumenischer Forschungsaustausch, Heidelberg 1996. Kart. ISBN 3-89426-076-9 (in Vorbereitung).

Die Bände sind über den Buchhandel zu beziehen oder direkt beim Verlag: **Universitätsverlag C. Winter. Heidelberger Verlagsanstalt,** Postfach 10 61 40, 69051 Heidelberg, Tel: 06221/ 77 02 60, Fax: 06221/ 77 02 69.

Diakoniewissenschaftliche Studien

Herausgeber der gesamten Reihe: Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm

Band 1

Matti Järveläinen,

Gemeinschaft in der Liebe. Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung der Kirche im Verständnis Paul Philipps,

Heidelberg 1993. 167 S. Kart. ISBN 3-929919-01-X DM 18,-

Band 2

Arnd Götzelmann,

Die Speyerer Diakonissenanstalt. Ihre Entstehungsgeschichte im Zusammenhang mit Kaiserswerth und Straßburg,

Heidelberg 1994. 379 S. Kart. ISBN 3-929919-02-8 DM 29,-

Band 3

Jürgen Stein,

Rahmenbedingungen der Freien Wohlfahrtspflege in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Beitrag zur Bestimmung der Diakonie im europäischen Erfahrungsaustausch,

Heidelberg 1994. 119 S. Kart. ISBN 3-929919-03-6 DM 16,-

Band 4

Britta von Schubert,

Behinderung und selbstbestimmtes Leben. Das HELIOS-Programm der Europäischen Gemeinschaft - neue Aufgaben diakonisch-sozialer Arbeit in Europa,

Heidelberg 1995. 318 S. Kart. ISBN 3-929919-04-4 DM 26,-

Band 5

Martin Bach / Karl Friedrich Bretz / Friedrich Schmidt,

Neuansätze der Diakonie in Europa. Ökumenische Studien zur Caritas Italiana, Diakonie in der russisch-orthodoxen Kirche und Social Service in der Church of England, mit einer Einführung von Theodor Strohm,

Heidelberg 1995. Ca. 300 S. Kart. ISBN 3-929919-05-2 ca. DM 28,- (in Vorbereitung)

Band 6

Jürgen Stein (Hg.),

Diakoniegesetz im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland. Eine Dokumentation,

Heidelberg 1995. 164 S. Kart. ISBN 3-929919-06-0 DM 23,-

Band 7

Erneuerung des Diakonats.

Elsie McKee, Diakonie in der klassischen reformierten Tradition und heute,

Risto Ahonen, Die Entwicklung des diakonischen Amtes in den lutherischen Kirchen insbesondere Finnlands, mit einer Einführung von Theodor Strohm

Heidelberg 1995. Ca. 250 S. Kart. ISBN 3-929919-07-9 ca. DM 26,- (in Vorbereitung)

Die Bände sind über den Buchhandel zu beziehen oder direkt beim Verlag: **Diakoniewissenschaftliches Institut an der Universität Heidelberg**, Karlstraße 16, 69117 Heidelberg, Tel: 06221/ 54 33 36, Fax: 06221/ 54 33 80.

Als besonderen Service bietet das Diakoniewissenschaftliche Institut auch die Möglichkeit an, die **gesamte Reihe zu abonnieren**. Sie erhalten die einzelnen Bände sofort nach der Fertigstellung und sind damit immer auf dem neuesten Stand.

Liebe Leserin, lieber Leser,

wie in den vergangenen Jahren geben wir unser DWI-Info auch in diesem Jahr wieder kostenlos an Interessierte ab. Zugleich möchten wir in diesem Jahr jedoch eine Bitte damit verbinden. Die Kosten, die uns durch Druck und Versand inkl. Porto des Infos entstehen, sind in den letzten Jahren ständig gestiegen. Das DWI-Info erfüllt jedoch die Aufgabe, über die Arbeit des Instituts zu informieren sowie den Kontakt zwischen Interessierten, Ehemaligen, Studierenden, Landeskirchen sowie Diakonischen Werken und dem Institut zu pflegen und zu intensivieren. Daher erlauben wir uns die Bitte, daß Sie mit einem Betrag von DM 10,- bis 15,- die Deckung der Porto- und Druckkosten sicherstellen helfen.

Für Ihre Gabe danken wir Ihnen im Voraus sehr herzlich!

Überweisungen vollziehen Sie bitte auf das Konto:
Kontonr. **28 959** bei der
Bezirkssparkasse Heidelberg (BLZ: 672 500 20)
unter dem Stichwort: **Europa-DWI-Info**